98-84491 - 3

Schmidt-Weissenfels, Eduard

Geschichte des modernen Reichtums

Berlin

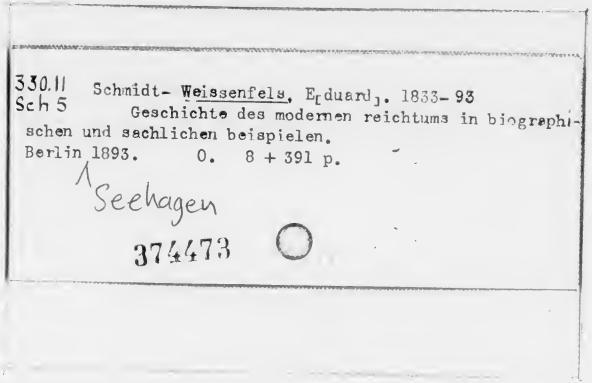
1893

98-8449-3
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD



330.11
Sch 5 Schmidt- Weissenfels, Eduard. 1833- 93
Geschichte des modernen reichtums in biographischen und sachlichen beispielen.
Berlin 1893. O. 8 + 391 p.

Seehagen

374473

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

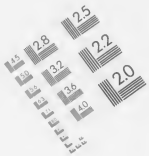
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11 :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 12/9/98 INITIALS: N.V.

TRACKING #: 33629

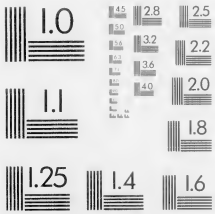
FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC



150 mm

100 mm



ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

1.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

1.5 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

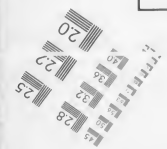
2.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

2.5 mm

A5

A4



PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS

A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425

330.11 Sch5
Columbia University
in the City of New York
Library
Special Fund
1901
Given anonymously

Geschichte
des
modernen Reichtums.

Geschichte

des

modernen Reichtums

in

biographischen und sachlichen Beispielen.

Von

E. Schmidt-Weißenfels.

Berlin.
Verlag von Oswald Seehagen.
1893.

Vorwort.

Reichtum! Das ist das große, in tausend Echos widerhallende Zauberwort der Zeit. Überall in der Kulturwelt und in allen Ständen ist Reichtum das hohe Ziel, das man meint erreichen zu müssen, wenn man vom Glück des Lebens reden will. Sauer erworbene Vermögen werden in der Jagd nach mehr Reichtum, nach den Millionen, verspielt und in Spekulationen verloren. Es giebt keine Grenze mehr, wo der Reichtum die Befriedigung des ruhigen Genusses gewährt, und ins Ungemessene ist der Begriff des Vermögens gestiegen, das einem Menschen heut zu erwerben ermöglicht ist.

In keinem Zeitalter hätte dies auch geschehen können, wie in dem unsrigen. Das neunzehnte Jahrhundert hat immer neue Quellen des Reichtums erschlossen, immer vielfältiger den Erwerb der Menschen im Ziele daraufhin gestaltet, und dadurch eine Gesellschaft erzeugt, die durch Arbeits- und Spekulationsunternehmen mit den stets sich vervollkommnenden Mitteln der Technik bis in ihre Tiefen aufgerührt ist. Es hat den Boden gegeben, auf dem die Talente aller Art in Freiheit ihre Schaffenskraft entwickeln konnten, auf dem die Genies neue Bahnen für die Kultur, für die großartigsten Arbeiten industrieller und technischer Art brachen, und auf dem so eine Menge leuchtender Vorbilder erfolgreicher Thätigkeit, ruhmvollen Lebens und gesegneten Wirkens der strebenden Jugend erstanden sind.

Die geschichtliche Darstellung dieses wohl noch lange nicht vollendeten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozesses sollte in

316887

diesem Buche durch die überall passend eingefügten biographischen und sachlichen Beispiele anschaulich illustriert und damit für das große Publikum um so anregender und lehrreicher werden. Seit Jahren war ein mannichfaches Material dafür gesammelt. Dasselbe bot in Fülle nicht nur ein klares Bild von der geschichtlichen Kraft, welche die neue Kulturepoche hervorrief, sondern auch von dem Werden und der Entwickelung der wirtschaftlichen Bewegung in ihren verschiedenen Äußerungen und damit von der sozialen und ethischen Bedeutung des Reichtums in neuerer Zeit. In der realistischen Wahrheit dieser Beispiele kamen zugleich Wesen und Wert der sozialistischen Bestrebungen zu eindruckvollen Schilderungen, wie sie andererseits, gegenüber den Ausartungen einer im Reichtum üppigen Gesellschaft, das sich mehrende Bestreben in helles Licht rücken, die Übel im Dasein der Armut zu heben und die Welt nach Möglichkeit besser zu machen, als sie war.

So würde dies Werk eine Ergänzung meiner früheren kulturgeschichtlichen Arbeiten bilden. Möge es als eine eigenartige Darstellung der wirtschaftlichen Bewegung der neueren Zeit in ihrer Konzentrierung auf den Reichtum, in seinen biographischen Beispielen, wie skizzenhaft sie auch meist gegeben sind, gleichsam als ein „goldenes Buch“ von Denkern, Bahnbrechern und schöpferischen Arbeitern auf technischem und industriellem Gebiet, die Gunst der Leser gewinnen!

Stuttgart, Ostern 1893.

Dr. E. Schmidt-Weißenfels.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Die Privatreichtümer in der alten Gesellschaft Europas.
England. — Frankreich. — Spanien. — Italien. — Deutschland. — Österreich-Ungarn. — Niederlande — Dänemark. — Norwegen. — Schweden. — Rußland 1

II. Die ersten Mittel des modernen Reichtums.
Die Dampfmaschine. — Die Fabrikspinnerei. — Die Kohle. — Das Eisen. — Die Lokomotive. — Das Dampfschiff 34

III. Die Großindustrie.
Die Engländer. Richard Cobden. John Bright. Titus Salt. Hugh Mason. John Crossley. Francis Crossley. Samuel Cunliffe-Lister. Josiah Mason. John Brown. Henry Bessemer. — Die Franzosen. Philipp von Girard. Josua Heilmann (Dollfus). Antoine Herzog. J. Holden. — Die Deutschen. August Borsig. Alfred Krupp. — Die Österreicher. Friedrich Leitenberger. Johann Liebig. Adalbert Lanna. Arthur Krupp. F. M. Hämmerle. — Ungarn. — Rußland. Karl Scheibler 50

IV. Der Amerikanismus.
Der Yankee-Abenteuersinn. — Girard. — Trapperhandel. Astor und seine Nachkommen. — Landspekulation. Peter und Gerrit Smith. — Städtegründung. Flower. Chicago. — Bahnwesen. Nik. Biddle. — Dampfschiff-Gesellschaften. Cunard. P. E. Kunhardt. — Die Vanderbilt. — Golderfunde. Sutter. — Eisenbahnbau. Jay Gould. — Petroleum. Rockefeller. — Textilindustrie. — Eisenindustrie. Carnegie. — Mechanik. Colt. Edison. — Millionäre und Milliardäre 80

V. Die kapitalistische Gesellschaft.
Ihre Macht in England und Frankreich, ihr Aufkommen in Deutschland. — Neue Kapitalbildungen in Eisenbahnbau, Dampfschiffahrt, Eisenindustrie, Waffenverbesserung, Kanonenfabrikation, Pulververbesserung, neuen Erfindungen, Bernsteinproduktion, Zuckerindustrie, Brauereien, Champagnerfabrikation, Genußmitteln. — Die Hilfe der Chemie: Landwirtschaft, Landschöpfungen, Anilinfabriken. — Gewerbeaufschwung. — Haus- und Kleinindustrie. — Hohe Gehalte. — Handwerk-Erfolge. — Vereinigung der Kapitalien. Aktiengesellschaften. Genossenschaften. Die Konkurrenz. Großbetrieb. Ringe. — Die modernen Millionäre 119

Seite

VI. Das Geld.
Die Großfinanz. — Die Banken und die Börse. — Schwindelbanken. — Das Gründertum. — Krisen und Krach. — Die Jagd nach Reichtum. — Spekulationen und Börsenspiel. — Die Spielbanken. — Die Verbrechen. — Der Geiz. — Schattenbilder des Reichtums 166

VII. Das Arbeitertum und das Kapital.
Die Fabrik und die Fabrikarbeiter. — Der Zwiespalt. Heilslehren und Versuche damit. Sektiererei. Phalanstères und Familistères. Kommunistische Gemeinden. — Nationalwerkstätten. — Arbeiter-Assoziationen in Frankreich, England, Deutschland. — Anteilwirtschaft und Spargenossenschaft. Die revolutionäre Bekämpfung des Kapitals: Chartisten, die trades unions, Kommunisten, die internationale, die deutsche Sozialdemokratie. — Bilder der Verwirklichung ihrer Programme. — Die Anarchisten. — Die Massenstreiks. — Friedliche Ausgleichorganisation in England und Amerika 209

VIII. Presse, Litteratur und Kunst.
Das Zeitungswesen. In England: Times, Lloyd News und Daily Chroniele. — In Frankreich: Journal des débats, La Presse, Figaro, Petit-Journal. — In Nordamerika: New-York Herald, World, Tribune, Ledger. — Redakteure und Korrespondenten. — Die Bestechungen der Presse. — Das Inserat und die Reklame. — Annoncengeschäfte. — Schriftsteller-Honorare. Die Theater. Zeitschriften und Familienblätter. — Künstler-Honorare. Das reisende Virtuosentum. Tänzerinnen. Vornehme Heiraten. Künstlerisches Abenteurer- und Spekulantentum . 268

IX. Wohlthätigkeit, Stiftungen, Vermächtnisse, Schenkungen.
Die Wohlthätigkeit sonst und jetzt. — Ihr Charakter in Stiftungen in neuerer Zeit. — Wissenschaftliche Stiftungen und künstlerische. — Stiftungen des industriellen Reichtums und zum Besten der Arbeiter. — Vermächtnisse von Sonderlingen. — An die Hausleute. — An Wohlthätigkeitsanstalten und Gemeinden. — Privatwohlthätigkeit. — Humane Vereine. — Innere Mission 310

X. Der Volkswohlstand der Gegenwart. Zeugen und Bürgen.
Die Großstädte. — Die Postmarke. — Der Seehandel. — Versicherungswesen. — Sparkassen. — Die Naturwissenschaft und die Technik. — Die Ernährung der Menschheit. — Gold, Juwelen und Geld in der Welt. — Das geschichtliche Gesetz. 339

Namenverzeichnis 385

I.

Die Privatreichtümer in der alten Gesellschaft Europas.

England. — Frankreich. — Spanien. — Italien. — Deutschland. — Österreich-Ungarn. — Niederlande. — Dänemark. — Norwegen. — Schweden. — Rußland.

Großer äußerer Reichtum, der im Überfluß die Mittel zum Genuß der Güter des Lebens nach Wahl bietet, war unter den aus dem Mittelalter überkommenen und gefestigten Staatseinrichtungen vor allem aus dem gesicherten Besitz und Ertrag von Grund und Boden hervorgegangen.

In eigentümlicher Art blieb solcher Reichtum in England den Adelsfamilien zugleich mit politischer Macht erhalten. Wiewohl hier seit dem 16. Jahrhundert ein blühender Handel zur See auch einen sehr wohlhabenden Kaufmannsstand in einigen Hafenstädten, zumal in London, hervor- und gesellschaftlich emporbrachte, so war doch die Auffassung maßgebend, daß nur ein kräftiger Grundadel die Wohlfahrt des Staates, ja dessen Bestand gewährleiste.

In der That spielte die Landwirtschaft, an deren Spitze der Adel stand, die erste Rolle in England. Im Jahre 1688 beschäftigte sie nahezu zwei Millionen Menschen, der Handel dagegen nur eine Viertelmillion und etwa ebenso viel der Gewerbebetrieb. Dem entsprach es, daß vom Grundbesitz 23 Millionen Pfund Sterl. dem Nationaleinkommen jährlich zuflossen, vom

Handel ungefähr vier, von den Gewerben kaum zwei und eine halbe Millionen.

Während im übrigen abendländischen Europa der altgesessene Adel den unmittelbaren Besitz des größeren Teils seiner kultivierten Ländereien vielfach wieder verloren hatte, war er in England geradezu Herr des Landes. Unter dem Ministerium Pitt ging Ende des vorigen Jahrhunderts sogar die englische Gesetzgebung wieder auf die alte Landesteilung unter Wilhelm dem Eroberer zurück, die 10 800 große Lehngüter für die Barone geschaffen hatte, um den inzwischen aus den Pächtern entstandenen Bauernstand mit kleinem Grundbesitz durch Aufkauf verschwinden zu lassen. Da dies erreicht wurde, so ist der Grundbesitz in England den „oberen Zehntausend" bis heute ausschließlich zu eigen.

John Bright sagte 1866 in einer seiner Reden in Birmingham, daß 150 Personen die Hälfte vom englischen Boden besitzen, zehn bis zwölf den von Schottland. Arnolds „Freeland"*) giebt 7000 Herren als Inhaber von 10 900 Landgütern an, die jedes mehr als tausend Acres oder Morgen und zusammen vier Fünftel des nutzbaren Grundbesitzes im Vereinigten Königreiche haben. Neunzig Gutsherren sind in England, die jeder mehr als 24 000 Hektare besitzen, sieben davon haben je über 200 000, der Herzog von Sutherland hat sogar über 482 676 Hektare. Elf andere haben je 60—80 000 Hektare, fünfundzwanzig ihrer 24—40 000. Von den erwähnten Neunzig gehören 67 dem Peersstande an, und diese allein gebieten über ein Einkommen aus ihrem Grundbesitz, das zu 13 700 000 Pfd. berechnet wird. Ihrer 955 andere Gutsherren sind mit einem Gesamteinkommen von nahezu achtzehn Millionen Pfund eingeschätzt, so daß auf jeden von ihnen an 400 000 Mark entfielen.

Solche ungeheuren Reichtümer, wie sie in Großbritannien der alte Adel sich in so großer Zahl erhalten und gemehrt hat, genießen beispielsweise der Herzog von Devonshire, dem die Stadt Eastbourne

*) 1880 erschienen.

mitgehört, der von Northumberland, auf dessen Grundbesitz die Stadt Tynemouth steht, der von Buccleugh und der Marquis de Bute, die überhaupt zu den reichsten Leuten der Welt gezählt werden. Der Marquis von Breadalbane kann 33 englische Meilen in gerader Linie durch seine Ländereien fahren. Der Herzog von Westminster, dem auch ein großes Stadtviertel von London auf 99 Jahre verpachtet gehört, hat ein tägliches Einkommen von über 40 000 Mark. Der 1891 gestorbene Herzog von Bedford, Haupt der Familie Russell, besaß drei Stadtteile von London.

Die unerschütterliche Macht der englischen Aristokratie beruht auf diesem Herrenrecht am Grundbesitz im Lande. Sie hielt ihn klug durch Familienstiftungen zusammen; dabei waren eigentliche Majorate in England immer sehr eingeschränkt, wogegen in Schottland, wie Adam Smith*) hervorhebt, mehr als ein Fünftel oder Viertel unter dem engsten fideikommissarischen Zwange stand. Auch ist darauf hinzuweisen, daß in den höchsten englischen Adel fortgesetzt Männer bürgerlichen Standes als Belohnung ihrer Verdienste eintreten konnten, wie andererseits die verarmenden Nachkommen der jüngeren Söhne des hohen Adels — nur der älteste derselben erbt den Titel und Rang — vielfach der großen Masse zugehörig wurden und vom Handel oder Gewerbe leben mußten. Das reiche Haus der Normanby z. B., zur Peerage zählend, mit dem fürstlichen Besitz von Mulgrave-Castle und seinem weiten Marquisat, stammt von dem armen Zimmermann William Phipps aus dem englischen Nordamerika ab, der unter Karl II. mit abenteuerlicher Hebung eines Schatzes aus einer einst im Ozean versunkenen spanischen Silbergallione sein Adelsglück machte. Die Normanbys haben nach ihrem Ahnen auch den Namen Phipps beibehalten.

Die Northumberlands stammen vom Londoner Apotheker Hugh Smithson ab, die jetzigen Grafen von Warwick vom Wollhändler Greville, der Schneider Will Craven wurde ein Graf von Essex. Dagegen waren Nachkommen des Grafen von Kent, eines Königs-

*) Nationalreichtum II, 176.

sohnes, Schlächter und Zolleinnehmer, einer von den Plantagenets war Schuhflicker in Shropshire, einer aus dem Herzogshause Gloster Totengräber, wie Burke in seinem Buche über die Wechselschicksale der Familien berichtet, und des großen Cromwell Nachkommen in dritter Generation starben als arme Krämer.

Charakterisiert wird der Reichtum englischer Grundherren seit jeher durch kostspielige Liebhabereien, denen sie huldigten, und die einesteils in übertriebener Weise bezeugten, daß sie mit ihrem Gelde die eigensinnigsten und seltsamsten Launen befriedigen wollten — es sei hier an Charles Fox*), den Staatsmann, und an Byron, den Dichter, erinnert — anderenteils wahre fürstliche Vornehmheit zu bethätigen ihnen für pflichtgemäß erschien. Daher die Ausstattung ihrer Schlösser oft mit dem kostbarsten Luxus, mit herrlichen Gemäldegalerien, Bibliotheken, Parks und Kunstwerken darin von hohem Werte, ihre teuren Gestüte, Wagen und Pferde. In manchen Familien war es Sitte, jährlich Tausende von Pfund für Vermehrung des Silberschatzes der Familie anzulegen, wie es englischer Geschmack der Reichen auch zu aller Zeit gewesen. So besaß Kardinal Wolsey für 150 000 Dukaten Silberzeug; Lord Burleigh hinterließ daran an 15000 Pfd. im Wert, beinahe so viel wie sein ganzes übriges Vermögen. In manchem Castle findet man, wie H. Taine in seinen Notes sur Angleterre bemerkt, Treppengeländer von massivem Silber. Der Herzog von Westminster hat eine wahre Schatzkammer in seinen Kunstwerken, der Herzog von Marlborough eine Prachtbibliothek in einem Saale von hundert Meter Länge und in Blenheim-Castle eine Gemäldesammlung in Sälen, groß und hoch wie Kirchenschiffe. Weltberühmt wurden die Bibliothek und Kunstsammlungen des Herzogs von Hamilton.

Zur Mehrung des Reichtums verbündete sich englischer Adel auch rechtzeitig mit den Handelsinteressen des Landes und

*) Nach Thackeray im Essay „The four Georges“ betrugen Fox' Spielverluste zuletzt vier Millionen.

machte sie für die Politik dadurch so maßgebend, daß man mit Recht von einer Krämerpolitik der englischen Peers sprechen konnte. Klug verschwägerte sich die Aristokratie mit dem reichen Kaufmannsstande, beteiligte sich selber an den überseeischen Geschäften. Dann brachte auch Indien einzelnen, nicht immer aus dem herrschenden, öfter aus dem verarmten Adel, viel Reichtum und führte sie damit auf die Höhen der stolzen englischen Gesellschaft. Robert Clife sei darunter erwähnt, der als Offizier im vorigen Jahrhundert nach Ostindien ging und Bengalen mit seinen Nabobschätzen eroberte. Er erpreßte sich hierbei ein ungeheures Vermögen, und wurde Baron von Plassey und Peer von Island. Ebenso Warren Hastings, ein verarmter Edelmann aus Daylesford. Als Gouverneur von Indien bereicherte er sich in Habsucht und Tyrannei so schnell und ungeheuerlich, daß 1786 ein Untersuchungsprozeß gegen ihn zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung seitens des Parlaments angestrengt wurde. Er dauerte zwölf Jahre, dank der Bestechungen Hastings', und endete damit, daß er nur die Prozeßkosten zu tragen hatte, die aber nicht weniger als 60 000 Pfd. Sterling = 1 200 000 Mark betrugen, was allein ein enormes Vermögen in jener Zeit darstellte. — Ein großer Bankier erstand seit 1770 in Francis Baring, Nachkommen eines Bremischen Pastors. Sein Vermögen schätzte man 1790 schon auf zwei Millionen Pfund, und man nannte ihn „den ersten Kaufmann der Welt“. Im Jahre 1793 wurde ein Baring Baronet, „Baring brothers“ selbst eine Weltfirma.

Was die Dynastie, als die oberste Lehnsherrlichkeit des Königsreiches betraf, so hatte sie, als ihre Versetzung von Hannover nach England erfolgte, hier kein Grundvermögen, das sich mit dem der großen Lords irgendwie messen konnte. Aber das an ihre Person gebundene Einkommen, mit dem England die monarchische Repräsentation bezahlte, gewann unter Georg III. und IV. eine solche Steigerung, daß sie unter den Reichsten im Lande als die erste Familie dastand. Nach dem „New-York Herald“ vom 27. Juni 1888 verbrauchte die englische Krone von 1760 bis

1830 rund zwei Milliarden Mark, also 28 Millionen Mark im Jahre. Wilhelm IV. kostete von 1830—1837 an 130 Millionen Mark, die ganze Dynastie bis 1887 rund 3200 Milliarden und 40 Millionen Mark während 174 Jahren.

Frankreich galt immer als ein reichstes Land in Europa. Der Adel mit glanzvollen historischen Namen war auch da der vornehmlich reiche Stand durch Grundbesitz. Er besaß mit der Geistlichkeit und einigen Ritterorden, z. B. dem der Malteser, dem des heiligen Lazarus, den bei weitem größten Teil des französischen Kulturlandes und übte bis zur französischen Revolution über seine Gutsangehörigen die gewöhnlichen grundherrlichen Rechte der Gerichtsbarkeit, Polizei, Lehnsherrlichkeit und Jagd aus. In einigen Gegenden war dies Verhältnis der Bauern zum Grundeigneur nicht viel anders als das der Leibeigenschaft, die 1779 auf allen Krondomänen aufgehoben wurde. Necker nahm das Gesamteinkommen der Grundeigentümer mit Ausschluß des Königs, des Malteserordens, der Geistlichkeit, auf ungefähr 400 Millionen an, wovon also auch der größte Teil dem Adel zufiel. Ihm war auch unter dem ancien régime als Vorrecht der Besitz der geistlichen Pfründen und der Staatsämter bestimmt. Die reichen Bistümer und Abteien, sagt der dem armen Provinzadel angehörige Biel-Castel in seinen neuerdings erschienenen Memoiren, gehörten den jüngeren Söhnen der Hof-Aristokratie; der Provinzadel war arm und mißachtet. Talleyrand, der mit zwanzig Jahren Abbé geworden, wurde auf Wunsch seines sterbenden Vaters von Ludwig XVI. mit dreißig Jahren zum Bischof von Autun gemacht und wäre vorher schon beinahe durch Weiberfürsprache beim Papst Pius VI., wie in seinen Memoiren berichtet ist, gleich ein Kardinal geworden.

Anders wie in England war der französische Adel des 18. Jahrhunderts aber ohne politische Macht, die das Königtum ihm längst gebrochen hatte, und in seinem inneren Charakter durch Hofedienst und frivole Verschwendung furchtbar demoralisiert. Der Marquis von Bouillé schildert dies als Zeitgenosse in seinen

Memoiren, wie folgt: „Es gab 80 000 adlige Familien in Frankreich, darunter aber nur tausend altadelige, und von diesen nur zwei- bis dreihundert dem Elend entronnene. Unter den großen Namen, nur zu viele durch Laster entwürdigt, zahlreiche Lehen in den Händen von Bürgerlichen, und der Adel durch nichts mehr ausgezeichnet als durch willkürliche Hofgunst und Steuerfreiheiten. In dem Maße als sich die Reichtümer des dritten Standes außerordentlich vermehrt hatten, waren die Edelleute verarmt, und während sie ihre Besitzungen verließen, um sich in Paris zu Grunde zu richten, erwarben daselbst die Bürger durch ihre Thätigkeit große Schätze."

Dazu ist hervorzuheben, daß die reichen Bürger sich die etwa viertausend adelnden Ämter, wie Requetenmeister, Parlamentsmitglieder, Gouverneure, Generalpächter, Sekretäre des Königs (es gab diese Stellen in Zahl von — 900!) zu erkaufen suchten, und alter Adel es garnicht verschmähte, durch Heiraten reicher Bürgertöchter seine Umstände zu verbessern und, wie man zu sagen pflegte, seine Ländereien zu düngen.

Selbst die Domänen waren mehr und mehr durch Verkaufen und Vergeuden so vermindert worden, daß die Hofhaltung daraus nicht mehr bestritten werden konnte. Und welch verschwenderische zudem unter Ludwig XV.! Die Maitresse du Barry hatte nicht nur 100 000 Lvrs. Leibrenten vom Könige, sondern er schenkte ihr auch eine Million zum Ankauf eines Landgutes und sie schacherte mit Gunst und Ämtern launenhaft. Von Ministern persönlich wurde Ämterkauf getrieben. Gewisse Generalpächter mußten an den Finanzminister Terray ein außerordentliches Angeld, den pot de vin, von 300 000 Livres bezahlen, was den Reichtum dieser Leute charakterisieren mag, die dann freilich durch ihre Art von Steuereintreibungen sich für ihre Kaufkosten schadlos zu halten und ihr Vermögen meist enorm zu vermehren wußten. Der Generalpächter Dupin war nicht der einzige, der sich einen fürstlichen Besitz, wie das prächtige, von Franz I. an der Loire erbaute Schloß Chenonceaux kaufte und als dessen landreicher Grandseigneur

lebte*), dasselbe Schloß, welches in neuerer Zeit der Schwester des bekannten Deputierten Wilson, Schwiegersohnes von Grévy, gehörte und nach ihrem Bankrott unter den Hammer gebracht wurde.

Der Engländer Wraxal, der 1776 Frankreich bereiste, schrieb bezüglich der Eindrücke, die er von dem reichen Frankreich erhalten: Die äußerste Armut und das äußerste Elend der Bauern in der Mitte eines Paradieses, das alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens im größten Überflusse hervorbringt, erfüllt mich mit Erstaunen, Mitleid und Zorn. Ich sehe viel Pracht, aber noch mehr Not, ein fürstliches Schloß, umgeben mit tausend ärmlichen Hütten, den erkünsteltsten und entnervenden Aufwand im Gegensatz zu der Bettelhaftigkeit und Nacktheit des Volks.

Was den Reichtum der Geistlichkeit betrifft, so berechnete Necker ihre Einkünfte in Frankreich auf 130 Millionen Livres und das Verhältnis ihrer Güter zu denen der weltlichen Grundbesitzer wie 1 zu $5^3/_4$.

Durch die französische Revolution und zumal deren Schreckensregiment unter Robespierre wurde aller Vermögensstand in Frankreich bis in die Tiefen umgeworfen. Die Aristokraten verloren meistens ihre Güter durch Konfiskation, Reiche verarmten in unzähliger Menge, Schlösser und Güter wurden von Spekulanten billig auf Versteigerungen erworben, die der Staat oder die Gemeinden anordneten; der Geldwert war bis zu unbestimmbarer Höhe unter dem öffentlichen Bankrott gestiegen, und die Assignaten als Staatspapiergeld ruinierten auch den Wohlstand, der sich noch durch kluge Benutzung der Verhältnisse aufrecht erhalten hatte. Gleich nach dem Thermidor gehörte die Hälfte aller Häuser zu Paris dem Konfiskationsfiskus**); ein Pfund Brot kostete um diese Zeit 500, ein Pfund Fleisch 1500, ein Louisdor 20000 Livres. Die Assignate galt schließlich keinen Pfennig mehr und wer sie zu

*) Le portefeuille de Mde. Dupin, 1884.

**) Sybel, Gesch. d. franz. Revolut. III. 380.

zu Tausenden hatte einnehmen müssen für Waren, der besaß mit ihnen nichts als Wische. Alle wohlgemeinten Finanzoperationen unter dem Direktorium änderten an diesem Elend der Kreditlosigkeit des Staates nicht viel. Der Bankrott traf auch die Staatsgläubiger, denen man nur ein Viertel der versprochenen Zinsen zahlen konnte. Ganz gestrichen wurden die Forderungen der Ausgewanderten und Geistlichkeit, sowie der milden Stiftungen. Mehr als 200000 Familien gerieten hierdurch in die entsetzlichste Not. Sie mußten es noch für ein Glück halten, daß später wenigstens ein Drittel ihrer Forderungen anerkannt wurde.

Erst unter Napoleon kam wieder Ordnung und Sicherheit in die Vermögensverhältnisse. Teilweise wurden sie durch Rückgabe der konfiszierten und noch nicht verkauften Güter an die ehemaligen Besitzer in Art der alten Gesellschaftsverhältnisse wieder hergestellt. Auf den alten Adel mit Grundbesitz ward dann der neue napoleonische gesetzt, den der Kaiser oft fürstlich mit Gütern ausstattete. Tausende Morgen von Land waren aber schon in den Besitz von nun freien Bauern übergegangen, die solchen Erwerb hatten machen können. Wie sonst vertrat daher der große Grundbesitz nicht mehr vornehmlich das große Privatvermögen in Frankreich. Es gab solchen nur noch vereinzelt. Unter der Restauration gewann der Adel an Vermögen erst viel zurück durch die von staatswegen bewirkte Verteilung von tausend Millionen Franks als Entschädigung für die ihm unter der Revolution bereiteten Verluste.

Einer der reichsten Franzosen war der Herzog von Orleans, vor wie auch nach der Revolution. Sein Haus besaß seit 1661 das Herzogtum Orleans, das von Valois und Chartres, sowie die Herrschaft Montargis. Dazu kamen noch das Herzogtum Nemours, die Grafschaften Dourdan und Romorantin, die Marquisate von Coucy und Folemblay. Im Jahre 1692 schenkte ihm der König das Palais royal in Paris, 1740 das große Hotel de Ferrare in Fontainebleau, viele andere Güter wurden diesem Besitz noch hinzugefügt. Der Vater Ludwig Philipps bereicherte sich durch die Heirat mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre noch um

ein beträchtliches Vermögen, was ihn nicht verhinderte, Schulden über Schulden anzuhäufen, die das Land bis zu der Höhe von 47 Millionen bezahlte. Die Revolution brachte ihn auf das Schafott, alle Güter der Orleans wie auch der Bourbons wurden konfisziert, verkauft und dem Staate einverleibt. Nach der Wiedererrichtung des Königtums im Jahre 1814 erhielten die Orleans zunächst alle noch nicht verkauften Güter zurück; nach einer statistischen Aufstellung im „Univers“ betrug im Jahre 1821 dieser Besitz an Flächeninhalt der Wälder und Felder 73655 Hektare in neun Departements zerstreut und sein Wert 147 Millionen Franks. Die Herzogin-Mutter von Orleans besaß zudem in zwölf Departements 47560 Hektare im Werte von 95 Millionen. Die Paläste und Schlösser mit ihrer Einrichtung bedeuteten ein Kapital von 20 Millionen. Das ergab ein Familienvermögen von zusammen 262 Millionen. Als die Entschädigung von einer Milliarde für die Emigranten ausgeworfen wurde, bezogen Ludwig Philipp und seine Schwester in 18 Departements die Summe von über 16 Millionen. Geschickt mehrte Ludwig Philipp den Wert seiner Besitzungen, so daß sie bei seiner Thronerhebung um ein Viertel darin gestiegen waren. Urkundlich betrug das Gesamtvermögen des Hauses Orleans damals über 348 Millionen. Durch den Tod des letzten Condé erbte es noch 90 Millionen. Außerdem die Zivilliste des Königs mit 12 Millionen jährlich, Einkünfte der Zivilliste zu 5 Millionen jährlich, Jahresrente des Herzogs von Orleans 1 Million, Zuschuß hierzu später und die Mitgift der Königin der Belgier 6 Millionen.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, vor allem in Spanien, blieben die gesellschaftlichen und Staatsverhältnisse bis zu den Erschütterungen und Eingriffen durch Napoleon, wie sie sich unter Karl V. und Philipp II. gebildet hatten, und damit das große Privatvermögen in den Händen der Granden. Was an industriellem Wohlstand in einzelnen Städten, wie Toledo, gewesen war, wurde durch die Vertreibung der Moristen, der fleißigen arabischen und maurischen Bevölkerung vernichtet. In den Hafenstädten sank

ebenso der bürgerliche Vermögensstand durch den Rückgang des Handels und der Schiffahrt, der unglaublich war, wenn man bedachte, wie beides im 16. Jahrhundert geblüht. Ein Bauernstand existierte nur in Pacht- oder Abhängigkeitverhältnis von den großen Grundbesitzern, die oft eine Menge erheirateter oder ererbter Herrschaften und damit ungeheure Strecken Landes besaßen, aber auf dessen Kultur wenig oder gar keine Sorge richteten. Wenn einzelne der Granden, die ja die Ersten der „reichen Leute“ (Ricos hombres) sein sollten, Millionen von Realen (der Real hat 20 Pf. im Wert) jährlich von ihren Gütern bezogen, wie die Medina-Celi, die Alba, so hätten sie bei besserer Wirtschaft das Zehnfache daraus einnehmen können. Aber die Wälder wurden abgeholzt, ohne forstmäßig erneuert zu werden; die Überschwemmungen spülten den Humus der Felder weg und machten sie unfruchtbar. Ungeheure Schafherden weideten, wo Wiesen waren, und wurden von den Hirten weitergetrieben, wenn der Grasboden verdorrt war und nichts mehr auf Jahre hinaus hergab. Wo reiche Bergwerke existierten, wurden sie ausgebeutet und dann liegen gelassen, bis Fremde sie mit großem Kapital und erfahrener wie energischer wieder in Betrieb brachten und die Ausbeute verwerteten. Der Spanier hielt die Arbeit für unter seiner Würde und verarmte lieber, als daß er seinem Stolz als Caballero oder Hidalgo Abbruch thun ließ. Als er unter den Kriegen mit den Mauren der Eroberer seines spanischen Vaterlandes wurde, nahm er als Herr Besitz von dem Lande der vertriebenen Glaubensfeinde und ließ sich von diesem Besitz ernähren, so lange es ging. Als die amerikanischen Eroberungen die Goldbeute ins Land brachten, wähnte er, daran teil zu haben und daß diese Schätze nie ausgehen könnten. Nicht sehr viele hatten sich als Konquistadoren wirklich in den Besitz großer Reichtümer gesetzt, den sie in der Heimat genossen. Eher noch, daß Spanier in den Kolonien, auf den kanarischen Inseln und auf Kuba, vermöglich als Plantagenpflanzer wurden.

Im allgemeinen ging mit dem Nationalreichtum in Spanien auch der Privatreichtum zurück; der niedere Adel verarmte mehr

und mehr; der hohe verschuldete vielfach, oder erhielt sich durch die Erblichkeit des Grundbesitzes und die Majorate; ein bürgerlicher wahrer Reichtum von Dauer war nur vereinzelt zu finden. Denn die politische wie die wirtschaftliche Bewegung, die im übrigen Europa im 18. Jahrhundert sich deutlich zeigte und selbst auf barbarische Länder wie Rußland und die Türkei ihren Einfluß äußerte, berührte Spanien ganz und gar nicht. Es zehrte sein Gut, wie es ihm das Mittelalter vererbt, sorglos auf und blieb als eine große, erstarrende Masse am äußersten Ende des europäischen Festlandes von der übrigen zivilisierten Welt abgesondert.

Luxus, als Ausfluß des Reichtums zu zeigen, äußerte sich dementsprechend auch zumeist in mittelalterlichem Stil, wie z. B. in kostspieliger Aufführung von Stiergefechten bei festlichen Gelegenheiten, oder in Verschwendung müßiger Dienerschaften. So besaß der Herzog von Alba gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in seinem ungeheuren Palast zu Madrid keinen angemessenen Saal, aber vierhundert Bedientenkammern, indem fast alle alten Diener, selbst deren Witwen und Familien, bei ihm wohnen blieben. Allein zu Madrid bezahlte er monatlich fast 21000 Mark Bedientenlohn, der Sohn des Herzogs von Medina-Celi jährlich als solchen an 84000 Mark.*). Im Jahre 1787 zählte man nach Roscher („System der Volkswirtschaft") in Kastilien 280092 Bediente, dazu 188625 Geistliche, 480589 Edelleute, und nur 343339 Kaufleute und 310739 Handwerker und Fabrikanten.

Ungeheuren Reichtum besaß von jeher die katholische Kirche in Spanien. Von Nord bis Süd zeugten hiervon die stolzen Dome, die der Klerus auch großartig in den Dienst der nationalen Künste, der Malerei, der Plastik, der Gold- und Silberverarbeitung stellte. Wunderwerke von Schnitzereien bilden hier, wie der Ausschmuck der Sakristeien und die Kirchengefäße aller Art, Schätze von unbestimmbarer Höhe des Wertes. Das Kapitel der Riesenkathedrale von Sevilla ist heut noch so reich, daß der Erzbischof

*) Aus Townsend, Journey in Spain bei Roscher, Ansicht. d. Volksw. I. 122.

ein Jahreseinkommen von 400000 Franks hat. Die Domherren hielten einst soviel Dienerschaft wie der König. Sie fuhren in glänzenden, von prächtigen Pferden gezogenen Wagen in die Kirche und ließen sich während der Messe mit großen Fächern aus Federn und Perlen von den niederen Geistlichen Kühlung zuwehen. Der Papst hatte ihnen das Recht dazu verliehen. An eigenem Wein brauchte das Kapitel jährlich 18—19000 Liter; alle Jahre wurden 20000 Pfund Wachs in der Kirche verbrannt. Erst die neuere Zeit hat das Grundvermögen des spanischen Klerus durch Gesetzakte gemindert und seine Einkünfte demgemäß geschmälert.

Das glänzende Bild großen Reichtums vieler Familien, welches Italien im Mittelalter geboten, trübte sich im Lauf der Zeiten und gewährte im 18. Jahrhundert nur noch einzelne hervorstechende Züge. Die Menge kleiner Dynasten und freier Städte hatte den Reichtum im Lande auf Grundbesitz und auf Kaufmannschaft verteilt.

Wie die Medici in Florenz zur Großherzoglichkeit, so waren andere Bürger durch ihre Geschäfte, überseeischen Handel und Bankbetrieb auch in die Reihen der hohen Aristokratie gelangt, indem sie vom Papst oder Kaiser sich ihr Adelswappen erkauften oder es als persönliche Auszeichnung erhielten. Es wimmelte daher von Grafen, Marchesen und Principes in Italien. Ebenso blieben viele Adlige Kaufleute und machten Handels- und Geldgeschäfte in gutem wie im schlechtem Sinne. In Genua war der Handel mit barem Gelde am wichtigsten und das Wechselgeschäft vielfach in den Händen patrizischer Familien, denen auch mehrere Staaten Europas, zumal Spanien, große Summen schuldeten. Die genuesische St. Georgsbank, zum Teil eine Leih-, zum Teil eine Depositen- und Staatsbank, besaß ansehnliche liegende Gründe und über 10 Millionen Einkünfte. Venetianische Nobili hielten Farotische. In der Blütezeit Venedigs bildeten die Maler eine Art aristokratischer Gesellschaft, deren palastartige Wohnhäuser mit Luxus und künstlerischem Geschmack ausgestattet waren. Sie führten

ein heiteres und glänzendes Leben, das von ihrem reichen Einkommen zeugte, zu welchem Kirche, Stadtgemeinde, Adel, Kaufmannschaft und Fremde durch ihre Bestellungen bei ihnen beitrugen. Sie gaben große Feste, prächtige Gastmahle, lustige Gelage. Der Bildhauer Sansovino, der das Venedig des sechzehnten Jahrhunderts mit vielen Marmorwerken schmückte, gab Gastereien, bei denen die größten Seltenheiten und die teuersten Gerichte, welche die Jahreszeit mit sich brachte, auf die Tafel kamen. Solch ein Mahl kostete vier bis fünfhundert Dukaten. Auch in Tintorettos Hause ging es hoch her, und eins der gastfreiesten Häuser hielt der Dichter Aretino trotz seines anstößigen Rufes. Im allgemeinen lebte der italienische Adel zu seinem Lebensgenuß als Rentner in den Städten, Drohnen im Bienenstock gleichend, und bedeutete daher auch politisch nichts mehr.

Die Aristokratie in Rom, die Colonna, Farnese, Borghese, Odescalchi, die von Venedig, von Florenz, Mailand, Viterbo, Neapel, Palermo, sie hatten einst ihren Reichtum im Bau großer und schöner Paläste, in den Sammlungen kostbarer Meisterwerke von italienischen Malern und anderen Künstlern bethätigt, auch in der Anlage großer, wundervoller Gärten. Eng verbunden mit diesen Vornehmen war, besonders im Kirchenstaat, die hohe Geistlichkeit, die ihrerseits aus den Kirchengütern und Bischofsprengeln fürstliche Einnahmen bezog und dafür zu sorgen wußte, daß ihre Familien an Glücksgütern gewannen, reiche Pfründen und einträgliche Staatsstellen deren Söhnen zukamen. Andererseits gab auch sie für Bauten, für Kunstwerke und Luxusfeste ihre Schätze häufig her.

Der Verlust an Reichtum, den viele Patrizier- und Adelsfamilien durch Verschwendung und Mißwirtschaft ihrer den armen Bauern zur Bestellung überlassenen Ländereien und Weinberge erlitten, änderte äußerlich das herkömmliche exklusive Gesellschaftsleben in Rom während des für Italien träge und behaglich verlaufenden achtzehnten Jahrhunderts wenig. Venedig dagegen war verarmt, seitdem es in seinem stolzen Handel nach Indien durch die

Entdeckung Amerikas und die Herrschaft der Türken im Mittelmeere schnell zurückgekommen; seine Nobili hausten bescheiden in ihren prächtigen Palazzi am Canal grande, oder dienten an den Höfen, in den Armeen und der Diplomatie des Auslandes. Auch Genua war eine stille Stadt gegen früher geworden. Mit dem Einbrechen der französischen Revolutionsheere seit 1797 unter Bonaparte krachte aber die alte feudale Ordnung in Italien auseinander. Vermögen stürzten zusammen und neue bildeten sich unter den freieren Verhältnissen, die durch die französische Herrschaft geschaffen wurden, auch in Rom. In Beyle-Stendhals italienischen Darstellungen und in dem neueren Memoirenwerk Silvagnis sind eine Fülle von Thatsachen angeführt, die den Umschwung in den neueren gesellschaftlichen und Vermögensverhältnissen Italiens kennzeichnen. Der steife Pomp verschwand aus den Palästen und den Kreisen des Adels. In zahlreiche Familien der Aristokratie drang mit den Heiraten ausländischer Damen auch ein mehr weltbürgerlicher Geist, und es waren keine Geringeren als die Borghese, die Chigi, Doria, Sforza, Odescalchi, Aldobrandini, Orsini, Colonna, Malatesta, Corsini, Cenci, die ihre alten Stammbäume durch englisches, deutsches, französisches, amerikanisches Blut auffrischten. Durch Geldgeschäfte und Pachtungen, welche das neue Regiment aufrief, gelangten zudem viele aus dem Bürgerstande zu Wohlstand, und schmucke Bürgerheime entstanden. Der Adel entwöhnte sich freilich auch immer mehr des Wohnens auf seinen Villen und alten Kastellen. Ihrer viele wurden als Wohnsitze ganz aufgegeben und waren zu kaufen.

Unter diesem Umschwung erblühte das Glück eines Mannes wie Giovanni Torlonia. Er stammte aus der toskanischen Stadt Siena und kam im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts als Handelsmann nach Rom. Hier trieb er Maklergeschäfte und erwarb sich damit bald ein schönes Vermögen. Spekulationen vermehrten es. Es gab Paläste, Burgen, Villen, verschuldete Herrschaftsgüter in Menge im Kirchenstaat; Torlonia kaufte, was ihm davon gefiel. Am Ende des Jahrhunderts war er ein Geldfürst, der

große Land- und Bankgeschäfte betrieb, Großpächtereien wie die der Alaunwerke der Tolfa übernahm, die ihn vollends zum Krösus machten. Dann, da er so etwas wie Hofbankier des Papstes wurde, erkaufte er sich mit Grafschaften die Grafenkrone, wurde sogar Herzog von Bracciano und residierte als solcher, dabei immer noch Bankier, in einem altrömischen Palast mit fürstlichem Hausstand. Sein Vermögen ging in viele Millionen. Sein ältester Sohn heiratete eine Prinzipessa von Sforza-Cesarini, sein zweiter wurde Komtur des Jesuitenordens, sein dritter vermählte sich mit mit einer Colonna-Doria; eine Tochter von ihm wurde Fürstin Orsini, die andere Gräfin Marescotti. Die Familie Torlonia stieg wegen ihres enormen Reichtums und ihrer vornehmen Verwandtschaft zu einer der ersten Roms empor und erwies es durch den Luxus in ihren Wohnsitzen, sowie die überaus glänzenden Feste, die sie der besten Gesellschaft gab.

Das Deutsche Reich hatte im sechzehnten Jahrhundert eine große Blüte des Wohlstandes erreicht. Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß und Handel waren mehr als in den anderen Staaten Europas, Italien und die Niederlande ausgenommen, zu segensreicher Entfaltung gelangt. Viele Städte standen im Schmuck von Kirchen, Rathäusern und Wohnhäusern da, die den Reichtum ihrer Bürger bezeugten. Die Hansa beherrschte den See- und den internationalen Handel. Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt; die rohen Produkte, schlesische Leinwand, englische Tuche, italienische Seide wurden dort bearbeitet, um weiter geführt zu werden. Die Handelsstraße, die Danzig und Genua, Nürnberg und Lyon verband, ging über Lindau am Bodensee. In Augsburg wohnten die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, die Welser, die Baumgärtner. Der Bankier Fugger hinterließ im Jahre 1550 sechs Millionen Goldthaler, das wohl größte Vermögen seiner Zeit. In Wien andererseits hatten Italien, Polen, Ungarn und Böhmen ihren Markt. Gold und Waren, die so an Hauptorten in Nord und Süd, Ost und West zusammenflossen, übten ihre wohlthätige Wirkung auf die umliegenden Landschaften. Überall war Wohlleben und Reichtum verbreitet. Es gab neben den vielen größeren und kleineren Dynasten, Schlösser und Land besitzenden Grafen, Rittern, Klöstern, oft sehr begüterte Bauern, zumal in Westfalen. Vornehmlich war der große Reichtum in den Handelsstädten und auch ihre politische Macht beruhte darauf.

Die dreißig Jahre des Religionskrieges in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vernichteten dieses Blühen und ruinierten das ganze Reich in furchtbarster Art. Von 30 Millionen Bewohnern im Beginn dieses Jahrhunderts sank deren Zahl bis zum westfälischen Frieden auf nicht viel mehr als zwölf. Kursachsen, das gewerbreiche, verlor allein 900000 Menschenleben innerhalb zwei Jahren. Die Einwohnerzahl Augsburgs war von 80000 auf 18000 herabgesunken, und von 500000 Seelen waren in Württemberg nur 48000 übrig geblieben. Die Stadt Berlin zählte nicht mehr als 300 Bürger, die ganze Rheinpfalz, die freilich am ärgsten gelitten, nur 200 Landleute. In Hessen-Kassel waren 17 Städte, 47 Schlösser und 300 Dörfer durch Feuer zerstört worden, in Tausenden von Ortschaften in allen Teilen Deutschlands von Hunderten von Familien nur vier oder fünf noch vorhanden. Der Grundbesitz sank auf ungefähr den zwanzigsten Teil seines früheren Wertes herab. Franken war so entvölkert, daß auf einer zu Nürnberg abgehaltenen Versammlung den katholischen Priestern befohlen wurde, sich zu verheiraten, und die Männer Erlaubnis erhielten, sich vier Frauen zu nehmen. In vielen Gegenden gab es keine Pferde, Rinder und Schafe mehr, ein Vorrat von Getreide war selbst für die Aussaat nicht vorhanden und weite Strecken Landes waren zu Einöden geworden. Ein Elend ohnegleichen in manchen Gegenden; aus Dörfern und Städten vor der Soldateska in die unwirtlichen Gebirge Geflüchtete zu Tausenden, wo sie Raub und Mord trieben, Scharen sich wie Wild verfolgten, um sich Menschenfleisch zur Stillung ihres Hungers zu verschaffen. Auf der Insel Rügen fand man die Verhungerten mit Gras im Munde, und an anderen Orten versuchten die Unglücklichen Brot aus Erde zu essen.

Dieser Krieg hatte Deutschland zum ärmsten der großen Länder in Europa gemacht. Für die Überlebenden galt es, wirtschaftlich von vorn anzufangen und sich wieder erst die Existenz zu erringen. Verwildert war zudem Wesen, Sitte und Bildung der Nation, jeder einzelne der kleinen Staaten stellte für sich eine unabhängige Macht vor, die wenig nach Kaiser und Reich zu fragen hatte. Der Adel war so tief gesunken wie das Volk. Von den dynastischen Familien und den 51 Reichsstädten abgesehen, gab es an tausend reichsunmittelbare Ritter.

Langsam nur konnte sich wieder gestörter Wohlstand einzelner sammeln, neuer sich bilden. Die Hansastädte bedeuteten nicht mehr viel für den Handel; nur die an der Nord- und Ostsee konnten von ihrem Erworbenen zehren und mit beschränktem Handel sich weiter helfen zu einigem neuen Gedeihen. Die alten Handelsstraßen vereinsamten. Bares Geld war wenig mehr im Reiche und floß schwächlich erst nach Jahren wieder zu. War der Bürgerstand und der Bauer zumeist jetzt der Armut verfallen, womit sie auch an früher genossener Freiheit einbüßten, so suchte desto gieriger sich dynastisches und Großgrundinteresse des Erwerbs von Reichtum auf allgemeine Kosten, oder dessen Mehrung zu befleißigen. Die Reichsfürsten führten nach Art der habsburgischen und bourbonischen Großsultane eine Willkürherrschaft in ihren Ländern ein und die einzelnen Landesverfassungen wurden beiseite geschoben. Die Reichsstädte folgten diesem Beispiele und Bürgermeister wie Ratsherren bildeten eine Aristokratie, die despotisch zu verfahren liebte. Der Adel, je mehr Grundbesitz er noch besaß oder sich wieder erwarb, drückte den Bauer mit Frohnden und, wo es anging, unter einem hörigen oder erbunterthänigen Verhältnis. Nur einzelne Regierungen dachten weise und rechtschaffen, um den Wohlstand wieder zu heben.

Während des achtzehnten Jahrhunderts bildete sich wieder ein bestimmtes Bild dieses Wohlstandes im Deutschen Reich und im besonderen des Privatreichtums aus. Wo freies Bauerntum sich kräftig erhalten hatte, wie auf dem fruchtbaren Boden Westfalens,

da erstand auch der alte Wohlstand in ihm wieder. Ansehnliche Bauerngüter befanden sich da. Aus der Preußen gehörigen, westfälischen Grafschaft Mark berichtet ein Augenzeuge aus der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege*): „Noch immer steigt der allgemeine öffentliche Wohlstand, ob er gleich eine Höhe wie niemals erreicht hat. . . . Die Landwirtschaft in der Mark zog aus der beispiellosen Teuerung der Kornfrüchte (während der Kriegszeit) allen möglichen Nutzen, ohne das Elend, das benachbarte Reichslande traf, zu teilen. Die Landleute sind zu einer Wohlhabenheit und einem Geldreichtum gelangt, den ihre Vorfahren nie kannten; der Wert des Grundeigentums und der Bauerngüter ist um das Vier- und Fünffache gestiegen; die bisherige Pacht der hofesherrlichen Güter steht jetzt damit in keinem Verhältnis.“ Diese bevorzugten Bauern, die auch wie Majoratsherren sich auf der durch feste Sitte verbürgten Stetigkeit ihrer Besitzungen fühlten, trieben auch oft einen Luxus, den, wie es in der erwähnten Mitteilung heißt, „die adligen und reichen Familien weise vermieden.“

In Ostpreußen, wo im Jahre 1700 noch über 100000 wüste Hufen gefunden wurden, hatte die Heranziehung von Kolonisten seit 1710 aus der Schweiz, dem südlichen und westlichen Deutschland, Böhmen, Anhalt, Magdeburg, den Niederlanden, später der aus Salzburg vertriebenen Protestanten einen vielversprechenden bäuerlichen Wohlstand hervorgerufen. Zehn neue Städte, darunter Gumbinnen, entstanden da im deutschen Norden, außerdem 332 Dörfer. Verheerten die Russen im siebenjährigen Kriege diese Provinz auch wieder, so stand sie Ende des Jahrhunderts doch in blühenden landwirtschaftlichen Verhältnissen.

Feudale Unfreiheit, die vielfach noch auf dem preußischen wie anderem deutschen Bauernstand lastete, machte indessen eine Wohlhabenheit desselben im allgemeinen und in vielen Gegenden nicht möglich. In der Mark Brandenburg war das platte Land teils als unmittelbares, teils als mittelbares Eigentum in den Händen

*) In Harkorts Biographie von L. Berger (1890) S. 43.

von etwa vierthalbhundert Rittergutsbesitzern, welche die Provinz zählte. Sie waren die Herren. Die Bewohner der Dorfschaften gruppierten sich nach dem Umfang und der Art ihres Besitzes. Bauern nannte man diejenigen, die ihre Grundstücke im Umfang von einer bis zu vier Hufen, die Hufe zu 30 Morgen, bewirtschafteten; je nach dem Verhältnis unterschied man wohl in einem Dorfe Vollbauern, Dreiviertels-, Halb- und Viertelsbauern. Sehr klein war schon das Ackergut des sogenannten Kossäten; die Kätner oder Büdner vollends hatten nur kleine Stücke Landes bei ihrer Wohnung und nährten sich meist von Handarbeit. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zählte man in Brandenburg 14000 ganze, 3000 halbe Bauern, 8500 gauze, 1000 halbe Kossäten, 10800 Kätner und Büdner, dazu 21000 Einlieger und Altsitzer.

In Schlesien war der Bauer den Großgrundherren noch mehr unterthänig wie in Mitteldeutschland, ebenso in Pommern und Mecklenburg. Seine Verheiratung bedurfte selbst der herrschaftlichen Erlaubnis, seine Kinder waren zum Gesindedienst verpflichtet. Da konnte natürlich von einem frischen, auffstrebenden Thätigkeitstrieb nicht die Rede sein. Und wie auf der bäuerlichen Bevölkerung solche feudale Ordnung, so lastete auf den Städten das Übermaß der Privilegien von Gilden und Innungen. Bewußtlose ökonomische Weisheit erhielt wohl im Bürgerstande, was da vom Großvater und Vater her im Handwerk und Gewerbe erspart war; Wohlstand ohne Geschäftsbetrieb war aber eine Ausnahme. Reichtum von Bürgern in nennenswertem Umfange gab es indessen noch in Ulm, Frankfurt, Köln, Leipzig, in den Seehandelsstädten, von alter Blütezeit derselben her und in patrizischem Familienstolz erhalten. Darüber der Großgrundbesitz der alten Aristokratie in Ostpreußen, Schlesien, Westfalen, Pommern, Mecklenburg, Bayern, am Rhein, überall mit mehr oder weniger gesichertem, großem Einkommen, wenn auch oft verschuldet und von den sich wiederholenden Kriegsdrangsalen stark heimgesucht, einesteils sparsam gegen Luxusgelüste, andernteils im französischen Stil, der Mode geworden, leichtlebig,

verschwenderisch, gleich wie auch die regierenden Fürsten des Landes es nach der einen oder anderen Richtung waren.

Solche, wie die Hohenzollern, sparten für den Staatsschatz; Friedrich Wilhelm I. hinterließ so 9 Millionen, Friedrich der Große trotz seiner Kriege 72 Millionen Thaler. Die Württemberger verschwendeten bis zur Unsinnigkeit, bauten Schlösser nach den Vorbildern unter Ludwig XIV., hielten Maitressen und italienische Opern. Die Maitresse Grävenitz plünderte zwanzig Jahre lang das Land aus, dann that es der Finanzminister „Jud Süß", bis er 1738 elendiglich gehängt wurde. So kam das Land während des achtzehnten Jahrhunderts in tiefste Verschuldung. Auch andere kleine Souveräne bauten ins Elend ihres Volkes stattliche Paläste, legten Gärten im Stil von Versailles an, gaben glänzende und denen Ludwigs XV. nachgeahmte Feste und ließen durch Steuerdruck ihr Land nicht aus dem erlittenen Ruin erstehen. Obgleich Sachsen durch den dreißigjährigen Krieg verarmt war, so vergeudete der Kurfürst Johann Georg II. die Einkünfte des Landes in Gastmahlen, Jagdgelagen, Feuerwerken und Sammlungen von Merkwürdigkeiten, bis die Schatzkammer zu Grunde ging. Kurfürst August der Starke, des Vorigen Sohn, trieb es in dieser Beziehung noch ärger. Günstlinge, schöne Frauen, seine polnische Königslust und nebenbei Goldmacher verschlangen ungeheure Summen. Die Vermählung seines Sohnes im Jahre 1719 ließ er sich 4 Millionen Thaler kosten, während Hungersnot im Lande herrschte. — Karl von Braunschweig, der 1780 starb, nachdem er 45 Jahre regiert hatte, lebte so in Saus und Braus, daß er seinen kleinen Staat mit 11—12 Millionen Thaler verschuldete und der reichsgerichtliche Lehnkonkurs bevorstand. Der Landgraf von Hessen verkaufte, um sein Vermögen aufzubessern, 22000 seiner männlichen Unterthanen an England als Söldner und steckte dafür an 22 Millionen Thaler in die Tasche. Leopold von Dessau wieder wollte Alleinbesitzer aller in seinem Fürstentum gelegenen Rittergüter und anderer einträglicher Grundstücke sein und zwang daher die adligen Gutsbesitzer, ihm ihren Landbesitz nach einer billigen Taxe zu überlassen.

Auf diese Weise brachte er wirklich allen Grund und Boden in seine Hände und sein Fürstentum wurde ein Land ohne Adelsgüter, was im achtzehnten Jahrhundert unerhört war.

Dann kam durch die französische Revolution und Bonaparte die Endschaft für die alte feudale Zeit und Gesellschaft in zwanzigjähriger Kriegsverwüstung, die wie das Deutsche Reich, so den größten Teil seiner Vermögensordnung, die in 150 Jahren erst wieder aufgebildet war, in Auflösung brachte. Deutschland wurde abermals in Armut geworfen, doch ihm auch für neue Gestaltungen der Zukunft viel freieren Boden geschaffen.

Gleich Torlonia in Rom kam in Deutschland gerade unter dieser Kriegs- und Elendzeit ein Mann empor, der wie jener eine Dynastie des Reichtums gründete. Es war Mayer Anselm Rothschild, ein Handelsjude aus Frankfurt am Main, der sich zu einem wohlhabenden Agenten und dann Bankier emporbrachte. Seine Rührigkeit und Redlichkeit verschafften ihm gute Kundschaft, unter anderen auch die des Baron von Estorff, des Vertrauten des damaligen Landgrafen von Hessen, Wilhelm, dessen Vater die hessischen Soldaten verkauft hatte. Dadurch wurde im Jahre 1801 Rothschild hessischer Hofagent. Als dann die Franzosen 1806 gegen Preußen marschierten und Wilhelm, inzwischen Kurfürst geworden, vor ihnen flüchtete, überließ er seinem Agenten vertrauensvoll die Sorge für Rettung seines Privatvermögens von 50 Millionen Gulden. Der alte Rothschild wußte es glücklich nach England an seinen dort bereits als Bankier angesessenen Sohn Nathan zu schaffen, und dieser verwaltete das übergebene Gut treulich. Der Kurfürst, nachdem er 1815 sein Land zurückerhalten, fand sein Privatvermögen unversehrt in des jungen Rothschild Händen. Der Vater war 1812 bereits gestorben. Dankbar schenkte der Kurfürst dem Bankier nicht nur all seinen Wein und sein Leinenzeug, sondern auch die Verzinsung der Millionen seit sieben Jahren, wie er ihm auch die weitere Verwaltung derselben gegen gute Verrechnung überließ. Dieser Vorgang war von wesentlichem Einfluß auf den ungeheuren Aufschwung des Rothschildschen Geschäfts gewesen, da

er ihm so bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Es konnte z. B. für den spanischen Krieg schon 30 Millionen Franks an Englands Regierung vorschießen und erhielt dadurch deren Kundschaft. Der alte Anselm hinterließ zehn Kinder, darunter fünf Söhne. Er vermachte ihnen mit seinen Millionen, wie John Reeves in seinem Buche über die Rothschilds mitteilt*), den Rat, immer treu zu ihrer mosaischen Religion zu halten und unter sich in Familienverband zu bleiben, „so würden sie die Reichsten unter den Reichsten werden und die Welt regieren". In der That ist das Haus Rothschild, aus dem verarmten Deutschland hervorgegangen, das größte und reichste aller Handelshäuser im neunzehnten Jahrhundert geworden.

Hochbegütert war der hohe Adel in den österreichischen Ländern und in Ungarn. In seinen Händen, in denen des mit weiten Krongütern bedachten regierenden Hauses und der Kirche lag allein der große Privatreichtum. Der Bauernstand war leibeigen oder doch in Hörigkeit, das Bürgertum in den größten Städten bei zunftgesichertem Gewerbe oder handeltreibend in behaglichen Verhältnissen, die zum Begriff Reichtum nur vereinzelt emporstiegen. Die Zustände in wirtschaftlicher Beziehung waren durchaus patriarchalische, wie im Staat, so auf den Gütern und unter der allmächtig herrschenden Geistlichkeit. Des Grundbesitzes war in einer Hand oft zu viel, um ausreichend bewirtschaftet und genützt werden zu können; meistenteils, zumal in Ungarn, zahlte man die nötigen Arbeitskräfte beim Ernten nur mit dem Überfluß an Getreide, an Speck und Wein oder dem aus Pflaumen in Massen hergestellten Branntwein. Auf den Gütern herrschte auch ein freigebiges Wohlleben eher, als wie eigentlicher Verschwendungssinn. In Wien, in Prag und Pesth liebte die Aristokratie aber einen fürstlichen Luxus in Festen und bei besonderen öffentlichen Gelegenheiten zu entfalten, in Wagen, Pferden, Dienerschaft, in Kleidung und Schmuck aus Gold und Edelsteinen.

*) London 1887.

In Österreich wohnte der Adel und der hohe Klerus in stolzen Schlössern, nicht selten in vornehmer und künstlerisch bereicherter Ausstattung; in Ungarn mehr in „Curien", langen, ebenerdigen Gebäuden mit einer breiten offenen Vorhalle, Schildereien wohl im Giebelfelde. Zu beiden Seiten schlossen sich hieran gewöhnlich mehrere zerstreut stehende kleine Häuser an, die Wohnungen der mannigfaltigen Dienstleute; vorn war ein großer wüster Platz mit altfränkischem Brunnen und offenem Wagenschuppen, weiterhin Gärten, Stallungen, Wirtschaftsgebäude. In den einsam liegenden Dörfern der oberungarischen Komitate lebten manchmal Tausende von Edelleuten aller Abstufungen, vom reichen Magnaten angefangen, der, in mehreren Komitaten angesessen, ein Einkommen von 60 bis 300000 Gulden jährlich zu verzehren hatte, und dem wohlhabenden Edelmann, der in Ungarn den mangelnden Bürger darstellte, bis zum „Bundschuh-Edelmann" (boeskoros nemes ember), der sich vom Bauer nur durch seine Vorrechte in Steuer- und Konstriptionsfreiheit unterschied. Häufig gehörte ein Dorf vielen solchen Insassen in den an Ausdehnung verschiedensten Anteilen. Rohheit machte den ungarischen Adel mancher Komitate verrufen; andererseits zeigte der vornehmere gern, daß er in Opfern an Geld für patriotische Zwecke groß sein konnte. Maria Theresia erfuhr dies in ihren Kriegsnöten in glänzenden Beweisen. Ein Magnat stellte ihr z. B. auf seine Rechnung tausend Husaren und übergab ihr für Kriegskosten überdem 200000 Reichsgulden.

Die Reformgeschichte Kaiser Josephs II. lehrt, daß weder Adel noch Geistlichkeit ihn in seinem wohlgemeinten Vorhaben unterstützten. Der Bauer und Bürger verstanden den Nutzen desselben auch nicht. Jener befand sich ungeachtet der Leibeigenschaft, dieser trotz des furchtbarsten Zunftzwanges nach seiner Auffassung leidlich. Als daher Joseph die Leibeigenschaft in Ungarn und Böhmen aufhob und den Zunftzwang beschränkte, als er dem Adel die Lehnsrechte absprach, ihn zu gerechtem Anteil an den Staatslasten verpflichtete, das Ständewesen aufhob, gar die Klöster einzog, erhoben sich Bauer, Bürger, Adel und Geistlichkeit gegen seine Neuerungen.

Die alte Gesellschaft wollte im Kaiserstaat unerschüttert bleiben und blieb es in der That bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Mit ihr erhielten sich auch Charakter und Privileginm des Privatreichtnms.

Zu den reichsten Ländern gehörten die Niederlande, und selbst als im vorigen Jahrhundert ihr Handel zurückging, besaßen sie noch in den Städten eine reiche Bürgerschaft, die Kaufherren und „Kassiere", Bankiers, abgesehen von einem an Grundbesitz außerordentlich bedeutenden Adel alter, einst als Grafen kriegerischer Geschlechter. Der bürgerliche Privatreichtnm war zwar nicht im einzelnen ebenbürtig demjenigen dieser aristokratischen Geschlechter, wie der Aremberg, Ligne, Chiman, Croy, Havré; aber er bedeutete die Handels- und industrielle Kraft, die den Niederlanden ihre wirtschaftliche Großstellung gegeben hatte. Der Besitz der indischen Kolonien, zumal Javas, wurde von dieser Kapitalkraft ausgebeutet; sie unterhielt die blühende Industrie Brabants in Leinen, Spitzen, Tuchen und Leder, und ebenso in Antwerpen ein Bankwesen, das im stande war, Millionen in englischen und französischen Fonds anzulegen, an Privatpersonen in Ländern, wo überall der Zinsfuß höher war als in den Niederlanden, immer Gelder von seinem Überflnß herzuleihen. Fette Weiden und ein großer, prächtiger Viehstand gehörten dem freien selbstbewußten Bauerntum, die Fischerei sicherte der Insel- und Küstenbevölkerung einen gewissen Wohlstand. So boten die Niederlande, sowohl in den Ackerbau und Viehzucht treibenden holländischen Gebieten, wie in dem belgischen Teil, wo Bergbau und Fabriken eine sonst nur in England, auch am Rhein, schon gekannte zahlreiche und auf Lohn angewiesene Arbeiterbevölkerung gesammelt hatten, ein ganz besonderes wirtschaftliches Bild.

Die Häuser der Kanflente wie die des Adels bezeugten in ihrer Ausstattung den Reichtum ihrer Besitzer, auch in der Vorliebe für kostspieligen malerischen Ausschmuck, die seit der großen Zeit der Blüte niederländischer Kunst als nationaler Charakterzug hervortrat. Im herrlichen Schloß von Bel-Oeil, wo die Fürsten de Ligne residierten, war ein Luxus, der auf den Besitzungen der

reichsten und den feinsten Lebensgenüssen huldigenden französischen Aristokraten nicht übertroffen wurde. Außer Gärten, Parks und Jagdpavillons dabei, gab es ein prächtiges Theater. Herrliche, feenhafte Feste wurden im Sommer gehalten, von denen die junge Prinzessin Helene von Ligne*) begeisterte Schilderungen hinterlassen hat. Der Fürst hielt zu seinem Vergnügen auch eine trefflich eingerichtete Buchdruckerei in diesem Schlosse.

Wenden wir den Blick nach den nordischen Reichen, so ist in Dänemark wie in Schweden der große feudale Grundbesitz zwar auch in den Händen des alten Adels, aber es existiert im ersteren Lande daneben ein durch Weidebesitz und Viehstand teilweise sehr reicher Bauernstand. Hundert Kühe im Stall eines Hofes, dazu Pferde und Schweine zu finden, war gewöhnlich. Vor allem in dem westschleswigschen Gebiet von Ditmarschen, das sich als das Land einer Bauernrepublik seine freien Gerechtsame gegen König, Vögte und Adel mit friesischem Unabhängigkeitssinn zu erhalten wußte.

In dem mit Dänemark verbundenen Norwegen mit seinen eigentümlich gestalteten Gehöften erhielten sich unter der nordischen Abgelegenheit des überdem gebirgigen Landes der patriarchalische Charakter desselben und die einfachen Sitten der alten Zeit, des verhältnismäßig bedeutenden Reichtums ungeachtet, den viele von den Eigentümern solcher Gehöfte aus dem Ertrag von Forsten, Viehhandel, Fischerei, Seehandel und Walfischfang besaßen. Auch Norwegen konnte für eine Bauernrepublik gelten und sieht sich heute noch unter schwedischer Krone als eine solche an. Dort wurde durchaus keine Aristokratie der Geburt und des Standes, wie im benachbarten Schweden, sondern nur eine solche des Besitzes anerkannt, und die war bäuerlich. Die Adligen im Lande genossen zwar einige Vorrechte, doch gab es solcher Familien so wenige, daß sie keine Macht bedeuteten, und die 15 bei der Vereinigung mit Schweden im Jahre 1815 noch vorhandenen wurden verfassungsmäßig auf den Aussterbeetat gesetzt.

*) Histoire d'une grande dame (1887), S. 238, 249 fgd.

In Polen herrschte bis zu seiner Teilung über leibeigene Bauern der allein güterbesitzende Adel und katholische Klerus. Sie besaßen alles Vermögen, oft in ungeheurem Maße. Die großen Starosten und Aristokraten lebten zumeist auf ihren Gütern, in überlieferter Weise glänzender Barbarei. Fast alle besaßen Paläste in Warschau, die sie indessen nur während der Dauer des Reichstages, das heißt auf sechs Wochen, oder alle zwei Jahre bewohnten. Diese geräumigen Paläste boten das seltsamste Gemisch von Luxus und Ärmlichkeit dar. Man durchschritt Säle ohne Möbel, deren Deckenzier und von der Feuchtigkeit schimmelig gewordene Tapeten in Fetzen herunterhingen, und kam dann in Salons, die glänzende Ausmalung in Fresken auf Goldgrund erhalten hatten. Die Vorzimmer waren überfüllt von Dienerschaft in zerrissenen Livreen, und von armen Edelleuten, die sich als Gefolgschaft des reichen Genossen aufführten, in Wahrheit auch nur eine Bedientenschaft, die aber stolz die alte polnische Kavalierkleidung trug. Üppige Feste wurden in diesen Palästen gehalten, Trinksprüche nach alter Sitte unter Kanonenschüssen ausgebracht, und der Herr des Hauses ließ wohl auch noch den kleinen Schuh der Dame seines Herzens mit Champagner oder Tokayer gefüllt in der Tischrunde kreisen. Am Hofe des Wahlkönigs Stanislaus vereinigte sich die höchste französische Eleganz mit orientalischem Geschmack, europäische und asiatische Art, die Anmut der Sitten zivilisierter Länder mit der Gastfreiheit derer, „die es nicht sind," wie die erwähnte Prinzessin als Augenzeugin auch des polnischen Gesellschaftslebens bemerkt. Wilde Verschwendung ging mit vornehmer Freigebigkeit bis zur Lächerlichkeit Hand in Hand. Der Fürstbischof von Wilna ließ sich z. B. 1774 einen französischen Erzieher für seinen jungen Neffen verschreiben, dem er jährlich 30000 Frks. während sechs Jahren bezahlte; 36000 außerdem vorweg und 20000 nachträglich, also 230000 Frks.*)

Im russischen Reich war seit Peter I., unter dem es seine staatliche Einheitorganisation erhalten hatte, der Zar der reichste

*) Histoire d'une grande dame. S. 188.

Mann. Er war überhaupt der Allerreichste auf Erden, kann man sagen. Denn wie sein Wille allein Gesetz, seine Despotenmacht völlig unumschränkt, er viel mehr als Ludwig XIV. in Frankreich den Staat bedeutete, so betrachtete er sich auch als alleinigen rechtlichen und wirklichen Herrn des Grund und Bodens in seinem ungeheuren Reiche, so, daß niemand anderer ein Recht daran habe, wenn er es ihm nicht unter kaiserlicher Gnade verliehen und erhalten.

Altrussischen und aus der Bojarenzeit herstammenden Adel mit ererbtem Großgrundbesitz gab es allerdings; aber der Zar duldete ihn und das adlige Landherrenrecht nur. Wenn er wollte, konnte er das letztere auch vernichten. Zudem war dieser altrussische hohe Adel gering an Zahl. Im russischen „Samtbuch", das seine genealogischen Register vor Peters Zeit enthält, sind etwa 500 solcher Familien aufgezählt, von denen die meisten fremden Ursprungs waren: litauischen, polnischen, deutschen; etwa 100 von Fürsten, die ihre frühere Souveränitäten an den Zaren verloren oder abgetreten hatten, wie die von Mingrelien, Mordwinien und tatarischen, nur 200 russischen Ursprungs, darunter 164 Kniazenfamilien, die Nachkommen von Ruriks Geschlecht waren.

Aller andere Adel war neu und seit Peter I. erst vorhanden, Hof- und Dienstadel, den der Zar nach Lust und Laune mit Gütern und Würden überhäufte, sie ihnen aber auch in Ungnade oft wieder wegnahm. Solche Günstlingsschicksale erfuhren die allerersten der Adelsgeschlechter neuer zarischer Schöpfung, wie Fürst Menschikow, ehemals Pastetenbäckerjunge, wie Graf und Feldmarschall Münnich, ein Deutscher, wie der allmächtige, aus niederem Stande emporgekommene Biron, Graf, Fürst, Herzog von Kurland, Regent des Reiches, ebenso wie die altrussische Fürstenfamilie der Dolgoruky, und viele andere. Sie alle mußten aus Macht und Glanz nach Sibirien und wurden vermögenslos, nachdem sie reich gewesen; erhielten sie ihre Freiheit und ihre Güter ganz oder teilweise zurück, so verdankten sie dies kaiserlicher Gnade. Der Zar oder die Zarin schenkte die Güter eben

vom kaiserlichen Gutsbesitz, verwandelte Lehen in Privateigentum, schuf einen russischen Grundadel, dem so und so viel Leibeigene gegeben wurden, für die so viel Kopfsteuer und Obrok (Pachtgeld) an den Staat zu zahlen waren. Leibeigen derart, daß sie einem Grundherrn wie fester Besitzstand gehörten, waren die russischen Bauern auch erst durch Peters I. Gesetzgebung geworden.

Trotz all dieser fortgesetzten Ausstattung des Hof- und Dienstadels, die der Zar machte, mit Grundeigentum oft meilenweiter Ausdehnung, blieben die Krongüter in ungeheurer Menge vorhanden. Harthausen in seinen Studien über Rußland um Mitte dieses Jahrhunderts berechnete nach dem Etat von 1845 mehr als 52000 Quadratmeilen kultivierten Grund und Bodens, der Krone gehörig, mit 23 Millionen Menschen darauf; außerdem in Sibirien und Nordamerika 100000 Quadratmeilen unkultivierten Landes. Dergleichen Privatbesitz hatte natürlich seinesgleichen nicht auf Erden.

Ausgenommen von der kaiserlichen Lehn- und Grundherrenmacht waren die alten Erbbesitzungen des Adels in den deutschen baltischen Provinzen und Finnland, welche ihre eigenen Verfassungen und Güterrechte hatten. In Großrußland sollte nach dem Willen des Zaren Peter der Großgrundbesitz durch Majorate den damit beschenkten Familien erhalten werden; doch widerstrebte diese feudale Einrichtung so sehr den russischen Anschauungen, daß das Gesetz schon 1730 wieder aufgehoben wurde, und das Recht, ein Majorat zu stiften, seitdem nur höchst selten begehrt wurde. Die väterlichen Güter wurden vielmehr zu gleichen Teilen an die Söhne vererbt und die Töchter mit entsprechenden Geldsummen entschädigt. So zerkleinerte sich vielfach der alte Grundbesitz des Adels, verschuldete auch; andererseits heirateten und kauften Familien sich eine ungemessene Landmenge mit Dörfern und Städten zusammen.

Der russische Edelmann lebte nach den Auffassungen seiner Väter dahin, sorglos, gutmütig meist und selten im stande, seine Güter selber zu bewirtschaften und dabei nach dem Rechten zu sehen.

Verschwendung, Spiel- und Genußsucht ruinierten ihn oft genug. Luxus wurde in asiatischer Art getrieben. Der Gouverneur von Sibirien, Fürst Gagarin, ließ seine Wagenräder mit silbernen Reifen und die Hufe seiner Pferde mit goldenen Eisen beschlagen. Kolossale Schmausereien, ungeheure Bedientenschwärme gehörten sich für einen russischen Gutsherrn. Seine Leibeigenen mußten ihm das Land bestellen und die Ernten verkaufen. Inmitten ihrer lebte er gern wie in seiner Familie; sein Herrenhaus war ohne Luxus, gewöhnlich auch nur von Holz, wie die Dorfgebäude. Die Bauern pachteten ihm oft Felder und Wiesen und Wälder ab, handelten auf eigene Hand dann mit dem Ertrag, der ihnen zukam, oder trieben nebenbei ein Handwerk oder Gewerbe, oder erwarben sich mit ihrem ersparten Vermögen, das der Gebieter ihnen ließ, das er ihnen oftmals als freigebig und hochherzig noch mehrte, Mietshäuser und Gasthöfe in den Städten. So wurden ihrer viele in der persönlichen Knechtschaft reich, reicher oft wie ihre Gutsherren; ja, es gab Millionäre unter ihnen.

Fälle, wie folgender, den Haxthausen erzählt, kamen häufig vor: Ein bei seinen Bauern sehr beliebter Grundherr war nicht reich. Wenn nun ein Dorf in der Gegend verkauft werden sollte, so kamen in der Regel die Bauern desselben zu ihm und baten ihn, sie zu kaufen. Erwiderte er dann, sie wüßten ja wohl, daß er kein Geld dazu habe, so antworteten sie:

„Aber Batuschka (Väterchen), wenn Du keines hast, so haben wir doch welches; wir wollen es Dir bringen, damit Du uns kaufen kannst."

Dadurch kam es, daß er bei seinem Tode dreimal mehr Bauern hatte, als er anfangs gehabt.

Ein deutscher Kolonist in Südrußland, Namens Falz-Fein, war um 1840 als Schäfer zum Fürsten Woronzow gekommen. Dann betrieb er für sich Schafzucht, wurde dadurch Millionär, der reichste Privat-Grundbesitzer der Krim, ja man behauptete selbst Rußlands. Seine Ländereien berechneten sich nach Hunderttausenden von Morgen; er besaß Häuser in Sebastopol, Odessa,

Kiew und mehr als eine Million Schafe. Dabei blieb er einfacher Bauersmann in seiner Lebensführung.

Was die griechische Staatskirche in Rußland anbetrifft, so hat zwar die Kaiserin Katharina die Klostergüter einziehen lassen; aber die Einnahmen der Klöster aus Sammlungen bei Wallfahrten, aus dem Verkauf von Wachslichtern und Hostien, Geldgeschenken, Vermieten von Schlafstellen in den Hospizen und bei ihnen befindlichen größeren Gasthäusern an Wallfahrer, dann aus der Beerdigung auf ihren Friedhöfen, waren sehr groß; auch blieben ihnen vielfach Seen, Mühlen, Wiesen, Wälder zu ihrem Unterhalt angewiesen, die reichen Ertrag gewährten. Die Kirchenschätze bildeten von altersher einen ungeheuren Wert in Gold, Silber und Edelsteinen, Gemälden und Kunstwerken. Die Schatzkammern des Moskauer Hauptklosters und des Jurjewklosters schätzt man allein auf 30 Millionen*), die des Klosters Troitza gar auf über 100 Millionen Thaler; es hatte vor der Konfiskation seiner Güter, wie Haxthausen berichtet, 107000 Bauern, die einem Grundbesitz von vielleicht 25 Millionen im Wert zugehörten. In großen Glasschränken stehen in diesem Kloster die goldenen Kirchengefäße mit herrlichen Edelsteinen geziert, Evangelien und Meßbücher ganz in goldenem Einbande, Gewänder und Decken buchstäblich mit Perlen überstäet. Vielleicht, setzt der erwähnte Reisende hinzu, findet man in Troitza mehr Perlen als im übrigen Europa zusammengenommen.

Außerordentlich war überhaupt die Masse von Perlen und Edelsteinen, die sich, den orientalischen Liebhabereien des Volkes daran entsprechend, in Rußland gesammelt hatten. Alle Frauen, selbst arme Fischerweiber, pflegten bei Festen um den Hals 3—4 Schnüre echter Perlen zu tragen, wohlhabendere 10—12 Schnüre; auch die diademartige Mütze der ländlichen Tracht war oft ganz mit Perlen besetzt. In Nischni-Nowgorod trug jedes Bauernweib an ihrem Kopf- und Halsschmuck wenigstens 200—300, oft aber

*) Meyer von Waldeck, Rußland im „Wissen der Gegenwart". S. 107.

über tausend echte Perlen. Das ist wohl bis heute so geblieben. Bei Hochzeiten der reichen Kaufleute erschienen deren Frauen ganz mit Perlen und Edelsteinen übersäet; ein Schmuck im Werte von 100000 Rubeln galt hierbei für gering*).

Der Reichtum vieler Kaufleute in den Handelsstädten, in Moskau, Kiew, Nischni-Nowgorod, Petersburg, Odessa, war enorm. Auch hierunter gab es Millionäre. Es bestanden sogar seit Peters I. Zeit Fabriken auf Krongütern wie adeligen Besitzungen. Auf seinem Gute Michailowzk mit 10000 Bauern legte Graf Alexy Bobrinski die größte Runkelrübenfabrik Rußlands an. Im Jahre 1717 zählte man in Fabrikanlagen verschiedener Art 35, im Jahre 1774 nach von Reden's Handelsgeographie und Statistik deren 478, darunter 16 in Tuch, 47 in Seide, 70 in Leinen, 23 in Papier, 36 in Glas und Kristall, 29 in Tauen. Peter gab auch Kapitalien dazu an fremde, ins Land berufene Fabrikanten her und überwies ihnen zugleich eine Anzahl Leute, meist ein ganzes Dorf, als Fabrikarbeiter, in dem Verhältnisse, wie das der Leibeigenen zu ihrem Gutsherrn, so daß diese in und für die Fabrik arbeiteten, wogegen die Fabrikherren für Ernährung, Kleidung und Wohnung verantwortlich gemacht wurden. Dies hat eigentlich in Rußland zuerst die Idee geweckt, daß, da alle Arbeit des Leibeigenen dem Herrn gehöre, er diese auch zu jeder Arbeit, die dem Herrn Vorteil brächte, verwenden dürfe.

In der westfälischen Zeitschrift „Hermann" von 1817 wird erzählt, daß die Kaiserin Anna Iwanowna Friedrich Wilhelms I. von Preußen Liebhaberei für große Soldaten benutzte, um sich das sorgfältig gehütete Geheimnis der Herstellung guter, blanker Waffen, wie die aus dem westfälischen Stahlwerk Eipe und aus Spandau, zu verschaffen. Sie versprach ihm 100 auserlesene „lange Kerls", wofern der König ihr 12 Klingenschmiede und Schleifer und einen Sensenschmied liefere. Einer solchen Versuchung widerstand der

*) Haxthausen, I., 1887, 309; Leroy-Beaulieu, l'Empire des Tsars, I., 298 fgd.

Soldatenkönig auch nicht. Da er keine Freiwilligen unter den Schmieden fand, die sich zur Auswanderung nach Rußland entschlossen, so ließ er ihrer sechs in Spandau greifen, die sechs anderen in Westfalen aufheben und alle zwölf nach Rußland transportieren, wo sie zwölf Jahre in Tula arbeiten sollten.

Daß auch das einfache Handwerk reich werden konnte, dafür gab es in Rußland massenhafte Beweise. Der glücklichste darunter war Nikita Demidow, ein Grobschmied, der in Sibirien die erste Eisenhütte betrieb, mit der im Jahre 1702 der Zar Peter ihn beschenkte. Sein Geschlecht kam zu Millionen in Vermögen und damit zu hohen Ehren und fürstlichem Rang. Zugleich führte es eins der größten Handelshäuser in Moskau, das Bankgeschäfte machte. Einer dieser Krösus Demidow zeichnete sich unter Katharina ebenso durch seine großartige Freigebigkeit, wie despotische und seltsame Emporkömmlingslaunen aus. Einmal wollte die Kaiserin vier Millionen von ihm leihen und schickte deshalb ihren Günstling Orlow zu ihm. Dem soll Demidow die Summe versprochen haben, doch unter dem Vorschlag, ihm öffentlich vier Ohrfeigen geben zu können, wenn er am bestimmten Verfalltage die Schuld nicht zurückzahle, womit er deren quitt sein sollte. Graf Orlow ging in der Not auf diesen Handel ein, bezahlte aber pünktlich das Anleihen an Demidow zurück. In Moskau sind andere Mitglieder des Millionärgeschlechts große Wohlthäter gewesen und ihr Palast wurde mit einer kostbaren Bildergalerie und anderen Kunstschätzen ausgestattet.

In keinem Lande Europas traf man auf die Erscheinung, daß es in jedem Stande, unter hoch wie auch niedrig, so großen Privatreichtum in dem Besitz einzelner gab, wie in diesem riesigen, halb barbarischen Rußland unter seiner durch Peter I. begründeten Gesellschaftsordnung. Die Quellen des Reichtums waren da in Wahrheit für jedermann erschlossen.

II.

Die ersten Mittel des modernen Reichtums.

Die Dampfmaschine. — Die Fabrikspinnerei. — Die Kohle. — Das Eisen. — Die Lokomotive. — Das Dampfschiff.

Alle Arbeit der Produktion wurde bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit wenigen und ganz einflußlosen Ausnahmen von Menschenhänden gethan. Aber es war ein Jahrhundert, in dem die Geister zu einer Umwälzung der alten Verhältnisse in Staat wie Gesellschaft, auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens wie der Arbeit sich rührten, und in den entwickelsten Kulturländern wurde eine rastlose Thätigkeit dafür aufgeboten. In Frankreich trat der politische Zug dieser Geisterbewegung allmächtig hervor, in England der industrielle. Dort war die Freiheit der Völker das Ideal, das mehr und mehr Begeisterung anfrief; die alte feudale Welt sollte vernichtet werden. In England richtete sich die Bewegung ausschließlich auf die materiellen Interessen: Erleichterung und Mehrung der Arbeit sollte den Wohlstand und damit den Genuß des Lebens — das irdische Glück erhöhen.

Darum auch das Jahrhundert der Erfindungen. Es galt die große Kraft der Natur für den Dienst der Menschen einzuschirren und beliebig brauch- und nutzbar zu machen. Das Perpetuum mobile zu gestalten, mühte sich eine Unzahl von ehrgeizigen Menschen, wie zuvor für chemische Herstellung des Goldes als des unfehlbaren Talismans.

Im Jahre 1769 gelang es James Watt die praktische Dampfmaschine herzustellen, an der schon seit Jahrhunderten denkende Köpfe in verschiedenen Ländern erfolglos sich versucht hatten. Die Großartigkeit dieser Erfindung erkannte die Mitwelt noch gar nicht; ihre ungeheuren Folgen für die späteren Menschengeschlechter waren nicht zu ahnen. Aber mit ihr begann in England die industrielle Revolution, zwanzig Jahre früher als die politische in Frankreich.

Watt war ein Schotte und Mechaniker. Ihm wurde als solchem das kleine, der Universität Glasgow gehörige Modell von Newcomens Dampfmaschine zur Reparatur übergeben und dadurch kam er auf die Versuche, sie zu verbessern. Zehn Jahre quälte er sich damit. Er nahm 1769 ein Patent auf sein Modell der kondensierten Dampfmaschine. Fünf Jahre dauerte es dann noch, ehe er in dem Industriellen Matthew Boulton von Birmingham den einsichtigen Mann fand, der es unternahm, diese Maschine in Gebrauch zu bringen und damit den Anfang einer neuen Gestaltung der Fabrikation in Massen zu machen. Zunächst in englischen Landbezirken ging man auf diese Neuerung ein, bezog Dampfmaschinen von Watt und Boulton und richtete damit neue Fabriken für eine gegen sonst hoch gesteigerte Produktion der Artikel ein. Watt wurde nicht nur durch seine teuer bezahlten Maschinen, die ein Monopol für ihn bildeten, ein großer Geschäftsmann von bedeutendem Vermögen, sondern auch von der Wissenschaft mit höchsten Ehren ausgezeichnet und nach seinem Tode im Jahre 1819, als die Gewaltigkeit seiner Erfindung schon aller Welt erkennbar und faßlich geworden, durch ein Denkmal in Birmingham geehrt.

Um dieselbe Zeit, als Watt die weltumgestaltende Dampfmaschine fertig stellte, und als ein Beweis, wie verschiedene Geister zugleich demselben Ziele der industriellen Umbildung und Entwickelung zustrebten, setzte Arkwright, ein ehemaliger Barbier aus Preston, dann Uhrmacher, mit seiner neuen Spinnmaschine die Baumwollenstoff-Fabrikanten von Nottingham in Erstaunen. Wie Watt in Boulton, so fand er als armer Teufel in Strutt,

dem scharfsinnigen Erfinder des verbesserten Strumpfwirkerstuhles und rührigen Industriellen, den rechten Mann, der sich mit ihm zur Ausbeutung des erhobenen Patentes vereinigte. Eine Baumwollenwarenfabrik wurde mit dieser Maschine, durch Pferde getrieben, zuerst in Nottingham errichtet; eine zweite bald darauf in viel größerem Maßstabe in Cranford in Derbyshire erbaut, die von einem Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde, woher die Spinnmaschine den Namen Water-frame (Wassergestell) erhielt*). Viel angefochten, bekämpft von neidischen Fabrikanten und aufgewiegelten Arbeitern, gelang es Arkwright durch seine ausdauernde Energie dennoch, der Begründer von Baumwollspinnereien nach seinem System in Lancashire, Derbyshire und New-Lanark in Schottland zu werden. Reichtum fiel ihm damit zu; er ward zum High-Sheriff der Grafschaft Derbyshire erwählt, und Georg III. verlieh ihm den Ritteradel. Er starb 1792 und ist als der Gründer des neuen Fabriksystems in England anzusehen, das dann in Verbindung mit dem Wattschen Dampfbetrieb eine Quelle großen und schnell sich bildenden Reichtums für viele Personen in England und damit für dies Land selber wurde.

Denn es giebt wenige Industriezweige, die hiervon so klares Zeugnis ablegen, wie das Baumwollgewerbe in England. Bis 1741 betrug nach Baines die Einfuhr der rohen Baumwolle daselbst stets unter 2 Millionen Pfund jährlich. Die erwähnten großen Maschinenerfindungen, denen sich noch andere in schneller Folge anschlossen, brachten die Einfuhr so sehr in Aufschwung, daß 1781 schon elf, 1790 dreißig, im Jahre 1800 an 52 Millionen Pfund in den Zollhäfen verzeichnet wurden.

Mit zauberhafter Schnelligkeit kam diese Industrie in Baumwolle empor. Eine andere Spinnmaschine hatte Crompton in Bolton erfunden und eingeführt. Aber er verarmte und erhielt später erst eine Nationalbelohnung vom Parlament in Höhe von 5000 Pfd. Sterl., weil er nach dem Bericht der betreffenden

*) Samuel Smiles, Hilf Dir selbst. 2. Aufl. 1877. S. 32.

Kommission 660000 Menschen Beschäftigung gegeben, und durch seine Maschinen in 360 Fabriken mit 4½ Millionen Spindeln 40 Millionen Pfund Rohbaumwolle verarbeitet wurden, wodurch 70000 Spinner und 150000 Weber ihr tägliches Brot verdienten*).

Es gab auf einmal in England Leute des kleinen Handwerker- wie des Bauernstandes, die in kurzer Zeit als Fabrikanten mittels der neuen Maschinen wohlhabend, reich und immer reicher wurden. Einer der ersten und berühmtesten darunter war Robert Peel, ein kleiner freisässiger Bauer. Er hatte eine große Anzahl Söhne und Töchter und begann daher zur Mehrung der Existenzmittel neben dem Ackerbau noch Hausweberei. Dergleichen ward um Blackburn vielfach getrieben. Vor Entstehung des Fabriksystems pflegten fleißige Familien auf dem Lande überhaupt die müßige Zeit mit Weberei im Hause zu nutzen. Peel beschäftigte sich im besonderen mit Herstellung eines Stoffes aus leinenem Einschlag mit baumwollener Kette und versuchte sich auch in der noch wenig gekannten Verfertigung von Kalikodrucken. Mit solchem Glück endlich, daß er sich ausschließlich darauf legte und in Brookside, nahe bei Blackburn, eine eigene Fabrik für Kalikodruck anlegte. Er betrieb sie mit seinen Söhnen, die dann selber verschiedene Firmen begründeten, von denen jede ein Mittelpunkt industrieller Thätigkeit geworden ist. Der alte Peel hinterließ ein für seinen Stand schon enormes Vermögen; sein Sohn Robert wurde im Jahre 1800 als Fabrikant auch Baronet und war im Besitz von mehr als zwei Millionen Pfd. Sterl., als er starb. In seinem Sohne erblühte das Geschlecht dann auch zu dem Ruhm, England einen der bedeutendsten englischen Staatsmänner gegeben zu haben.

Das achtzehnte Jahrhundert war eben zu Ende, als Jacquard, ein armer Webersohn zu Lyon, einen neuen Webstuhl erfand und mit Hilfe eines Fabrikanten zur Gewerbeausstellung in Paris 1801

*) Schmidt-Weißenfels, Das neunzehnte Jahrhundert, Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwickelung. 1890. S. 141.

fertig stellen konnte. Derselbe erregte zumeist die Aufmerksamkeit der Regierung und sie unterstützte nun den intelligenten Arbeiter, der seine Erfindung noch verbessern wollte. Napoleon interessierte sich selbst auf das lebhafteste dafür, weil er der Macht der englischen Baumwollenindustrie durch das Emporbringen der Seiden- und Leinenweberei in Frankreich begegnen wollte. Daher ließ er später auch einen Preis von einer Million Franks für die Erfindung einer Flachsspinnmaschine ausschreiben.

Zunächst setzte er Jacquard in den Stand, in Lyon seine Webstühle den Seidenfabrikanten anbieten zu können. Aber sie wollten sie nicht, weil die Arbeiter drohten, eine solche Maschine, die ihnen das Brot nehme, zu zerstören. Auch versuchten sie dies wirklich und Jacquard war vor ihrer Erbitterung seines Lebens nicht mehr sicher in Lyon. Die Arbeiter verfolgten fortgesetzt ihn und sein Werk, verbrannten sein Bild und schlugen eine Maschine von ihm öffentlich in Stücke. Als aber die klugen Engländer nun Jacquards Webstuhl erwerben und anwenden wollten, bekehrten sich die Lyoner Seidenfabrikanten und benutzten die neue Erfindung. Bald war sie in voller Anerkennung; im Jahre 1810 schon bei 12000 Webstühlen, und die Arbeiter wurden durch die Erfahrung belehrt, daß die Maschine ihnen nicht das Brot nahm, sondern statt Hunderten von ihnen Tausenden Arbeit und Lohn gab.

Die Maschine in der Fabrik stieß überhaupt auf eine lange nicht zu überwindende Feindseligkeit, selbst in England, wo man sie anfangs im Keller arbeiten lassen mußte, um sie geschützt zu haben. Besondere Gesetze aus alter Zunftzeit verboten dort den Gebrauch der Maschinen den Tuchwebern und blieben noch bis zum Jahre 1807 in Kraft*). Die schnell und nachhaltig erstehende Menge zumal der neuen Baumwollspinnereien in einzelnen Bezirken Englands zeigte auch die sozialen Wirkungen der organisierten Fabrikarbeit zu Hunderten in einem Gebäude gegenüber der bisher geübten Werkstattarbeit, wo nur wenige mit dem Meister

*) Roscher, Ansichten d. Volksw. II. S. 108.

zusammen ihr Handwerk nach alter Weise verrichteten. Die Fabrik sammelte eine Masse von Arbeiten mit ihren Familien in ihrer nächsten Nähe und bevölkerte Landstätten reichlich, wo vordem nur einzelne gewohnt; sie rief neue Ansiedelungen hervor, aus denen Gemeinden mit einer eigenartigen Arbeiterbevölkerung wurden. Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Fabrikbesitzern hatte nichts mehr mit dem patriarchalisch-familienmäßigen gemein, das sonst zwischen Lehrlingen, Gesellen und Meistern herrschte. Der Arbeitgeber war in der Fabrik den Arbeitern ein Fremder; diese band nichts weiter an ihn als das Bedürfnis nach Lohn durch die Arbeit. Sie wurden angenommen und entlassen, wie es dem Herrn beliebte oder in seinem Geschäftsinteresse lag.

In den ersten Jahrzehnten der Fabrikindustrie betrachtete der Arbeitgeber, entsprechend der Auffassung der alten Gesellschaftsordnung, den Arbeiter als ein seinem Willen schlechthin unterworfenes Produktionsmittel. Und als solches fühlte sich dieser revolutionär. Nicht nur erfüllten ihn leicht Neid und Haß gegen den Fabrikanten, der aus niederem Stand mittelst der Maschinen zu Vermögen und Herrenleben emporkam, sondern ein dunkler Grimm bohrte auch in ihm darüber, daß er sich wie dessen Hörigen ansehen sollte. Der nicht unbedeutende Aufruhr, der sich im Jahre 1779 in England gegen die neuen Spinnmaschinen richtete, wurde dazu noch von manchem Fabrikanten alten Stils aus Eifersucht gegen das Gedeihen von Arkwrights und Peels Unternehmungen unterstützt. Arkwrights Fabrik in Lancashire wurde vom Pöbel zerstört, die von Watt und Boulton errichtete Maschinenbau-Anstalt von Grubenarbeitern in Cornwallis bedroht.

Öfter wiederholten sich solche Revolten, die ersten des neuen Fabrikproletariats gegen die neuen Fabrikbesitzer. Im Jahre 1811 entstand sogar eine größere Verschwörung in den Bezirken von Nottingham, Derbyshire und Leicestershire gegen die Fabrikanten, und die Maschinen derselben wurden vielfach durch heimliche wie offene Gewaltthaten der Arbeiter zerstört. Ihr Rädelsführer war Ned Ludd, „General Ludd“, wonach sie Ludditen genannt wurden

Sie mußten einen Eid leisten, der sie zum Gehorsam gegen ihren Führer verpflichtete, und Todesstrafe war auf den Verräter ihrer Pläne gesetzt. Alle Maschinen der Tuch-, Kaliko- und Spitzenfabriken wurden der Zerstörung bestimmt; eine Schreckensherrschaft begann, die jahrelang dauerte und der die Regierung anfänglich ziemlich gleichgültig gegenüberstand. In Yorkshire und Lancashire wurden Fabriken von bewaffneten Banden angegriffen und in vielen Fällen zertrümmert und verbrannt. Militär mußte nun zur Bewachung der bedrohten aufgeboten werden. Die Herren selbst, die in die Hände der Empörten fielen, waren dem Tode geweiht und erlitten ihn oft. Trotz der endlich aufgebotenen Strenge der Justiz und mehreren Hinrichtungen von Ludditen wiederholten dieselben ihre Angriffe noch öfter. Im Jahre 1816 überfielen sie die Fabrik des genialen Erfinders der Spitzengrundmaschine, Heathecot zu Loughborough, legten Feuer an dieselbe und zerstörten 37 Spitzenmaschinen und Eigentum von mehr als 10000 Pfd. Sterl., die später die Grafschaft als Entschädigung an den Fabrikanten bezahlen mußte.

So erhob sich gegen den Segen, den die neue Industriebewegung für den einzelnen, der ihn unleugbar verbreitete und dadurch selbst zu Reichtum gelangte, der Fluch der Armen, die er gleichwohl nährte, als eine soziale Erscheinung, die immer wiederkehren und immer größere Unheimlichkeit annehmen sollte. Ein Kriegszustand der Arbeiter gegen die Maschinenfabrikbesitzer bildete sich gleich im Anfange ihres Verkehrs heraus und ließ sich in seinen Ursachen nicht beheben. Auch durch manch edles gemeinnütziges, wie im Instinkt ausgleichender Gerechtigkeit geübtes Wohlthun der als Fabrikherren reich Gewordenen änderte sich hierin im allgemeinen nichts. Strutt, der Kattunfabrikant und frühere Kompagnon von Arkwright, gab u. a. ein Beispiel solcher Art, als er der Stadt Derby mit ihren vielen Arbeitern seiner Fabrik einen herrlichen Park mit den Worten schenkte:

„Da das Glück mir mein lebenlang günstig gewesen ist, so wäre es undankbar von mir, wollte ich nicht einen Teil meines

Vermögens dazu anwenden, das Wohlbefinden meiner Mitbürger zu fördern, durch deren Fleiß ich im Erwerben so sehr unterstützt worden bin."

Von England ging zunächst die neue Industriebewegung, wie sie durch Anlage der mittels Maschinen betriebenen Fabriken siegreich um sich griff, nach Belgien über, welches französisch geworden war. Im Jahre 1798 kehrte der Belgier Liévin Bauwens von einer Reise nach England zurück, wo er mit großen Gefahren Maschinen aufgekauft und Arbeiter angeworben hatte, mit denen er die Maschinenspinnerei für Baumwolle in Belgien einführte. Mit Mühe war er der Gefangennehmung in England entronnen, wo damals die Ausfuhr der neuen Maschinen und Ablockung von Arbeitern nach dem Auslande mit schwerer Strafe bedroht war. Im Jahre 1805 stiftete ihm der Stadtrat von Gent wegen seiner industriellen Verdienste eine goldene Medaille; 1807 gab Napoleon ihm das Kreuz der Ehrenlegion*). Natürlich war Bauwens ein reicher Mann durch die Maschinen geworden.

William Cockerill, ein unbemittelter englischer Arbeiter, begab sich 1799 nach Belgien, wo es ihm in Verviers gelang, eine mechanische Wollspinnerei zu errichten, die er vergrößert dann nach Lüttich verlegte. Er und Bauwens führten in der Woll- und Baumwollindustrie auch eine Reihe von Verbesserungen des Maschinenbetriebes ein und gründeten mehrere größere Fabriken. Die Kontinentalsperre that das ihrige, den belgischen Fabrikartikeln, als sie nun ohne die englische Konkurrenz waren, eine Zeitlang den ersten Rang auf dem Festlande zu verschaffen. Ein dauernder und schnell aufblühender Fabrikbetrieb in Spinnerei war die Folge.

Die Kohle als Brennmaterial stand um die Zeit der Dampfmaschinen-Einführung in geringem Ansehen und Wert. Adam

*) Steinbeis, Die Elemente der Gewerbebeförderung in der belgischen Industrie. 1853. S. 6.

Smith, der sein Werk über den Nationalreichtum im Jahre 1776 herausgab, hebt hervor, daß in mehreren inneren Teilen von England „selbst der gemeine Mann zu seiner Feuerung Holz und Kohlen unter einander mischt: ein Beweis, daß die Kosten von beiden Arten Feuerung einander ziemlich gleich kommen". Die Rente, die die Kohlenbergwerke dem Grundherrn bezahlten, „machte von dem Ganzen des Kohlenpreises einen weit geringeren Teil aus, als bei irgend einem andern rohen Landprodukt die Rente des Grund und Bodens, worauf es wächst, von dem Preise dieses Produktes betrug".

Die Kohlenbergwerke wurden deshalb auch oft verlassen, mit großem Kostenaufwand nicht betrieben; es gab keine Ausfuhr des gewonnenen und in England in kolossalen Mengen gelagerten vegetabilischen Brennstoffs, und er hätte die Kosten einer längeren Wasser- oder Landfracht nicht getragen. Der unbezahlbare Schatz, den die Kohle bildete, war noch nicht gehoben, nur da gewürdigt, wo sie leicht gewonnen und für Feuerungszwecke an Ort und Stelle benutzt werden konnte. Man brannte auch in den Eisenwerken lieber Holzkohlen. Eisenerz mit Steinkohlen zu schmelzen war erst durch Lord Dudley 1580 versucht worden und seit 1619 aufgekommen. In dem an Steinkohlen reichen Belgien und auch in Frankreich wagte man aber zu Napoleons Zeit noch nicht, sie zur Eisenproduktion zu verwenden.

Ein Kohlenhändler, der selber mutete, dem die Grube mit den „schwarzen Diamanten" gehörte, war denn auch gemeinhin, hatte er sonst keinen Erwerb, ein armer Mann, der es sich sauer werden lassen mußte, sein Material über den Ort hinaus zu verkaufen. Im Westfälischen, dessen Boden vielfach Überfluß daran hatte, war der „Kohlentreiber", wie nach einem Chronisten in Harkorts Lebensbeschreibung angeführt ist, Eigentümer eines kleinen, im Walde belegenen Kathens (Kotten), der ihm für 3—4 elende Pferde Futter lieferte. Mit diesen zog er bei Tagesanbruch zum nächstgelegenen „Pütte" (Grubenwerk), um hier jedem der Tiere einen mit etwa $2^1/_2$—3 Zentner Kohlen gefüllten Sack auf den

mageren Rücken zu laden und sie dann gemeinsam mit denen seiner Nachbarn, gleich einer großen Kamel-Karawane durch die Wüste, unter unzähligen Flüchen den meistens mehrere Meilen entfernten Hämmern zuzutreiben, wo der Schmied ihrer wartete. Die schlechten Wege machten eine lohnendere Art des Transportes nicht möglich.

Von einem industriellen Kohlenbetrieb im großen war also keine Rede, am wenigsten galt er für eine Quelle großen Reichtums. Durch die Wattschen Dampfmaschinen sollte es jedoch anders kommen; erst langsam, dann in so ungeheurem Maße, daß aus Tausend Tonnen gebrochener Kohlen Millionen wurden.

Von einem der Ersten, der nicht bloß zufällig, sondern zielbewußt die Zukunft der Steinkohle erkannte, erzählt die englische Wirtschaftsgeschichte. Er hieß James Baird, war ein armer Schotte, der Ende des vorigen Jahrhunderts in den Fabriken arbeitete. In der Nähe seiner väterlichen Hütte entdeckte er ein Kohlenlager. Für wenig Geld erwarb er es und zahlte es aus seinen Ersparnissen; er darbte sich den Preis vom Munde ab. Mit anderen Arbeitern begann er dann einen Kohlenhandel in der Gegend, wo mehr und mehr Fabriken entstanden, und derselbe trug ihm immerhin durch seine eigene rastlose Arbeit so viel ein, daß er vom Gewinn noch ein größeres Kohlenlager zukaufen konnte. Nach und nach besaß er ein bedeutendes Terrain, dessen Wert in Steinkohlen er wohl ahnte, aber die zu verkaufen er noch nicht für Zeit erachtete. Er erkannte immer klarer, daß der Aufschwung der Maschinenindustrie der Kohle zu gute kommen müsse und damit ihm einst ein Vermögen verbürge. Er irrte sich nicht. Mehr und mehr gab es Nachfrage um Steinkohlen und Kundschaft für ihn. Er war bald dadurch ein großer Händler als Minenbesitzer, der geschickt noch neue Kohlen- und auch Erzgruben zu erwerben wußte. So wurde er einer der reichen Herren, der nun viele Arbeiter in seinem Lohn hatte; durch sein findiges Talent zudem ein Industrieller in Kaminanlagen und in Eisenfabrikation. Statt der zwei Tonnen (40 Zentner) täglich, die er selbst anfangs für seinen Kohlenhandel herausbeförderte, lieferten seine Gruben ihm über

dreitausend Tonnen. Man nannte ihn mit Recht den „wealthiest commoner of England“, den reichsten Bürger des Landes. Seine fürstlichen Wohnsitze mit Parks und Gärten hatten ihn zwei Millionen Pfd. Sterl. oder 40 Millionen Mark gekostet. An jährlichen Einkünften hatte er acht Millionen Mark, in seinen Minen beschäftigte er 10000 Arbeiter. Welch ein Aufstieg aus der Niedrigkeit seines Anfangs!

Als er seine glänzende Höhe im Leben erstiegen hatte, gegen Mitte dieses Jahrhunderts, holte England allerdings aus etwa tausend Steinkohlengruben schon an dreißig Millionen Tonnen, oder 600 Millionen Zentner, heraus, wovon drei Millionen ins Ausland verkauft wurden. Die Ausbeutung der Werke war in fünfzig Jahren um mehr als das Hundertfache gestiegen. Und eine ähnliche Steigerung erlangte aus denselben Ursachen der Industrieentwicklung Gebrauch und Wert der Steinkohle in Belgien, Frankreich und den anderen Ländern, wo sie vorhanden und dem Handel zugeführt war. In Schlesien gelangte noch in neuerer Zeit der Steiger Godulla durch die Kohle zu außerordentlichem Reichtum. Er hatte in Bergbaumutungen so glücklich spekuliert, daß er mehrere Millionen hinterließ. Seine Adoptivtochter und Erbin Gryczik empfing nach seinem Tode im Hause ihres Vormundes eine sorgfältige Ausbildung und heiratete den Grafen Hans Ulrich Schaffgotsch, aus einem der aristokratischen Krösusgeschlechter Oberschlesiens. In den fünfziger Jahren wurde die verheiratete Millionärin als Erbherrin des Ritterguts Schomberg nobilitiert.

Die Vermählung der Kohle mit dem Erz, wodurch die eine sich im Feuer verzehrend das andere zur Bildungsfähigkeit für die menschliche Hand brachte, bewirkte eine größere Benutzung desselben als früher. Die Hochöfen mehrten sich in England; wo Erz im Boden war und Kohle zugleich, entstanden weitläufigere Werke. Zumal für Eisenfabrikation war dies der Fall, die schon durch den sich erhöhenden Bedarf für den Maschinenbau zu neuen Leistungen angeregt wurde. Im Jahre 1740 rechnete man in England nur 35 Hochöfen, in denen an 340000 Zentner Roheisen

gewonnen wurde; im Jahre 1788 war diese Produktion schon verdreifacht, und sie stieg fort und fort in so außerordentlichem Maße, daß im Jahre 1827 aus 284 Hochöfen rund vierzehn Millionen Zentner gefördert wurden.

Auch in Belgien und Frankreich entwickelte sich aus gleichen Ursachen die Eisenindustrie um diese Zeit in früher nicht gekannter Weise. Große Werke im Fabrikstil entstanden, in denen Hunderte von Arbeitern zugleich beschäftigt waren und schon die Stückarbeit betrieben wurde. Der Sohn jenes Engländers Cockerill, der in Lüttich Maschinen-Webereien mit so viel Glück angelegt hatte, John, fügte diesen Unternehmungen Eisenwerke zu, die binnen zehn Jahren den kleinen Ort Seraing bei Lüttich zu einer wahren Industriestadt machten. Die verschiedenen Anlagen daselbst wurden 1817 schon auf mehrere Millionen geschätzt. Die Arbeiter darin zählten nach Tausenden. Mit ihnen waren 22 Dampfmaschinen in Thätigkeit, die fast tausend Pferdekraft hatten. Seraing war eins der ersten solcher modernen Großwerke in Belgien und von so musterhafter Einrichtung, daß es als eine Sehenswürdigkeit von Freunden besucht und bewundert wurde. John Cockerill besaß nicht nur in Belgien Kohlen- und Erzgruben, sondern erwarb solche weiter auch in Frankreich, in Deutschland, in Spanien, Polen, Rußland, selbst Plantagen auf Surinam. Als Leiter von 60 verschiedenen Anlagen, Kohlenbergwerken und Eisenhütten, Maschinenbau-Werkstätten, Spinnereien, Tuchfabriken, Glashütten, Papierfabriken, stand er in den zwanziger Jahren als ein anerkannter Fürst der Industrie auf dem Kontinente da.

Die weiter fortgeschrittene Ausbildung der Dampfmaschinen rief auch die Idee auf, eine solche für die Fortbewegung der Lasten und an Stelle der Pferde für Transportzwecke herzustellen. Die erfinderischen Köpfe hatten sich noch gemehrt, seitdem die großen Erfolge solcher sich in Millionenerwerb und in dem außerordentlichen Aufschwung verschiedener Industrien aller Welt greifbar zeigten. Schon 1802 trat eine solche Erfindung der Lokomobile von Trevithick und Vivian ins Leben; seit 1811 gab es eine von

Blankinsop, beide aber für praktische Zwecke nicht ausreichend. Zu gleicher Zeit erbaute sich Georg Stephenson die seinige.

Er war armer Leute Kind, wie die meisten Erfinder, und hatte als Knabe in Kohlenwerken von Newcastle in England gearbeitet. Hierbei machte er sich durch sein Genie zum Ingenieur. Er erfand eine Sicherheitslampe für Grubenarbeiter, wofür er einen ausgesetzten Preis von tausend Pfd. Sterl. davontrug. In der Stille von Killingworth baute er in Form eines eisernen Pferdes seine Lokomotive, die 1812 fertig war. Aber niemand, wo er sie auch anbot, wollte sich damit einlassen; viele fanden das Dampfroß lächerlich und hielten seine Benutzung, auf Eisenschienenwegen große Lasten und viel schneller als trabende Pferde fortzuziehen, für Phantastereien. Stephenson stand als armer Mann, der sein Letztes für das große Modell seiner Erfindung hergegeben, ratlos vor denselben, aber voller Überzeugung, daß sein Werk die gewaltige Revolution in der Mechanik, die Watt durch Erfindung seiner Dampfmaschine begonnen hatte, zu siegreicher Durchführung bringen würde.

In seiner Not und Sorge hörte Stephenson von dem Vorhaben eines Industriellen in Darlington, Edward Pease, dieses Dorf, das etwa zweitausend Bewohner hatte, mit dem benachbarten Stockton durch eine Schienenbahn zu verbinden, um sich die Kohlen aus den Gruben von West-Auckland bequemer und billiger zuführen zu lassen. Pease war der Sohn eines Leinenfabrikanten alten Stils, der sich, nun bereits über fünfzig Jahre alt, durch Verbesserungen in seinem Geschäft und Vergrößerung desselben zum reichen Mann gemacht hatte. Als Quäker stand er bei seinen Sektengenossen und ebenso bei den Bürgern seiner Stadt in verdientem Ansehen durch seine Rechtschaffenheit, wie seine Menschenliebe.

Mit seinem Plan einer Eisenbahn, die zwei Ortschaften als Verkehrsmittel in nähere Verbindung setzen sollte, was bisher noch nicht unternommen war, stieß er aber auf harten Widerstand. Zunächst beim Lord Darlington, weil er dessen wildreichen Wald

mit dieser Bahn durchqueren wollte; dann auch beim Parlament, von dem er für solche Wegeanlage die Konzession zu erwerben hatte. Endlich jedoch erhielt er die Erlaubnis und machte sich ans Werk. Natürlich sollte die Bahn, wie seit alters her die bei den Bergwerken, mit Pferden betrieben werden; der Gedanke, es mit einer Dampfmaschine thun zu können, hatte noch kein Echo gefunden.

Da stellte sich Georg Stephenson bei Pease ein und machte ihn mit seiner Erfindung bekannt. Der Quäker gewann Interesse daran, ließ sich die Sache näher erklären und wurde gläubig diesem Wunder von Dampfroß. Stephenson schien ihm überhaupt der rechte Mann zu sein, mit dem er für Verbesserungen in seinen Maschinenfabriken sich beraten könne. Er fuhr mit ihm also nach Killingworth, um sich durch Selbstprüfung von dem Wert der Lokomotive zu überzeugen. Hochbefriedigt davon und in die kühnen Träume des Erfinders eingehend, daß die Dampfmaschine auf Eisenbahnen eine riesige Kulturaufgabe lösen werde, kam er nun um eine neue Konzession für seine Bahn ein, welche mittels solcher Dampfmaschine betrieben werden sollte. Alle Bedenken und Einwände dagegen besiegte er. Auch diese Bill wurde für ihn beschlossen und Pease gab dem Freunde Stephenson nun eine Stellung als Ingenieur bei sich mit einem Gehalt von 300 Pfd. Sterl. (6000 Mk.)*).

Im Jahre 1825 setzte man die Eisenbahn Darlington-Stockton mit der Modellmaschine Killingworth in Betrieb und der Erfolg bekehrte alle Zweifler. Das Dampfroß legte mit seiner Wagenlast 15 englische Meilen in einer Stunde zurück; der Ruhm Georg Stephensons erfüllte England und dann die Welt. Er selbst legte nun eine Fabrik zum Bau von Lokomotiven an, brachte sie im Verein mit seinem wissenschaftlich hochgebildeten Sohne Robert zu ihrer ersten Vollkommenheit, und übernahm die Anlagen der Eisenbahnen, die nun nach und nach, zunächst in

*) Barigny, Les grandes fortunes. 1889. S. 250.

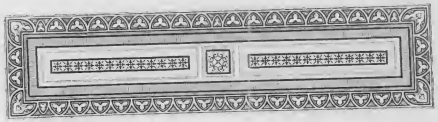
England, begehrt wurden. Georg Stephenson starb 1848 als einer der ersten und reichsten Maschinenbauer, im Vollgenuß des Triumphes seiner Erfindung in der ganzen kultivierten Welt bis jenseits des Ozeans.

Edward Pease seinerseits erreichte ein Alter von 91 Jahren und starb erst 1858. Ein großes Vermögen hinterließ auch er und den Ruhm des „Vaters der Eisenbahnen", wie ihn seine Mitbürger nannten. Er war stolz darauf angesichts der kulturgestaltenden Bedeutsamkeit, die durch ihn von Darlington ausgegangen, dessen Bevölkerung sich auf Vierzig- bis Fünfzigtausend erhoben hatte. Schon 1857 votierte ihm die Stadt ein Denkmal und dem Bahnhof von Darlington gegenüber wurde zugleich ein Granitblock errichtet, auf dem die alte erste Stephensonsche Dampfmaschine, „Locomotion" getauft, ihren Ehrenplatz erhielt, bei welcher Feierlichkeit der greise Pease noch präsidieren und bewegten Gemüts Worte zum Preise von Stephensons Genie sprechen konnte.

Um gleiche Zeit, als die Lokomotive für Eisenbahnen erfunden wurde, gelang es auch nach verschiedenen Versuchen dem Nordamerikaner Robert Fulton, eine solche für die Schiffahrt herzustellen. Als Goldschmiedslehrling beschäftigte ihn schon diese Idee; dann, 1803, ließ er mit seiner Maschine die ersten Versuche auf der Seine bei Paris machen. Ihre Bedeutung fand jedoch keine Anerkennung, auch Napoleon erachtete sie für bloße Spielerei. Enttäuscht kehrte Fulton nach seinem Vaterlande zurück, wo es ihm nach einiger Zeit gelang, mit Unterstützung eines New-Yorkers sein erstes großes Dampfschiff zu bauen. Er nannte es „Clermont" und fuhr damit 120 Seemeilen stromaufwärts von New-York bis Albany in Zeit von 32 Stunden. Das Schiff hatte eine Länge von 44 Metern, eine Maschine von 18 Pferdekraft und eine Tragfähigkeit von 3200 Zentnern.

Viel früher noch als die Stephensonsche Erfindung kam die Fultonsche zu ihrem praktischen Erfolge. In New-York wurden mehrere Dampfschiffe nach und nach erbaut und ihre Benutzung ward allgemeiner. Im Jahre 1815 lief sogar eine Dampf-

Fregatte Fultons von 32 Kanonen vom Stapel. Der Kongreß der nordamerikanischen Republik votierte später, als der Erfinder schuldenüberhäuft in demselben Jahre gestorben war, seinen Kindern 100000 Dollars als Nationalbelohnung. Im Jahre 1819 wagte es das Dampfschiff Savannah, von New-York über den Ozean nach England zu fahren und brauchte dazu 26 Tage; ein Viertel der Fahrt wurde allerdings ohne Dampf, nur unter Segel, ausgeführt. Dies Ereignis war denkwürdig und die große Frage des Dampfschiffverkehrs über die Meere weg damit entschieden. In allgemeinere Aufnahme kam jedoch ein solcher Hand in Hand mit dem auf Eisenbahnen erst in den dreißiger und vierziger Jahren.



III.

Die Großindustrie.

Die Engländer. Richard Cobden. John Bright. Titus Salt. Hugh Mason. John Crossley. Francis Crossley. Samuel Cunliffe-Lister. Josiah Mason. John Brown. Henry Bessemer

Die Franzosen. Philipp von Girard. Josua Heilmann. (Dolfus). Antoine Herzog. J. Holden.

Die Deutschen. August Borsig. Alfred Krupp.

Die Österreicher. Friedrich Leitenberger. Johann Liebieg. Adalbert Lanna. Arthur Krupp. F. M. Hämmerle.

Ungarn. — Rußland. Karl Scheibler.

Nach der napoleonischen Kriegszeit erhob sich die vielfach und schwer niedergedrückt gewesene Industrie mit neuer Macht. Zunächst in den drei Staaten England, Belgien und Frankreich, wo sie bereits sich starke Mittelpunkte geschaffen hatte. Die wieder beruhigte, lebens- und hoffnungsfreudig gewordene Welt, die unter der zwanzigjährigen Herrschaft des Länder und Völker verheerenden Eroberers ihre Bedürfnisse auf das notwendigste beschränken mußte, begehrte nun umsomehr, was die Maschinenindustrie in England, Belgien, in Lyon ihr in vorrätigen Massen boten. Neue Unternehmungen entstanden, um unter der Nachfrage emporzublühen; immer wieder arbeiteten erfinderische Köpfe daran, den Dampf, das Eisen, die Wolle, die Baumwolle, das Leinen, die Seide zu besonderen Herstellungen zu bringen, womit am Banne der Industrie ein Zweig mehr getrieben wurde, der reiche Früchte trage; immer neue rührige Männer traten auf den Markt, die sich zu Größen desselben emporbrachten, aus armen Arbeitern Herren wurden, durch ihren Reichtum, ihr Ansehen, auch durch ihre öffent-

liche Thätigkeit Bedeutung erlangten. Wie durch die in der Revolution erlangten Rechte die Franzosen und Niederländer zu einem mächtigen, frei emporstrebenden Bürgerstande gelangten, so wurde derselbe andererseits im freien England durch seine gewonnene industrielle Bedeutung und seine sich an Zahl vermehrenden reichen Mitglieder ein erfolgreicher Nebenbuhler der Aristokratie im Staats- und politischen Leben.

Charakteristisch in hohem Maße in letzterer Hinsicht ist das Leben von Richard Cobden. Er war 1804 zu Midhurst in Sussex geboren und der Sohn eines jener kleinen Freisassen, deren Vernichtung zu gunsten des großen Grundbesitzes in den Händen der „oberen Zehntausend", der grundbesitzenden Aristokratie, die Pittsche Gesetzgebung ins Auge gefaßt hatte*). Auch wurde der alte Cobden ein Opfer derselben, verlor seine Habe an Land, und seine neun Kinder mußten recht und schlecht sich frühzeitig ihr Brot suchen.

Richard wurde ein Hirtenknabe und hütete mit die Schafe des fürstlich reichen Herzogs von Richmond bei dessen Besitzung Schloß Goodwood. Nicht allzulange, dann kam er zu seinem Onkel in London, der hier eine Kattunfabrik betrieb. Strebsam und ehrgeizig, suchte er sich in seiner freien Zeit selbst seine Bildung zu verschaffen, da die Verhältnisse seiner Kindheit ihm nur den Unterricht in der einfachen Dorfschule gewährt hatten. Von seinem bescheidenen Einkommen sparte er noch. Als sein Onkel unter zerrüttetem Vermögen seine Fabrik aufgeben mußte, ging der junge Mann unternehmungslustig nach Manchester, um da womöglich ein eigenes Geschäft anzufangen. Er hatte das Glück, zwei Freunde zu finden, mit denen er sich zur Gründung einer Kattunfabrik vereinigte. Das ganze Kapital, das die drei jungen Leute dazu beschaffen konnten, betrug etwa fünfhundert Pfd. Sterl., zehntausend Mark. Aber sie genossen eines guten Kredits, besonders erfreute sich der rührige und intelligente Cobden eines solchen. Das Geschäft ging unter guter Führung auch schnell in die Höhe,

*) S. S. 2.

es wurde groß und angesehen. Bald konnte es derart ausgedehnt werden, daß es auch in London einen Zweig einsenkte. Cobden übernahm nun die Arbeit eines Handlungsreisenden für dies, sein eigenes Geschäft, besuchte mittels des üblichen Einspänners die Landstädte und hob den Absatz der Fabrik dadurch in außerordentlicher Art. Dann dehnte er seine Geschäftsreisen nach den Ländern des Kontinents, endlich auch nach Nordamerika aus. An 400000 Mark betrug damals sein jährliches Einkommen aus dem Geschäft.

Er war also ein sehr reicher Mann, als er, kaum 30 Jahre alt, die kaufmännische Laufbahn mit der politischen vertauschte, zu der er sich berufen fühlte. Aus seinen Erfahrungen durch die weiten Reisen war in ihm das Verlangen allmächtig geworden, ein Kämpfer für die Interessen des aufgekommenen Industriestaats zu werden, der dem dritten Stande sein Erblühen zu verdanken hatte. Und den rechten Genossen dazu fand er in John Bright von Birmingham, einem anderen emporgekommenen Baumwollfabrikanten. Sie beide sollten sich in diesem Kampfe, den sie mit Rede und Schrift gegen die alten, das Brot verteuernden und von der Grundaristokratie leidenschaftlich verteidigten Korngesetze führten, zu höchstem Ruhm erheben.

In diesem heißen, langen Ringen stand Cobden dem Haupt der Aristokraten und der Schutzzollpartei gegenüber: es war jener Herzog von Richmond, dem er einst die Schafe gehütet; und ebenso dem Minister Peel, der aus dem Bürger- und Industriestande hervorgegangen war*), und den er schließlich und mit ihm die Richmondsche Grundadelspartei besiegte. Der vornehm gewordene Sir Robert Peel kehrte gleichsam zu dem Ursprung seiner Gattung, seiner Familie, zurück, als er 1846 selber unter dem Jubel des Landes die Aufhebung der Kornzölle für England beantragte, und in seiner berühmten Rede dafür erklärte er, daß das Verdienst dieser segensreichen Reform einzig und allein Richard Cobden gebühre.

*) S. S. 37.

Eine große That hatte derselbe geleistet; denn er gab damit den Armen Brot; es gab fortan keine der öfter sich wiederholenden Teuerungen im Lande mehr. In Dankbarkeit dafür sammelten seine Mitbürger zu einer Belohnung für ihn und zur Entschädigung für die Opfer an Zeit und Geld, die ihn die Verfechtung ihrer Interessen gekostet hatte, eine Summe von 80000 Pfd. Sterl. oder 1600000 Mark.

Eine Stelle im Ministerium stand ihm offen; aber er lehnte sie ab, wie später auch den Baronetrang. Seine Aufgabe, die er sich als Bürger gestellt, war erst zum Teil gelöst. Er wollte durch den Freihandel als volkswirtschaftliches System den bürgerlichen Wohlstand allgemein machen und predigte ihn mit Bright zusammen als das neue Evangelium der kultivierten Völker, das den Frieden unter ihnen zu verbürgen die Macht habe. Und diese Lehre eroberte sich wirklich die Welt; sie fand in den großen Staaten Europas lange Zeit unbedingte Anerkennung und hat erst nach dem großen Kriege von 1870 mit der Verherrlichung des militärischen Macht- und Mußprinzips eine Reaktion aufgerufen, die wieder mit Schutzzöllen die Grenzen sperrte und die Manchester- oder Freihandelspartei nur noch in England von maßgebender Bedeutung bleiben ließ. Durch den vom Freihandel in der That im Bürgerstande anderer Länder aufgerufenen Wohlstand, der bei seiner Allgemeinheit sich als nationaler kennzeichnete, hat Richard Cobden aber einem der glänzendsten Kapitel in der Geschichte des modernen Reichtums den Inhalt gegeben, um so denkwürdiger, als er selbst sein Vermögen für sein Friedenspriestertum opferte und in Armut starb. Die Statue, die ihm in Bradford gesetzt wurde, trägt im Sockel seinen Namen und in Englisch die all seine Bedeutung ehrenden Worte dazu: „Freihandel. — Friede und Freundschaft unter allen Völkern."

Die englische Großindustrie, wie sie sich während des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts massenhaft entwickelte, zählte auch viele ruhmwürdige Firmen, die ihr neue Wege durch spekulatives Geschick gebrochen hatten. Eine der erfolgreichsten darunter war

die von Titus Salt. Er ward nahe bei Leeds in Morley 1803 geboren. Auch sein Vater war ein Landmann, ein Pächter, der es aber vorzog, in seinen späteren Jahren einen Wollwarenhandel in der aufblühenden Industriestadt Bradford zu unternehmen. Sein Sohn Titus mußte ihm als Reisender für seine Waren dienen. Später errichtete dieser jedoch selbst eine Tuchfabrik in Bradford, der er durch neue Musterungen einen Aufschwung zu geben versuchte. Auf einem Geschäftsbesuch in Liverpool bei den Wollhändlern Hegan & Komp. im Jahre 1836 setzte er sich im Magazin derselben auf einen Ballen, aus dessen zerrissener Umhüllung ein graues Gefaser hing. Er zupfte daran und unwillkürlich prüfte er dessen Gehalt zwischen seinen Fingern.

„Was ist dies?“ fragte er neugierig, etwas vom Gefaser vorzeigend.

Mr. Hegan machte ein ärgerliches Gesicht und klagte, daß er dies Zeug in dreihundert Ballen von einem südamerikanischen Schuldner habe übernehmen müssen, Wolle vom peruanischen Alpakaschaf; aber daß sie ihm kein Fabrikant abkaufe.

Salt besann sich eine Weile, prüfte die Wolle wieder und erklärte dann, daß er sie für einen Fabrikationsversuch benutzen möchte, wenn er sie billig bekäme. Froh, sie los zu werden, gab sie ihm das Geschäft um acht Pence das Pfund.

Titus begann nun seine Versuche damit. Lange quälte er sich vergebens, bis er endlich durch eine von ihm erdachte Maschine zum Ziel gelangte, aus der Alpakawolle einen geschmeidigen Webefaden zu gewinnen. Er stellte damit den neuen Stoff Alpaka her und brachte ihn auf den Markt, wo er sogleich den größten Erfolg hatte. Salt machte daher ein glänzendes Geschäft mit den Heganschen Ballen und beeilte sich, mehr von dieser Peruwolle zu erhalten und zu sorgen, sie direkt beziehen zu können. Auf diese Weise brachte er schnell sein Geschäft in die Höhe, denn Alpaka eroberte sich auch den auswärtigen Markt. Erstand auch wie gewöhnlich seinem Erfolge die Konkurrenz, so behauptete er sich doch die erste Stelle in dieser Fabrikation. Bald hatte er

vier Fabriken. Von 1836 bis 1840 betrug die Einfuhr der Peruwolle bereits 560000 Pfund jährlich und sie wuchs von Jahr zu Jahr so enorm, daß 1852 über zwei Millionen Pfund nach England kamen und der vorher so wertlose Stoff nunmehr das Mittel großer Reichtümer in der Industrie und im Handel geworden war.

Titus Salt selbst wurde einer der bedeutendsten englischen Tuchfabrikanten; sein Vermögen wuchs enorm. Er bezeugte es durch eine großartige Anlage vier Kilometer von Bradford, die er „Saltaire“ nannte und in seinem 50. Lebensjahr als die Krone seiner Schöpfung betrachtete. Die Fabrik daselbst war ein wirklicher Industriepalast, dessen Einweihung am 20. September 1853 durch ein Bankett im Arbeitssaal gefeiert wurde, dem 3500 Teilnehmer beiwohnten, darunter die 2400 Arbeiter der Saltschen Fabriken in Bradford. Zugleich sollte die Anlage das großartigste und beste sein, was seither ein fürsorgender Fabrikherr für seine Arbeiter gethan, und sie war es auch. Außer den zahlreichen, trefflich eingerichteten Arbeitshäusern, die den Kern einer bald erstehenden Stadt von mehreren tausend Menschen bildeten, und einem herrlichen Park dabei, gab es ein Theater, das allein hunderttausend Mark gekostet hatte, ein Klubhaus mit einem Museum für Völkerkunde und einem Maler- und Bildhaueratelier, eine Kirche, Schulen, ein gedecktes Schwimmbad, Spielplätze. Auf dem Fluß standen Ruderboote, ja auch ein kleines Dampfschiff zur Verfügung*). Dazu das Schloß des Besitzers dieser modernen Industriestätte, in italienischem Stil, und das seines Geschäftsassocié Stead, den er sich bei der Vergrößerung seines Geschäfts genommen hatte.

Dergleichen bürgerliches Hervortreten war in der alten Zeit unerhört gewesen. Der Fabrikbesitzer kaufte jetzt für schweres Geld Land für große Fabrik- wie Luxusanlagen vom Grundaristokraten und stellte seinen modernen Prachtpalast stolz dem aristokratischen Schlosse gegenüber. Er baute ganze Städte, er

*) Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden. 1890. II. S. 192.

wurde damit ihr Herr. Er betrachtete seine Arbeiter als seiner Schutzgewalt unterworfen. Indem er für sie patriarchalisch sorgte, glaubte er die Herrschaft im Arbeitsverhältnis, wie die politische Heerfolge des Arbeiters sich zu sichern. Das alte kirchlich-feudale Gebot für das Volk: Ora et labora, bete und arbeite, hielt auch das neue Geschlecht der Industriellen in Geltung; aber dafür wollte sie sich in weisen Wohlfahrtseinrichtungen für ihre in Lohn abhängigen Arbeiter bethätigen.

Auch lag es im eigenen Interesse des Fabrikbesitzers, solche Fürsorge aufzubieten, zumal, wo sie sich zugleich als Mittel zur Verbesserung der produzierenden Kräfte erwies. Darum war sie längst auf manchen englischen Industrieanlagen geübt, wie in der großen Spinnerei von Hugh Mason zu Ashton under Lyne, die besondere Garne für die Wirkerei zu Bradford und Nottingham verfertigte. Sie existierte in ihrem Flor seit Anfang der vierziger Jahre. Ihre Arbeiter waren teilweis als Kinder in die Fabrik gekommen. Die Anlage bestand auch in kleinen Arbeiterhäusern, welche die Fabrik umgaben, gehörten dem Herrn derselben und wurden von den Arbeitern zur Miete bewohnt, billig natürlich. Dann gab es da eine Gesellschaftshalle, Bäder, Spielplätze*). Für das häusliche Wohlergehen des Arbeiters konnte nicht besser gesorgt sein.

Fast immer gab es aber Haus- und Koloniegesetze, deren Befolgung zur Bedingung für die Aufnahme in das Personal der Fabrik und in die erbauten Wohnsitze derselben gemacht war. In Saltaire z. B. durften keinerlei geistigen Getränke verkauft werden. Die moralische Erziehung seiner Leute hielt der Arbeitgeber als ihr „Patron" für seine Pflicht, wie gemeinnütziges Wohlthun mit seinem Reichtum — Züge, die ihn wohl vom feudalen Schloßherrn unterschieden. Er vergaß es meist nicht, daß er einst arm gewesen war und selber ein Lohnarbeiter. Auch Titus Salt spendete in diesem Sinne der Erkenntlichkeit gegen sein Glück

*) Schulze-Gaevernitz. II. 194.

Millionen für wohlthätige Stiftungen. Ihn ehrten Zeitgenossen und die Krone als verdienten Mann um seine Heimat. Er wurde Baronet, Mitglied des Parlaments, und noch bei Lebzeiten errichtete man ihm in Bradford eine Bildsäule, wofür 60000 Mark daselbst schnell gesammelt worden waren und bei deren Einweihungsfeier einer vom höchsten Grundadel, der Herzog von Devonshire, an der Spitze stand. Zwei Jahre später, am 29. Dezember 1876, starb der Begründer des glanzvollen Saltaire; hunderttausend Menschen kamen zu seiner feierlichen Beerdigung zusammen.

Zu einem bedeutenden Sitz der Wollindustrie arbeitete sich die englische Stadt Halifax in diesem Jahrhundert empor. Im Jahre 1837 starb daselbst ein Teppichfabrikant, Namens John Crossley, der es mühsam in seinem Geschäft zu einer achtungsvollen Höhe gebracht und auch ein ansehnliches Vermögen erspart hatte. Seine Anfänge zwanzig Jahre zuvor waren die dürftigsten gewesen. Als armer Kleingewerbtreibender in Teppichweberei hatte er ein Dienstmädchen geheiratet und mit ihrer Handhilfe stellte er seine ersten Waren lange Zeit her. Diese Frau hat ihre Lebensgeschichte geschrieben, wie, um ihre Mitmenschen zu belehren, daß Gottvertrauen an ihr nicht zu schanden geworden sei. In ihren Aufzeichnungen, aus deren Zitaten hier übernommen ist, erzählt sie, daß sie die Teppiche der kleinen Fabrik ihres Mannes selber einfaßte, deshalb morgens schon um vier Uhr aufstand, unablässig arbeitete und gewöhnlich schon zwei Shilling verdient hatte, wenn sie die erste Mahlzeit des Tages einnahm. Ihre Söhne erbten das väterliche Geschäft, und besser vertraut mit den neuen Maschinen und der Fabrikationstechnik gaben sie denselben schnell einen großen Aufschwung. Ihre Teppiche erfreuten sich wegen ihrer Güte und geschmackvollen Muster besonderen Rufes und einer treuen, ausgedehnten Kundschaft. Die Fabrik war binnen vierzehn Jahren unter der talentvollen Leitung von Francis Crossley eine der ersten Englands, in ihrer Leistung vielleicht die allererste geworden, beschäftigte eine Masse von Arbeitern, und bereicherte ihre Besitzer

immer mehr, fast zur Angst und Sorge der frommen calvinistischen Mutter Martha, die dieses Glück ihres Hauses noch erlebte. Der Reichtum der Crossleys kam Halifax zu gute, unter anderm schenkten sie der Stadt 1856 einen schönen Park, wie es eine Mode wohlthätiger Fabrikanten geworden und wofür sie Land von dem Grundadel erkaufen konnten, während großer Gutsbesitz für Ackerbau gemeinhin ihnen von diesem eifersüchtig versagt blieb. Außerdem gründeten die Crossley ein Hospital und statteten es aus; dann ein Waisenhaus, das eine Million Mark kostete, und dem sie eine Jahresrente von nicht weniger als 60000 Mark sicherten. Ihren Arbeitern aber gewährten sie als Genossen mit Gewinnbeteiligung 20 Prozent von den reichen Einnahmen ihres Geschäfts. Francis Crossley wurde auch mehrfach zum Mitglied des Parlaments gewählt, das derart nach und nach eine starke Vertretung der Industriellen aus dem Bürgerstande erhielt.

Zu außerordentlichem Reichtum durch eigene Arbeit und Intelligenz gelangte der berühmte Großindustrielle Samuel Lister, dessen Lebensgeschichte nach seiner Erhebung zur Peerswürde 1891 aus der englischen Presse auch in deutsche Blätter überging.

Samuel Cunliffe-Lister besaß in den 1850er Jahren eine schon blühende, ihm Millionen eintragende Wollwarenfabrik in Manningham bei Bradford, die wesentlich durch seine Verbesserung der Wollkammmaschine zu ihrer Größe gelangt war. Er besuchte eines Tages ein Londoner Warenhaus, in dessen Hofe er einen berghoch aufgestapelten Haufen schmutziger Lappen bemerkte. Es waren Seidenabfälle. Lister machte in dem Einfall, mit ihnen Versuche zur Herstellung eines neuen Zeugstoffes zu unternehmen, es wie Titus Salt im Hause Hegans in Liverpool; er wollte diese wertlose Masse, dem Kehricht bestimmt, kaufen. Wohl hätte er sie umsonst haben können. Aber er bot zum Erstaunen des Londoner Geschäftsmannes einen Halbpenny für das Pfund, $2^1/_2$ Pfennige, und handelseinig ließ er sich die Abfälle nach Manninghaun schicken. Die erfahrensten Arbeiter aus französischen und italienischen Seidenfabriken, die er kommen ließ, mußten nun

damit nach seinen Angaben an die Versuche gehen. Er mühte sich jahrelang ab, ließ eigene Maschinen bauen, um den Stoff, den er wünschte, aus den Lumpen herzustellen. Nach seinen Geschäftsbüchern soll er hierfür die unglaublich erscheinende Summe von 360000 Pfd. Sterl. geopfert haben. Endlich erreichte er seinen Zweck und schuf Samt und Seide aus den Abfällen, die den echten Stoffen dieser Art als ebenbürtig sich erwiesen. Aus ihnen ließ er Kleiderstoffe, Polsterbezüge, Teppiche, Bänder, Nähseide fabrizieren und wurde damit einer der erfolgreichsten Konkurrenten der besten Seidenmanufakturen. Seine Werkstätten wurden zu Goldminen; er errichtete außerdem Fabriken in Frankreich und Deutschland und kaufte große Besitzungen in Indien, in Asien, um die dort gewonnene treffliche Seide zu verarbeiten. Abfälle von Seide ließ er aus allen Weltteilen sich zuführen, aus denen er, nach ihrer Sortierung, schließlich alles erzeugte, was irgendwo an Seidenwaren oder Samten auf den Markt kam. Er überschwemmte mit seinen billigeren Waren die Weltmärkte. Seine Millionen im Vermögen mehrten sich weiter. Ihm gelang es auch, englischen Bodenbesitz zu erwerben, der 35000 Acres betrug und anderthalb Millionen Pfd. Sterl. im Werte war. So konnte er Peer und Lord werden, der erste, der direkt aus der Stätte der Fabrik in das Oberhaus berufen ward; den Baronettitel hatte er früher, 1887, stolz abgelehnt. Von ihm ebenso wurden zahlreiche Wohlthätigkeitsinstitute in und um Bradford gestiftet, auch einen Park schenkte er der Stadt. Im Alter von 74 Jahren trat er aus dem für ihn so enorm gewinnreichen Geschäftsleben und verkaufte seine Fabrik für zwei Millionen Pfd. Sterl. an eine Aktiengesellschaft. Sein Vermögen überhaupt wurde auf 780000 Pfd. Sterl. geschätzt, an 16 Millionen Mark.

Einige Beispiele industriell erworbenen großen Reichtums seien auch dem Gebiet der englischen Eisenbearbeitung entnommen. Stahlfedern wurden schon 1803 von Wise und seit 1820 bessere von Perry in London gefertigt. Aber unvollkommen waren sie noch immer und zudem sehr teuer. Man verkaufte in den Läden

im Jahre 1829 neun Stück für drei und einen halben Shilling. Josiah Mason sollte den Vogel abschießen. Er war der Sohn eines armen Webers in Kidderminster, wo er 1795 geboren wurde. Er trieb als Erwerb mancherlei, ehe er dazu angeregt wurde, eine gute und billige Stahlfeder zu fabrizieren. Es gelang ihm wirklich und die Ware fand gute Aufnahme. Im Jahre 1831 verkaufte er bereits für 30000 Mark Stahlfedern, das Stück kostete nur zehn Pfennig. Er lieferte sie bald noch billiger und eroberte sich dadurch auch das Ausland. Nach 40 Jahren lieferte seine Fabrik in Birmingham, die etwa 1000 Arbeiter beschäftigte, wöchentlich vier und eine halbe Millionen Stahlfedern. Er wurde Millionär. In Birmingham gründete er ein Waisenhaus, zu dem er fünfzehn Millionen Mark schenkte. Die Königin Viktoria ernannte ihn um seiner Wohlthaten und industriellen Verdienste willen zum Baronet.

Die Stadt Sheffield war im Jahre 1816 noch klein und unbedeutend. In diesem Jahre wurde dort John Brown geboren, der ihr einen Platz in der Eisenindustrie verschaffen und sie als solchen weltbekannt machen sollte. Als Messerschmied brachte er es zu Ruhm, und im Jahre 1854 bereits konnte er sein Geschäft um zwanzig Millionen Mark an eine Gesellschaft verkaufen und sich mit seinem schnell durch Arbeit und Geschick erworbenen Reichtum mit 38 Jahren ins Privatleben zurückziehen.

Eisen war unter der Anwendung der neuen Mittel der Industrie, der verschiedensten dadurch geförderten Erfindungen und Verarbeitungen, das kostbarste Metall des neuen Zeitalters geworden, so unerschöpflich es auch in der Erde lag. Es wurde Gold für die Bergwerke und auch für die Kohlenhändler, die einen immer wachsenden Absatz ihrer aus den sich mehrenden Zechen geförderten Ware fanden. Hochöfen anderer Größe wie sonst waren erstanden, großartige Maschinenbau-Anstalten, und ein Wetteifer rührte sich, die Reinheit und dichte Eigenschaft des Eisens immer mehr zu verbessern. Mit dem Bau der Eisenbahnen vollends trat die Eisenindustrie aller Kulturländer in eine großartige Phase. Immer neue Werke wurden angelegt und beschäftigten Hunderttausende von Arbeitern trotz der anfänglich von ihnen gefürchteten und gehaßten Maschinen für die Maschinen.

Stahl war das veredelte Eisen. In England stellte man ihn in höchster Güte und Härte für eine Menge von Fabriken in Kleinartikeln, wie jene Stahlfedern und Sheffielder Messerklingen, her, die dadurch ihre Ware zu guten Preisen auf allen Märkten, auch des Auslandes, verkauften.

Der Berühmteste, der den Stahl verbesserte, war Henry Bessemer, geboren 1813 in Hertfordshire, ein gelernter Graveur. Er erfand zuerst einen Stempel für die englische Post, der nicht nachzuahmen war und daher die Fälschungen, welche die Post in großen Schaden brachten, unmöglich machte. Die englische Post soll derart bis dahin jährlich um 50—100000 Pfd. Sterl., also 1—2 Millionen Mark gekommen sein. Bessemer wurden daher für sein Geheimnis goldene Berge von Sir Charles Presley, dem Postdirektor in London, versprochen. Aber um den gerechten Lohn wurde er schmählich geprellt. Nun legte er sich darauf, ein härteres, widerstandfähigeres Metall für Geschütze und Geschosse zu schaffen. Er begab sich dazu nach Paris und erlangte die freigebige Unterstützung des Kaisers Louis Napoleon. Jahrelang machte er geheimnisvoll in seiner Werkstatt zu St. Paucras seine Experimente. Im Jahre 1853 endlich war er am Ziel und nahm ein Patent auf seinen neuen Stahl, der durch noch unübertroffene Eigenschaften ein außerordentliches Aufsehen in der Welt der Eisenindustrien aufrief. Ohne Bessemerstahl konnte sie wertvolle Fabrikate nicht mehr liefern.

Der Verkauf seines Geheimnisses von dessen chemischer Herstellung brachte dem Erfinder schnell 600000 Mk. ein. Er verbesserte sein Produkt weiter und konnte den vorzüglichsten Stahl, der sonst 50—60 Pfd. Sterl. kostete, schon für deren sieben liefern. Die Fabrik, die er in Sheffield anlegte, machte ihn in kurzer Zeit reich. Ein Kapitalist beteiligte sich 1862 mit einer Million Mark an dem fünften Teil der Verwertung des Bessemer-Patents und erwarb dadurch in wenigen Jahren sechs Millionen. Vorher hatte

England etwa 50000 Tonnen (à 20 Zentner) Stahl im Preise von rund 50 Pfd. Sterl. die Tonne verbraucht; durch den Bessemerstahl zumeist hob sich dieser Verbrauch bis 1877 auf 750000 Tonnen, und der Preis war um das Fünffache niedriger gegen den früheren. Wieviel Arbeit und Wohlstand, wieviel Reichtum zauberte dieser neue Stahl hervor, weit und breit! Außerhalb Englands wurden jährlich 2 Millionen Tonnen davon verbraucht. Die Ersparnis der Eisenindustrie im Jahre durch die Erfindung Bessemers schätzte man auf 20 Millionen. Er verkaufte nach 14jährigem Betrieb seine Fabrik in Sheffield und erhielt 24mal so viel, als ihre Anlage ihn gekostet hatte, und das dafür aufgewendete Kapital erhielt er 57mal vergrößert zurück*). Auch er wurde Baronet.

Bereits auf S. 38 ist erwähnt worden, wie Napoleon bedacht war, die Flachsspinnerei in Frankreich durch Maschinenarbeit zu heben. Am 12. Mai 1810 erschien ein Dekret von ihm folgenden Wortlauts:

„Es wird ein Preis von einer Million Franks dem Erfinder einer Flachsspinnmaschine erteilt, welcher Nation er auch angehöre."

Am 18. Juli desselben Jahres meldete sich schon ein Erfinder, der diesen Preis begehrte. Es war Philipp von Girard, der Sohn eines Edelmannes in der Provinz und auf dem Familienschloß Lourmarin 1775 geboren. Sein erfinderisches Geschick und seine Neigung für industrielle Unternehmungen im modernen Geiste hatte er anderweitig mehrfach bethätigt, in Livorno eine Seifenfabrik errichtet, in Marseille eine chemische Fabrik gegründet, eine neue Lampe erfunden und mit einer Expansionsmaschine zur Verbesserung der Wattschen Dampfmaschine sich einen Preis von 6000 Franks errungen. Als sein Vater starb, hinterließ derselbe ein Vermögen von 700000 Franks. Damit errichtete Philipp in Verein mit seinen Brüdern in der Straße Meslay in Paris eine Flachs-

*) Barizny, a. a. O., S. 137.

spinnerei mit zweitausend Spindeln, in der er seine neuerfundene und ihm patentierte Maschine zur Anwendung brachte. Den Millionpreis dafür erwartete er dazumal bestimmt. Er legte deshalb noch eine zweite Spinnerei in der Straße von Charonne an, zu deren Besuch er auch Napoleon veranlaßte. Gleichwohl erhielt er die verheißene Million immer noch nicht, weil mit dem großen Kriegsunternehmen gegen Rußland der Staat, sagte man ihm, alles Geld dafür aufbieten müsse.

Dieser unvorhergesehene Umstand, dann mit dem Verlauf der letzten napoleonischen Kriege die allgemeine Handels- und Geschäftskrisis, ruinierten Girard. Seine Fabriken standen still. Ihr Inhaber floh vor seinen Gläubigern ins Ausland, ungetreue Werkführer seiner Spinnereien verrieten die Flachsspinnmaschine seiner Erfindung nach England, wo sie ihnen für 25000 Pfd. Sterl. abgekauft wurde. Die Verräter wurden reich, der betrogene Girard war verarmt.

Mit österreichischer Staatsunterstützung gründete er nach der Kriegszeit auf der Domäne Hirtenberg eine Maschinenbau-Anstalt für Flachsspinnmaschinen nach seinem System, und diese kamen schnell in Böhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen in Aufnahme, womit der Leinenindustrie daselbst ein bedeutender Schwung verliehen wurde. Aber die Hirtenberger Anstalt selbst ging zu Grunde, und Girard war wieder arm.

Er erhielt nun russische Anerbietungen und nahm sie an, da ihm die Preismillion von Frankreich nach wie vor verweigert und ihm sein Anrecht darauf auch streitig gemacht wurde. Von 1826 bis 1844 war er in Polen als Bergbaudirektor und Flachsspinnerei-Unternehmer. Als solcher gründete er nun seine Fabrik ein Dorf von fünfhundert Arbeiterfamilien, das ihm zu Ehren Girardowo genannt wurde. Inzwischen war auch auf seine öffentlichen Erklärungen hin in Frankreich sein Verdienst um die erste Erfindung der Flachsspinnmaschine, für die man bisher fälschlich die Engländer gehalten hatte, zur Anerkennung gelangt, und dies veranlaßte ihn, sich nach Paris zu begeben, wo er, ein Greis nun von fast

siebzig Jahren, in Triumph aufgenommen wurde. Er genoß ihn nur einige Monate. Am 26. August 1845 starb er; sein martyrvoller Ruhm wurde nun aller Welt verkündet; hunderttausend Menschen geleiteten ihn zum Grabe. Später brachte man seine Gebeine nach Lourmarin, dem Stammschloß seiner Familie; er erhielt Denkmäler und seine Familie seit 1848 eine Jahresrente von 12000 Franks als Nationalbelohnung zur Entschädigung für die ihm vorenthaltene Preismillion. Millionen aber verdankt ihm die Großindustrie in Leinenfabrikation, man darf behaupten in Europa*).

Auch einem Franzosen aus dem deutschen Elsaß, Josua Heilmann, der 1796 in Mühlhausen geboren war, ist die Großindustrie hoch verpflichtet. Mühlhausen war ein Hauptort der Baumwollenindustrie geworden. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erreichte es einen bewunderungswürdigen Aufschwung und eine Anzahl reicher Fabrikanten entfalteten da ihre industrielle Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten und zu einem großen Segen für die Bewohner der Stadt wie ihrer Umgebung. An der Spitze dieser Großindustriellen standen die Fabrikantenfamilien Köchlin, Dolfus und Nägeli. Die ersten umfassenden Wohlfahrtseinrichtungen für die Fabrikarbeiter wurden dort auf dem Kontinent getroffen und sind mustergiltig geworden**). Heilmann lernte in einer Baumwollenfabrik daselbst, kam dann nach Paris und begann hier seine erfinderischen Ideen praktisch zu gestalten. Er stellte 1834 eine Stickereimaschine aus, für die er die goldene Medaille und den Orden der Ehrenlegion erhielt; er verbesserte den Webestuhl, die englische Spindelbank, die Walzen in den Maschinen für Seiden- und Baumwollweberei. Sein Hauptverdienst aber wurde die Erfindung einer Kammmaschine für Baumwollenspinnereien, wofür die dafür interessierten Fabrikanten des Elsaß einen Preis

*) Vergl. Schmidt-Weißenfels, Deutsche Handwerker-Bibliothek (1877 bis 1883). 13. Bdch.: Die Weber, S. 89 fgd.

**) Vergl. Schmidt-Weißenfels, Frankreich und die Franzosen. 1868. II. S. 223 fgd.

von 5000 Franks ausgesetzt hatten. Der Maler Elmore hat in einem 1862 in der Royal-Akademy zu London ausgestellten Bilde den Vorgang dargestellt, durch den Heilmann auf die Erfindung kam. Dieser beobachtete unbewußt einer Absicht seine Tochter, die ihr langes Haar kämmte und es in ganzer Länge durch die Finger zog. Danach ahmte er die Arbeit der Maschine nach. Ihr Erfolg war sogleich gesichert. Englische Baumwollfabrikanten kauften das Patent für sich um 30000 Pfd. Sterl., Wollfabrikanten um die gleiche Summe, ein paar Flachsspinner um 20000 Pfd. Sterl. Heilmann wurde auf einen Schlag ein reicher Mann; aber als er es geworden, starb er und bald auch sein Sohn und Erbe. Was die Erfindung der Kammmaschine bedeutet, ist danach zu bemessen, daß sie es möglich machte, aus einem Pfund geeignet hergerichteter Baumwolle einen feinen Faden in der Länge von 334 englischen Meilen zu spinnen, und aus einer Quantität Baumwolle im Werte von einer Mark durch Verarbeitung in feine Spitzen einen Wert von vier bis fünftausend Mark herstellen zu können*).

Zu den großen Industriellen des Elsaß gehörte auch Antoine Herzog, der seine Fabriken in Logelbach hatte. Er war der älteste von drei Brüdern; sein Vater hatte die Fabrik in Logelbach gegründet, zog ihn früh als seinen Mitarbeiter ins Geschäft und vererbte es ihm. Die Umsicht, mit der er es leitete und vergrößerte, ließ ihn die große Baumwoll-Krisis, die der amerikanische Bürgerkrieg anfrief, glücklich überstehen; aber er zog die Lehre daraus, daß die europäische Baumwollindustrie trachten müsse, sich von dem amerikanischen Rohprodukt möglichst unabhängig zu machen. Deshalb unternahm er es, die Baumwollkultur in Senegambien und in Algerien einzuführen; er wurde selbst Pflanzer in diesen beiden französischen Kolonialgebieten. Doch war die Besiedelung daselbst so gering, daß er seinen Versuch wieder aufgeben mußte. Er war es dann, der den vorher unregelmäßigen Wasserzufluß

*) S. Smiles, Hilf Dir selbst. S. 52 fgd.

durch Stauweiher in den Bergen der Vogesen sicherte und regelte; seine Stauwerke an den Seen des Weißthals wurden für die späteren Unternehmungen als maßgebende Beispiele anerkannt. Im ersten Rang stand er auch in der Fürsorge für das Wohlbefinden seiner Arbeiter. Er gründete Unterstützungskassen für sie in Krankheiten und im Alter, ein Arbeiterhospital und Wohnhäuser.

Die Großindustrie webte von England aus, wo sie im neueren Streben mit den Mitteln der großen Erfindungen zuerst mächtig geworden war, mehr und mehr ihr Netz über den europäischen Kontinent. J. Holden war ein großer Wollwarenfabrikant in England, der eine Million darauf verwandte, eine Kammmaschine zur feineren Verarbeitung seiner Ware herzustellen, da die Heilmannsche Erfindung noch nicht gemacht war. Als Holden endlich seinen Zweck erreicht hatte, so gut es ihm möglich schien, erkor er sich Frankreich noch zu einem neuen Gebiet seiner Thätigkeit und gründete zunächst 1849 in Saint-Denis die erste und bedeutendste Kammwollfabrik. Dann legte er ebenso solche Fabriken in Croix, bei Roubaix und in Rheims an. Er hatte in Bradford mit nichts seine Unternehmungen angefangen; im Jahre 1886 beschäftigte er allein in Frankreich 3660 Arbeiter an 547 Maschinen, deren Leistungskraft für die von 70000 Menschen zu schätzen war, die aber ohne diese Maschinen ebensowenig wie die 3660 durch sie beschäftigten Arbeiter als ein industrieller Faktor zu rechnen gewesen wären. Durch Reichtum in Verbindung mit Intelligenz und Arbeit war sonach die neue Existenz mehrerer tausend Menschen geschaffen, der sie freiwillig sich als der verhältnismäßig besten und sichersten, die sich ihnen bot, zugewandt hatten.

Viel langsamer als in Belgien und Frankreich griff die moderne Großindustrie in Deutschland Platz. Die Maschine begegnete da lange unüberwindlichem Mißtrauen und am meisten in den Fabrikanten- und Industriekreisen alten Schlages. Die Projekte eines Friedrich Harkort und eines Friedrich List und ihre im modernen Sinn zur Anregung für die Industrie- und Handelswelt geäußerten Ideen hielt man für Hirngespinnste; Agitationen

für Einführung der Eisenbahnen beurteilte man in den dreißiger Jahren großenteils noch als Schwindelunternehmen. Dennoch war es der Maschinenbau und die erhöhte wie verbesserte Eisenverarbeitung, welche um diese Zeit die stärksten Ansätze zur Bildung einer heimischen Großindustrie machten und Energien aufrief, die sich dann in glänzendsten Erfolgen und in den gewerblichen Kreisen Deutschlands bisher ungekanntem Reichtum lohnten.

Ein ruhmvolles Beispiel dafür bildet August Borsig in Berlin. Er war als junger Zimmergeselle 1823 nach Berlin gekommen, um auf dem königlichen Gewerbe-Institut sich im Baufach weiter auszubilden. Dann trat er als Arbeiter in die Egellssche Maschinenfabrik in Berlin, die verhältnismäßig schon zu rührigem Betrieb sich aufschwang; der junge Mann wollte sich in besserer Erkenntnis dem Fach der Mechanik zuwenden. Er wurde bei seiner Geschicklichkeit bald Monteur, dann Faktor der Egellsschen Fabrik und ihr Mitleiter. Wie die Eisenbahnen noch als märchenhafte Vorstellungen in Deutschland angesehen wurden, so galt eine Lokomotive auch für etwas Ungeheuerliches, dessen dämonischer Kraft man staunend und ungläubig gegenüberstand. Borsig gedachte aber, gerade damit in eigenem Geschäft sein Glück zu machen, durch deutsche Arbeit der englischen den Markt abzugewinnen, da er überzeugt war, daß es ja doch mit den Eisenbahnen einmal im Lande ernst werden würde. In England hatte er eigens Studien gemacht in dieser Absicht, selbst Lokomotiven zu bauen. Es fehlte ihm aber an Geld, eine solche Fabrik anlegen zu können. Da wurde er mit einem älteren Herrn bekannt, dem er von seinem Plane sprach. Er wußte ihn derart dafür zu interessieren, daß ihm dieser einen Geheimen Regierungsrat nannte, der ihm vielleicht ein Kapital verleihe. In der That erhielt Borsig auf diese Weise zehntausend Thaler gegen $3^1/_2$ Prozent. Mit ihnen gründete er im Jahre 1836 sein Geschäft. Anfänglich war es klein und erhielt sich durch Herstellung gewöhnlicher Dampfmaschinen englischen Musters und durch Eisengußarbeiten. Die deutschen Eisenbahngesellschaften, die inzwischen wirklich entstanden, bezogen die nötigen Lokomotiven aus England.

Erst 1841 ging die erste bestellte Lokomotive aus der Borsigschen Fabrik hervor, und sie bewährte sich so vorzüglich, daß die deutschen Aufträge für Lokomotiven nun in Menge bei Borsig erfolgten. Fünf Jahre später lieferte er schon die hundertste davon ab. Seine Fabrik wurde damit immer größer an Ausdehnung; sie beschäftigte 1847 über 1200 Arbeiter und lieferte in diesem Jahre allein 67 Lokomotiven nebst Tendern, mehr als je zuvor die größte Werkstatt Englands in solcher Frist geliefert hatte. Bis 1851 waren 330 Dampfrosse aus seinen Werken hervorgegangen.

Infolge des ungeheuren Verbrauchs von Schmiedeeisen, das hierzu benötigt wurde und nur von den größten und besten Eisenwerken Englands bezogen werden konnte, hatte Borsig 1847 ein eigenes Eisenwerk im größten Maßstabe in Moabit nahe Berlin angelegt. Es lieferte ihm alles, was er für seine Anstalt brauchte, in ausgezeichneter Bearbeitung, auch die besten Eisensorten, wofür schlesisches Roheisen verwendet wurde. So that er sehr Bedeutendes, die deutsche Eisenindustrie von der englischen Abhängigkeit zu befreien. Eben erst fünfzig Jahre alt, starb August Borsig 1854. Er hinterließ ein Vermögen, das man auf eine Million Thaler schätzte. Sein Sohn Albert führte es mit großer Umsicht fort und vergrößerte die Werke noch mehr. Im Jahre 1867 lieferte er die zweitausendste Lokomotive; bis 1878, wo er jünger noch als sein Vater starb, war deren Zahl auf 3700 gestiegen. In den Zeiten schwächster Leistung für das Geschäft betrug der Arbeiterstamm desselben auf den verschiedenen Werken noch immer Dreitausend.

Man versichert, daß die Borsigsche Familie die Grundschuld für ihr Geschäft, die zehntausend Thaler, nicht los werden konnte. Jeder Versuch, sie zurückzuzahlen, scheiterte an der hartnäckigen Erklärung des hochherzigen Darleihers und später seines Sohnes: „Ihr seid groß geworden durch dieses Geld, deshalb soll es zur Erinnerung stehen bleiben, damit Ihr trotz Eurem Reichtum noch Schulden habt.“ Das Kapital blieb wirklich auf dem Borsigschen Besitztum und wurde fortgesetzt mit 3½ Prozent verzinst. Nach

dem Tode des zweiten Borsig erfolgte übrigens die allmähliche Auflösung des Geschäfts.

Zu einer Weltbedeutung auf dem Gebiet der Eisenindustrie schwang sich aus kleinsten Anfängen Alfred Krupp in Essen empor. Sein Vater Friedrich, der einer alten Essener Eisenarbeiterfamilie angehörte, hatte seine Lebensaufgabe daran gesetzt, einen so vortrefflichen Gußstahl zu erfinden, wie er Geheimnis der englischen Erzeugung in Sheffield war. Solcher Gußstahl war Gold wert. Er bildete das beste Eisenmaterial, das man bisher kannte, und die daraus gefertigten Werkzeuge, die in jeder guten Werkstatt unentbehrlich geworden waren, wurden teuer bezahlt. Im Jahre 1815 gründete der alte Krupp seine Werkstatt für Gußstahl-Bereitung und -Bearbeitung vor dem Limbecker Thor von Essen, an jener Stelle, zu der nach einem halben Jahrhundert eine sich fortsetzende Wallfahrt der ersten Ingenieure, der größten Industriellen, und von Kaisern, Königen und Prinzen stattfand, um die Wunder der Leistungen in Stahl und Eisen zu sehen.

Damals verdiente Friedrich Krupp kaum sein Brot mit seinen Arbeiten in Gußstahl, so viel Anerkennung sie auch in Fachkreisen fanden. Die fremden Waren, die englischen in Eisen, standen eben doch in unerschütterlichem Kredit den seinigen gegenüber. Darüber starb 1826 der Vater; er hinterließ seinem Sohn fast nichts als das Geheimnis seiner Gußstahlbereitung, und dies legte er ihm auch als ein heilig zu haltendes Familienvermächtnis ans Herz.

Alfred Krupp zählte beim Tode seines Vaters erst vierzehn Jahre. Dennoch übernahm er mit Eifer und Hingabe die Pflicht, durch das ererbte Geschäft für den Unterhalt der Mutter und jüngeren Geschwister unter dem Beirat erfahrener, treuer Arbeiter der Werkstatt zu sorgen. Aus der Lebensgeschichte dieses Mannes, die ich früher in besonderem Werke geboten habe*), sei hier nur das Thatsächliche entnommen, womit der Aufgang der Großindustrie auf dem Gebiet der deutschen Eisenbearbeitung in Bezug auf die

*) Krupp und sein Werk. Berlin. 1888.

Geschichte des modernen Reichtums charakterisiert wird. Alfred Krupp brachte als junger Mann mühsam, aber durch Fleiß und Ausdauer stetig seine Fabrik in die Höhe und seine Gußstahlarbeiten zu steigendem Erfolg. Im Jahre 1845 bewies dies ein Stand von 122 Arbeitern; mit ihrer neun oder zehn hatte er zwölf Jahre früher noch selbst am Amboß den Hammer geschwungen. Bereits im Jahre 1851 auf der ersten Weltausstellung in London schlug er die Engländer, die in der Eisenindustrie für das erste Volk der Erde galten. Sein Gußstahlblock von 45 Zentnern daselbst erregte Staunen und Bewunderung. Die Engländer hatten nur einen solchen von 20 Zentnern herstellen können.

Seitdem stand Krupp im Range der Großindustriellen des Eisens. Von allen Seiten liefen jetzt Bestellungen bei ihm ein. Schienen, Achsen, Federn und Bandagen gingen in enormer Menge aus seiner Fabrik hervor. Im Jahre 1858 beschäftigte er auf seinen inzwischen sehr vergrößerten Werken über tausend Menschen, 1863 über vier-, 1864 über sechs-, 1865 über achttausend. Mit der Herstellung von Gußstahlgeschützen und ihrer ersten Anwendung im Kriege von 1864 seitens der preußischen Artillerie erhielt Krupp zumal hierfür einen Weltruf. Es war eine langjährige, kostspielige Arbeit in Versuchen, die nun ihren reichen und glänzenden Lohn erhielt. Krupp wurde der weit und breit in der Welt gefeierte „Kanonenkönig". Ungeheuer von Geschützen für Strandbatterien und Panzerschiffe, die man vor ihrer Fertigung für unmöglich gehalten hätte, und Geschosse von riesenhafter Gestalt und furchtbarster Wirkung gingen aus dem berühmten Eisenwerk hervor und auch in ferne, fremde Länder. Bis zum Lebensabende des großen Westfalen wurden 23000 Kanonen von ihm nach 34 verschiedenen Staaten der Erde verschickt. Die Gesamtarbeiterzahl auf seinen Werken betrug zuletzt 20000.

Wie ein Vater, in der den emporgewachsenen Industrieverhältnissen und der Auffassung eines patriarchalischen, bürgerlichen Meisters entsprechenden Weise sorgte auch Alfred Krupp für die Wohlfahrt seiner Arbeiter durch Kranken-, Sterbe- und Pen-

sionskassen, durch den Aufbau von Kolonien mit über 3000 Familienwohnungen, Gründung einer Konsumanstalt und dergleichen mehr. Am 15. Juli 1887 starb er, und in Deutschland allerwärts wurde sein Tod als ein großes Ereignis aufgenommen. Sein Leichenbegängnis war eine feierliche, noch nie gekannte Huldigung auch von Fürsten und höchsten Staatspersonen für einen industriellen Bürgersmann. Zwölftausend Arbeiter bildeten für den langen Trauerzug Spalier vom Eisenwerk bis zum Friedhof am Kettwiger Thor von Essen. Das Geschäft, auch im Millionenwert überhaupt das erste in Deutschland, übernahm der Sohn Friedrich Alfred und führte es im Sinne und Eifer seines Vaters fort. Man konnte von einer Dynastie Krupp reden, die gerade hundert Jahre vor dem Tode ihres großen Eisenfürsten mit der Geburt seines Vaters im Jahre 1787 auf dem westfälischen Industrieboden erstanden war.

In den österreichischen Ländern ging das halbe neunzehnte Jahrhundert und damit die alte Zeit vorüber, ehe die moderne Großindustrie mit ihren Maschinen in Aufnahme kam. Aber in Böhmen, Mähren und Oberösterreich mit ihren älteren gewerbreichen Bezirken gab es einen fruchtbaren Boden hierfür, und da entstanden denn auch in Bearbeitung von Wolle, Baumwolle und Eisen, zum Teil vor 1850, die ersten großen Anlagen im englischen Fabrikcharakter.

Die Girardsche Unternehmung zur Einführung seiner Flachsspinnmaschine in Österreich mit kaiserlicher Unterstützung gleich nach dem Ende der napoleonischen Kriegszeit ist schon erwähnt worden (S. 63). Eine Kattunfabrik alten Stils hatte Leitenberger in Kosmanos. Sein Sohn Friedrich sollte daraus ein großes industrielles Werk schaffen. Als junger Mann war er in England und Frankreich gewesen und hatte da die großen Baumwollen- und Kattunmanufakturen kennen gelernt. Als er 1823 nach Kosmanos zurückkam, wandte er seine Erfahrungen in der väterlichen Fabrik an. Aber erst 1846, nachdem er allein die Leitung des Geschäfts erhalten, konnte er in großem Stil dasselbe

erweitern, neue Maschinen einführen und damit den Betrieb der massenhaften Produktion in Kattuntüchern, Musselinen und Jakonettzeugen bewirken. Er lieferte jetzt täglich tausend Stück Zeug zu je fünfzig Ellen, im Jahre 1853 rund 170000 Stück. Eine damals in österreichischen Privatunternehmungen unerhörte Zahl von 8—900 Arbeitern war ständig in seinem Geschäft, und als er 1854 gestorben war, erhielt jeder von ihnen nach einer testamentarischen Bestimmung einen vollen Monatsverdienst ausgezahlt.

Johann Liebieg gründete 1828 in Reichenberg in Böhmen als junger Mann von 26 Jahren eine Spinnerei, die den Kern des großartigen Industriezentrums wurde, zu dem diese Stadt in Bezug auf Herstellung von Textil- und Tuchwaren schnell sich ausbildete. Diese Liebiegsche Spinnerei erhöhte ihren Betrieb bis in die vierziger Jahre auf 5400 Spindeln, eine daneben errichtete Weberei arbeitete mit 800 Stühlen. Rastlos thätig, rief Liebieg auch auswärts an verschiedenen Orten Spinnereien und Webereien nach modernem System ins Leben, 1865 eine auf 50000 Spindeln berechnete Baumwollspinnerei in Eisenbrod. Er wurde in Wahrheit ein Missionär der Textilindustrie in Österreich und seine Verdienste ehrte der Kaiser 1866 mit Verleihung des Ritterstandes, 1867 mit Ernennung zum Freiherrn. Seine Söhne setzten nach seinem 1870 erfolgten Tode das blühende Geschäft, mit dem für die zahlreichen Arbeiter Wohlfahrtseinrichtungen nach besten Mustern verbunden waren, erfolgreich fort.

Von großer Bedeutung für die böhmische Industrie war die rührige Thätigkeit Adalbert Lannas aus Budweis, eines einfachen Mannes, der bei seinem Vater den Schiffbau gelernt hatte, wie er von diesem für Herstellung von Zillen der Moldau, langen Transportkähnen für Obst und Holz betrieben wurde. Lanna führte oft selbst eine Zille nach Prag. Dann wagte er sich weiter mit solchem Kahn hinaus bis in die Elbe und einmal trotz den damals bestehenden Elbzöllen bis Hamburg. Hier machte er den Blick in die große Handelswelt, und eine Reise nach England belehrte ihn noch des näheren über die neuen Mittel, mit denen

Handel und Industrie im Norden arbeiteten. Dadurch kam er auf die Idee, einen großen Handel mit Eichenstämmen nach England zu Wasser von Böhmen aus anzufangen. Diese wertvolle Ware konnte aus den böhmischen Wäldern massenhaft beschafft werden, wo sie wegen Mangels an Transportmitteln wie an Verwertungsgelegenheit vielfach verfaulte oder nicht zu nützen war. Grundbesitzer wie Graf Czernin, Graf Bucquoi, vor allen Fürst Schwarzenberg, hatten wahre Urwälder im oberen Moldaugebiet. Sie waren froh, als Lanna ihnen vorschlug, mit ihm einen Vertrag zu schließen, kraft dessen ihm gegen einen gewissen Preis geschlagenes Stammholz in Massen aus ihren Strandwäldern geliefert werden sollte. An der Moldau brachte er diese hingelagerten Stämme auf seine Zillen, oder ließ sie den Fluß hinab bis Prag schwimmen, wo sie von seinen Leuten an errichteten Staustellen aufgefischt und verladen wurden. Ein paar hundert große Zillen kamen dafür in Fahrt auf Moldau und Elbe, die vom Auslande nicht wieder zurückkehrten, sondern nach der Entlastung von ihrer Fracht im Holzwert an der Ausladestelle verkauft wurden.

Dies bald ins große gehende Geschäft veranlaßte Lanna wieder, eine Regulirung der Moldau von Budweis bis Prag durchzusetzen. Dann warf er sich auf eine Verfrachtung auch von böhmischem Graphit, von Obst bis nach Berlin und von Kohlen. Er kaufte bei Kladno unweit Prag ein großes Terrain, auf dem er muten ließ, und wie er angenommen hatte, große Kohlenlager fand. Ebenso war der Boden reich an Eisen. Lanna verschaffte sich die Mithilfe von Kapitalisten, um bei Kladno ein Kohlen- und Eisenwerk zu errichten, das in den fünfziger Jahren eines der größten in Böhmen wurde. Im Jahre 1855 gründete er daraufhin mit anderen die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, die für das Land eine hohe wirtschaftliche Bedeutung erlangte. Er erwarb mit glücklichem Blick ein neues ausgiebiges Kohlenlager bei Pilsen, vermehrte seine Anlagen durch Walz- und Schienenwerke, und führte noch vor seinem Tode den Plan aus, die böhmische Westbahn zu bauen, welche alle seine Werke in Verbindung setzte und

dem böhmischen Kohlenreichtum nach Baiern hin ununterbrochenen Absatz verschaffte.

Bei seinem Tode hinterließ Adalbert Lanna ein Millionenvermögen und große, von ihm geschaffene Eisenindustriewerkstätten. Mit der Förderung seiner eigenen Interessen durch seine Einsicht und Unternehmungskraft hatte er Tausende von Arbeitskräften beschäftigt, neue Kultur-, Industrie- und Verkehrsmittel ins Leben gerufen und damit auf den gemehrten Wohlstand des Landes und der Bewohner ganzer Bezirke desselben mächtig eingewirkt. Bei Kladno war von ihm ein ganzes Arbeiterdorf mit Gärten angelegt worden; seine alten Arbeiter wurden bis an ihre Lebensabende versorgt und verdienten reichlich für die Erhaltung ihrer Familien und Erziehung ihrer Kinder. Sein Andenken steht in Prag und in seinen Werkstatt-Bezirken hoch in Ehren; der Sohn, dem er so reiches und schönes Erbe hinterließ, hat dessen industrielle Kraft und Wohlthätigkeit weiter gefördert. Eine Kunstsammlung vorzüglicher Werke, die er sich in seinem Hause in Prag angelegt hat, zeugt von der geschmackvollen Verwendung der Mittel seines Reichtums.

Erwähnt sei auch hier, daß Alfred Krupp von Essen im Jahre 1844 in Berndorf in Niederösterreich, im Triestingthal, mit dem Kaufmann Alexander Schöller eine Metallwarenfabrik ins Leben rief, deren technische Leitung er seinem Bruder Hermann übergab und die dann unter dem jüngeren Bruder Arthur Krupp eins der bedeutendsten Geschäfte dieser Art in Österreich wurde, dreitausend Arbeiter beschäftigte und sich auch durch seine Humanitätsanlagen in den ersten Rang stellte. Hermann Krupp gründete seinerseits wieder mit Schöller eine Nickelfabrik in Losonez in Ungarn.

Zur Charakteristik der Großindustrie, als sie sich ausbreitete, gehört der Zug ihrer Fürsorge für die Arbeiter und ihrer Dankbarkeit gegen die Örtlichkeit, auf der sie ihre Erfolge davontrug. Viele dieser ersten Großgewerbtreibenden, industriellen Bahnbrecher und Führer, die nach einem Betriebe und arbeitsamen Leben sich

im Besitz von Millionen und selbstgeschaffener, reiches Einkommen fortzeugender Industriewerke sahen, trachteten wie unter dem Drang einer moralischen Verpflichtung durch gemeinnützige Stiftungen Gutes an dem Ort zu thun, der ihnen den Boden ihres äußeren Glückes gegeben, und sie begründeten aus ihrem Vermögen Wohlfahrteinrichtungen für ihre Arbeiter zu dauerndem Genuß für sie. Das ging weit über bloßes Eigeninteresse hinaus. In dem feudalen Verhältnis des Grundherrn zu seinen Hörigen oder Schutzbefohlenen waren dergleichen Ausgleichleistungen des ersteren an seine Unterthänigen für seine rechtliche Überlegenheit an Macht und an Genußmitteln ungekannt, oder doch durch wohlthätige Stiftungen, wie von Hospitälern und Kirchengut, Ausnahmen. Die neue industrielle Aristokratie bemühte sich dagegen im einzelnen, die sich zwischen ihr und den durch die Beschäftigung ihr verbundenen Arbeitern merkbare Standesscheidung durch wohlgemeinte Werke zu überbrücken. Das, was eine unpersönliche Beziehung des Fabrikherrn auf den Arbeiter war, wurde in eine mehr persönliche von jenem verwandelt; was Lassalle die „Kapitalprämie“ nennt — „allen Überschuß des Arbeitsertrages über den volksüblich notwendigen Lebensbedarf der Arbeiter, der dem Kapital in seinen verschiedenen Formen zufiel“ — sollte ihnen in solchen Wohlfahrtseinrichtungen, und nicht im Sinne von sie verpflichtenden Wohlthaten zurückbezahlt werden. Eine noch ganz unbekannte soziale Frage in der Zeit des Werdens und der Verbreitung des Großgewerbes erstand doch den ersten, aus armen Bürger- oder Arbeiterverhältnissen zu enormem Reichtum gelangten Industriellen schon als eine Ahnung. Während sie selbst unter der zwingenden Macht der neuen wirtschaftlichen Verhältnisse und deren Schwankungen oft sorgenvoll standen, waren sie doch bedacht, durch planmäßige Freigebigkeit Elend und Ungewißheit der Existenz ihrer Arbeiter als ihrer Schutzbefohlenen im Reiche ihrer Werkstätten aufzuheben und zu verhindern.

Im Jahre 1850 war in dem kleinen Dornbirn im Vorarlberg ein armer Handspinner, Namens Hämmerle, der durch in-

telligentes Erkennen der Markt- und neueren Fabrikationsverhältnisse in der Spinnerei es bald aber zu einem größeren Geschäft, schließlich zu höchstem industriellen Erfolg und Millionenreichtum brachte. Seine Baumwollspinnerei und Färberei mit ihren musterhaft eingerichteten Werkstätten wurden die bedeutendsten des vorarlbergischen Landes, das in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sich in eins der gewerbreichsten der österreichischen Monarchie umwandelte, zumal seit die Eisenbahn es in engere Verkehrsbeziehung damit setzte.

Aus eigenem Antrieb faßte nicht nur das Haus Hämmerle schon früh Wohlfahrtseinrichtungen für seine Hunderte von Arbeitern ins Auge, die durchweg Ortsangehörige waren, sondern auch die größeren Fabrikanten Dornbirns verbanden sich mit ihm zu solchem Zweck. Es waren ja in dem Marktflecken, der sonst einen völlig ländlichen Charakter gehabt hatte, allmählich ein paar Dutzend Fabriken entstanden, die zusammen an zweitausend Menschen beschäftigten. Erst bildeten die Fabrikanten für sie eine Krankenkasse, dann wurde ein Krankenhaus errichtet. Es entstand ein eigener Turn- und Gesangverein der Dornbirner Arbeiter, dann durch einen von Hämmerle gegebenen Grundfonds von 30000 Gulden eine Unterstützungs- und Pensionskasse, zu der die Arbeiter selbst keinerlei Beiträge zu leisten hatten. Eine eigene Volksschule und Kindergärten wurden errichtet, zwei Bibliotheken, dann geschmackvolle Arbeiterhäuschen, die an die Arbeiter billig vermietet, oder durch monatliche Ratenzahlungen von ihnen um 2000 bis 3600 Gulden mit Grund und Garten erworben werden konnten und zum Teil auch so gekauft wurden.

Dies alles und mehr war ja längst nicht ungewöhnlich in größeren Fabrikreichen. Aber gewißlich haben diese vorsorglichen Einrichtungen in Dornbirn segensvolle Wirkung gehabt. Die Industrie hat das Elend, was früher bei den Tagelöhnern genug zu finden war, ausgerottet. Der Lohn bei Hämmerle war für Männer und Frauen zu ihrem Genüge, für die in den Fabriken beschäftigten Kinder entsprechend ihren Leistungen fünfzig bis achtzig

Kreuzer täglich. Gewöhnliche Arbeiter konnten durch Mithilfe ihrer Familienmitglieder sich auf 1800 Gulden jährlich stehen, beinahe so viel, wie ein nach langer Dienstzeit zum kaiserlichen Bezirksrichter aufgerückter studierter Mann an Gehalt bezog. Von den drittehalbtausend Arbeitern, die in Dornbirn lebten, bezahlten viele ihre früheren Schulden, die sie als Tagelöhner oder Handwerker gemacht, verbesserten sich ihre häusliche Einrichtung, erwarben Haus und Vieh, Garten und Wiese, freies Eigentum bei bürgerlicher Seßhaftigkeit, legten Ersparungen zurück und erfreuten sich zuweilen eines ganz ansehnlichen Vermögens. Der alte Hämmerle hat unbedingt an den friedvollen sozialen Verhältnissen, die ich nach wiederholten eigenen Eindrücken früher in einem Aufsatz der „Berliner Montagszeitung“*) geschildert habe, das Hauptverdienst. In dem sonst stillen und ländlichen Bezirk schuf er eine blühende Industrie, und rechtzeitig und einsichtig wurde sie mit humanitären Leistungen verbunden, die den einzelnen wie der ganzen Gemeinde zu gute kamen.

Bis Ungarn drang die Großindustrie noch später als in Österreich vor. Zwar rührte sich aus magyarischem Patriotismus die Unternehmungslust jenseits der Leitha in den vierziger Jahren, nach der Industrieausstellung in Pest, gewaltig und führte 1844 zur Gründung eines für die heimischen Fabriken berechneten Schutzvereins. Doch gewann ein Verein zur Begünstigung und Unterstützung von Fabriken und Industrievereinen in Pest eine praktischere Bedeutung für die Belebung des ungarischen Gewerbefleißes, besonders in den Eisenwerken, unter denen das von Dios Gyor im Borsoder Komitat den besten Stahl lieferte, und den Zipser Leinwebereien. Die Revolution und Kriegszeit von 1848 und 1849 vernichtete diese Ansätze einer aufblühenden Industrie wieder. Im Jahre 1852 gab es nur erst achtzig stehende Dampfmaschinen im Lande, von denen 66 aus ungarischen Anstalten hervorgegangen waren.

*) In der Nummer vom 24. August 1891.

Schwieriger noch war die Einführung der modernen Industrie in Rußland, trotzdem die Regierung schon unter Kaiser Alexander I. sie zuvorkommend begünstigte. Aber zunächst war es nur dem Adel gestattet, den Gilden der drei ersten Bürgerklassen und Ausländern, Fabriken anzulegen (unter 7000 russischen Fabriken im Jahre 1850 gehörten etwa 500 dem Adel); sodann war zum Gedeihen derselben der Arbeitslohn zu hoch, der Absatz durch den kostspieligen Transport der Ware in die Ferne gering. Die Maschinen mußten aus England eingeführt werden und waren teuer. So kamen die ersten Unternehmungen in Baumwollspinnerei in Rußland erst seit dem Jahre 1827 auf*). Im Dorfe Iwanowo beschäftigte die Zitzfabrik 50000 Menschen der Umgegend im Jahre 1850**); es hieß darum das „russische Manchester". Auch bei Irkutzk erblühte durch eine Kronfabrik das Dorf Telma zu einer eigenartigen Industriestätte für Tuch, Leinen und Glas. In Russisch-Polen waren die Verhältnisse für Großgewerbe durch den engeren Verband mit der europäischen Kulturwelt viel günstiger. Von der bahnbrechenden Thätigkeit des Franzosen Girard für Leinenspinnerei mit moderner Maschinenunterstützung ist schon auf S. 63 berichtet worden. Eine industrielle Größe anderer Art wurde der Deutsche Karl Scheibler in der russisch-polnischen Stadt Lodz, aus dem er ein „polnisches Manchester" machte.

Am 1. September 1820 wurde er zu Montjoie in Rheinpreußen geboren, der Sohn eines Tuchfabrikanten. Mit siebzehn Jahren leitete er schon eine Kammgarn- und Streichgarn-Spinnerei durchaus selbständig, dann eine größere Weberei. Er unternahm Reisen nach Belgien und erweiterte auf ihnen seine geschäftlichen und technischen Kenntnisse. Im Jahre 1848, als in Deutschland die Geschäfte stockten, erhielt Scheibler einen Ruf nach Ozorkow in Polen, wo ihm die Stellung eines Direktors der Schlösserschen Baumwollspinnerei übertragen wurde. Fast sechs Jahre lang war

*) v. Reden, Das Kaiserreich Rußland. S. 132 f.

**) W. Kosegarten bei Haxthausen, Studien, III, S. 600 f.

er der leitende Geist dieses blühenden Gewerbeunternehmens; dann übersiedelte er in dem Vorhaben, sich selbst ein Geschäft zu gründen, nach Lodz. Die Stadt kam seinen Ansichten insofern entgegen, als sie ihm ein weites Terrain zu freier Verfügung für seine Bauten gab. Nach und nach bildeten sie eine großartige Anlage: drei durch eine Eisenbahn verbundene Spinnereien mit über 200000 Spindeln und 6000 Spindeln Zwirnerei, die jährlich 38—40000 Ballen roher Baumwolle verarbeiteten und 14—15 Millionen englische Pfund Garn lieferten; ferner drei Webereien mit mehr als 3000 mechanischen Webstühlen, die jährlich eine Million Stück Shirtings, Jakonetts, Damast herstellten und gleich in groß angelegten Bleich-, Färberei- und Appreturanstalten vervollkommnet wurden.

Diese Anlagen galten als die bedeutendsten ihrer Art auch als Privatbesitzung. Scheibler stand in so hohem Ruf als Industrieller, daß ihm auf der Ausstellung in Petersburg das Recht zuerkannt wurde, den russischen Reichsadler auf seinen Fabrikaten zu führen. Die Pariser Ausstellung brachte ihm die goldene Medaille ein. Als er in den achtziger Jahren starb, widmete ihm die russische Presse ehrende Nachrufe. Die „Lodzer Zeitung" hob im besonderen seine Verdienste um die hohe industrielle Entwickelung der Stadt hervor. Er stand bei seinem Tode am Vorabend der Fertigstellung noch verschiedener, der Stadt in hochherziger Weise gegebenen Institute. Eine reiche Schenkung hatte er für den Bau von Kirchen aller Bekenntnisse gemacht, eine andere für den Bau eines Gymnasiums. Für seine eigenen Arbeiter, deren Zahl über 5000 betrug, gründete er ausgedehnte Familienhauskolonien und eine Fabrikschule, eine Spielschule für die kleinen Kinder der bei ihm beschäftigten Arbeiter, ein Asyl für verunglückte und altersschwache unter diesen.

IV.

Der Amerikanismus.

Der Yankee-Abenteuersinn. — Girard. — Trapperhandel. Astor und seine Nachkommen. — Landspekulation. Peter und Gerrit Smith. — Städtegründung. Flower. Chicago. — Bankwesen. Nik. Biddle. — Dampfschiff-Gesellschaften. Cunard. P. E. Kunhardt. — Die Vanderbilt. — Goldfunde. Sutter. — Eisenbahnbau. Jay Gould. — Petroleum. Rockafeller. — Textilindustrie. — Eisenindustrie. Carnegie. — Mechanik. Colt. Edison. — Millionäre und Milliardäre.

Seitdem durch den massenhaften Verbrauch von Baumwolle in den Maschinenspinnereien Europas die Plantagenländer Nordamerikas große und steigende Nachfrage ihres Haupterzeugnisses hatten, war dieser Weltteil jenseits des Ozeans ein Faktor im Kulturleben Europas und damit demselben enger angegliedert. Die freie Republik mit ihren ungeheuren Ländereien, die sich im Zustande der Wildnis befanden, wurde überdem mehr und mehr verlockend für die europäische Einwanderung, und die Bevölkerung daselbst stieg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch durch die fremden Ankömmlinge, die sich dort ansässig machten. Im Jahre 1790 hatten die Vereinigten Staaten etwa vier Millionen Einwohner, 1800 bereits deren fünf, 1840 siebzehn Millionen.

Zu beachten ist hierbei, daß die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung englischer Abkunft war und die stärkste Einwanderung von Deutschen fortgesetzt erfolgte. Nicht nur, daß damit der englische Unternehmungsgeist auf die Anglo-Amerikaner übertragen wurde, sondern das stammverwandte deutsche Element kräftigte auch

denselben. Gegenüber dem heimischen Indianertum und den Eingewanderten lateinischer wie keltischer Rasse wurde die germanische weitaus die politisch wie wirtschaftlich bestimmende in Nordamerika durch ihre Thatkraft. Auf dem freien und der Kultur erst zu gewinnenden Grund und Boden konnten diese Germanen in voller Freiheit und Energie die Eigenschaften bezeugen, die sie als Arier charakterisieren. Lapouge in seinem Werke „Théorie biologique de droit de succession“ (1885) bezeichnet als solche: große Bedürfnisse und Arbeit ohne Unterlaß, um sie zu befriedigen; „sie sammeln Reichtümer und verlieren sie mit Leichtigkeit; Abenteurer von Temperament, wagten sie alles, und ihre Kühnheit verhilft ihnen zu unvergleichlichen Erfolgen. Die ganze Welt gehört ihnen und ist ihr Vaterland. Ihre geistige Begabung geht bis zur Genialität.“ In der That sind es solche Züge in schärfster Ausprägung, die der Germane in Nordamerika, der Anglo-Amerikaner, der Yankee, aufweist und die sich in der Thätigkeit geltend machten, mit der er die wirtschaftliche Entwicklung seiner neuen Heimat in diesem Jahrhundert so staunenswert bewirkt hat und damit eins der interessantesten Kapitel in der Geschichte des modernen Reichtums lieferte.

Bis zur Festigung der großen Republik nach ihren Kriegen mit dem englischen Mutterlande, deren Abschluß erst 1815 erfolgte, waren ihre südlichen Staaten oder Provinzen mit ihren von Negersklaven bestellten Plantagen diejenigen, welche den Reichtum des Landes erzeugen und wo der größte Privatreichtum vorhanden war, der im Ertrag aus Großgrundbesitz bestand. Gleiches war im übrigen Amerika der Fall, in Mexiko, in Brasilien, in Peru, in Chili. Großer Reichtum anderer Art existierte in den Städten des Nordens noch nicht. New-York war eine sehr kleine Stadt, die eine Handelsbedeutung erst erstrebte, an eine für Europa noch nicht denken konnte. Die Farmer im Lande waren zwar alle als wohlhabend zu schätzen; doch der Handel mit ihren Erzeugnissen an Feldfrucht war begrenzt durch die schwierigen Verkehrsverhältnisse zu Lande und die dürftigen zur See. Über die Alleghany-

berge ins Innere war die Kultivierung des Grund und Bodens durch die Europäer auch im Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht viel gedrungen; der riesenweite Westen Nordamerikas vollends lag in sagenhaftem Dunkel. Die Indianergebiete daselbst berührte nur der kühne Pfadfinder, der jagdlustige Trapper, der bei den Rothäuten außerdem Otter- und Biberfelle gegen Waffen und Decken eintauschte. Fabriken in großem Betriebe gab es nicht; Maschinen, wie sie die europäische Industrie mehr und mehr schon benutzte, noch weniger. Gelegenheiten, schnell durch Spekulationen im Handel oder Gewerbe zu großem Vermögen zu gelangen, mangelten, oder spielten doch keine Rolle im Wirtschaftsleben des außerdem vom neuen Kriege mit England in den Jahren 1812 bis 1815 zerrütteten Landes. Auch war der Trieb, über die gegebenen natürlichen und sozialen Verhältnisse hinauszustreben, um Reichtum zu erjagen, in Amerika noch weniger geweckt um diese Zeit, als in Europa. Der abenteuerliche Sinn richtete sich selten auf ein so hohes Ziel; Erfolg solcher Art war Zufall und Ausnahmeerscheinung.

Ein Beispiel hiervon bot ein Franzose Namens Girard, und zwar anfangs in Bethätigung von Rücksichtslosigkeit und Habsucht, die mit dem Begriff von „Amerikanismus“ überhaupt oft verbunden wurden. Er war 1750 in Südfrankreich geboren, als Schiffsjunge nach Nordamerika gekommen und da geblieben. In Philadelphia fing er dann einen Holzhandel an, nachdem er die Witwe eines Zimmermanns geheiratet hatte. Als ihm sein Geschäft durch den Revolutionskrieg und eine Feuersbrunst ruiniert worden war, verschaffte er sich die Führung von Schiffen, die er wohl zunächst in den Kaperdienst stellte; später trieb er damit Handel. Er lag gerade im Hafen von Haiti, als dort 1791 die Empörung der Negersklaven ausbrach, vor der die Weißen sich, ihre Familien und ihre Schätze auf die Schiffe zu retten suchten. Stephan Girard nahm ihrer so viel auf, als er konnte. Hab und Gut schleppten sie auf sein Schiff. Ein Teil von ihnen wurde bei der Rückkehr auf die Insel, um noch mehr von ihrem

Eigentum zu holen, von den Schwarzen eingefangen und erschlagen. Ihre zurückgelassenen Güter auf dem Schiff sah Girard nun als herrenlos an. Er behielt sie für sich, als er damit nach New-Orleans gesegelt war, und diese piratenmäßige Handlungsweise gab ihm die reichen Mittel an die Hand, nun ein Geschäft wieder in Philadelphia zu unternehmen. Es war eine Bank und er führte sie mit Geschick.

Im Jahre 1793 wütete das gelbe Fieber in Philadelphia und vor Angst und Schrecken lösten sich da alle Bande der Ordnung; die Toten blieben unbeerdigt, die Beamten flohen. Da ergriff Girard die Diktatur über die Stadt, stellte die Ordnung wieder her, hob durch seine Unerschrockenheit den Mut der Anderen und mühte sich zwei Monate lang um das Wohl der Stadt. Er wurde dadurch ein populärer Mann in derselben. Als der Krieg gegen England im Jahre 1812 ausbrach, war es Girard, der mit seiner Bank, die er glücklich aus der schweren Krisis aller Geldinstitute im Lande gerettet, vertrauensvoll der in Kreditnot befindlichen Regierung der Republik zu Hilfe kam. Es machte ihn zu einem der Reichsten in der Neuen Welt, zu ihrem Rothschild oder Torlonia. Aber als Greis und ohne Kinder löste er all seinen Reichtum auf, indem er ihn für Wohlthätigkeiten bestimmte, als wolle er damit die That sühnen, der er den Ursprung seines Vermögens verdankte. Zwei Millionen Dollars gab er allein für die Errichtung und den Unterhalt eines Waisenhauses her, das einen Stolz Philadelphias bildet. Wie ein Einsiedler verlebte er seine letzten Tage bis 1831. Die Stadt lohnte ihn für seine Verdienste um sie durch eine Bildsäule*).

Bedeutungsvoller in der Geschichte des nordamerikanischen Reichtums und großartiger ist das Emporkommen eines Zeitgenossen Girards, der im Jahre 1783 nach New-York einwanderte. Er hieß Johann Jakob Astor und stammte aus Walldorf bei Heidelberg am Neckar, wo er als Sohn eines Fleischers 1763

*) Barigny, S. 10 fgd.

geboren war. In England hatte er vor seiner Reise nach Amerika einige Zeit bei seinem Bruder als Instrumentenmacher gearbeitet und hierbei die Landessprache gelernt. In New-York trat er mit zwanzig Jahren bei einem Pelzhändler in die Lehre und unternahm für ihn Reisen ins Land bis Kanada. Nach dem Tode seines Meisters fing er ein eigenes Geschäft in Pelzen an und brachte selber seine Ware über See nach England, wo er aus dem Ertrag derselben gangbare Artikel für Amerika einhandelte. Mit seinem spekulativen Blick spähte er weiter nach materiellen Erfolgen im großen. Nachdem durch die vom Präsidenten Jefferson zur Erforschung des nordamerikanischen Westens ausgesandte Expedition ein Landweg bis nach der Küste des Großen Ozeans bekannt geworden war, trat Astor mit erfahrenen Trappern in Verbindung, um im fernen Nordwesten Stationen zum Zweck einer überseeischen Ausfuhr von Pelzen nach Asien anzulegen. Er dachte an eine Konkurrenz mit der Hudsonsbay-Company. An der Mündung des Kolumbiaflusses gründete er daher als Auslaufstation seiner Pelzhändler die Stadt Astoria. In der That betrieb er nun den Export von Pelzen ins große, schaffte sich eigene Schiffe an und ließ sie von Astoria hinüber nach China gehen, wo seine Waren schnellen Absatz fanden. Jede solche Frachtfahrt brachte ihm reichen Gewinn, durchschnittlich 30000 Dollars*). Es war sein eigen Verdienst, von New-York aus die Mittel und Wege, tausend Stunden lange, genutzt zu haben, um diesen Handel nach Asien treiben zu können. Namentlich in der Kriegszeit von 1812—15 zog er große Vorteile daraus, da die englische Flotte nur die amerikanische Ostküste blockierte. Keins seiner Schiffe im Großen Ozean wurde ihm gekapert.

Als Astor im Jahre 1827 diesen Pelzhandel aufgab, war er schon ein Krösus zu nennen; aber vor allem, weil er in der Markung der Stadt New-York ein Großgrundbesitzer geworden,

*) Eickhoff, In der neuen Heimat. Geschichtliche Mitteilungen über die deutschen Einwanderer in der Union. New-York, 1884. Anhang, S. 132.

dessen Liegenschaften von Jahr zu Jahr im Werte gestiegen waren. Er hatte die künftige Blüte der Stadt vorausgesehen und für das Geld, das er in seinem Geschäft verdiente, weite Ländereien gekauft, die später den Grundstock der City von New-York bildeten. Auch gab er sich nicht mit der Erwerbung von Bauland zufrieden, sondern baute auch große und schöne Häuser, die er verpachtete. Im Jahre 1800 besaß er bereits für eine Viertelmillion an Wert in solchem Besitz. Die europäische Einwanderung hob sich immer mehr und fortgesetzt; sie vergrößerte die Zahl der Einwohner New-Yorks. Von 1830—33 betrug die Zahl der Einwanderer in New-York jährlich durchschnittlich 35600; in den folgenden Jahren bis 1840 wuchs sie auf jährlich an 42000. Im Jahre 1836 vom 1. Januar bis 1. September wurden in New-York 1518 Häuser gebaut. Immer neue Häuser, neue Straßen, neue Stadtviertel entstanden und die Baugründe Astors wurden immer teurer bezahlt. Er wurde nun auch geradezu der „Besitzer von New-York" genannt.

Man schätzte seine jährlichen Einkünfte zuletzt auf 12 Millionen Mark. Auch gab er mit vollen Händen und einer wahren Verachtung des Geldes, wenn er einzelnen dazu verhelfen konnte, sich durch versprechende Unternehmungen Reichtum zu erwerben. Für New-York gründete er in einem Prachtpalast die großartige Astorbibliothek mit 400000 Dollars*). Seinem Vater in Deutschland, der sehr alt wurde, gab er in weiser Vorsicht aber nur ein Jahrgeld von 600 Gulden. Als Astor im Jahre 1848 starb, hinterließ er seinem Sohne nicht weniger als zwanzig Millionen Dollars Vermögen.

Er ist der Gründer einer der ersten Millionär-Dynastien geworden, die im Besitz immer steigender Werte in New-Yorker Grund und Boden und Häusern in ihrer Nachkommenschaft zu unschätzbarem Reichtum gelangte. Der Sohn William, der in die Fußtapfen des Vaters trat, hinterließ bei seinem 1854 erfolgten Tode ein auf 250 Millionen Mark geschätztes Vermögen. Von

*) Brockhaus' Konversationslexikon. 14. Aufl.

ihm, der auch mit seinem Gelde viel Wohlthätigkeit übte, ist das Astorhaus für Erziehung armer Kinder in New-York. Unter den Enkeln wuchs das Vermögen weiter; im Jahre 1891 wurde es auf 450 Millionen Mark angenommen. In den Geschäftsstuben Astors III., die für eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt galten, wurden mehr Beamte beschäftigt, als in manchem deutschen Fürstentum. Die Zahl der da verwalteten Häuser ließ sich nicht bestimmen. Die Astors hörten nie auf zu bauen, erwarben immer neue Bauplätze, ließen alte Gebäude niederreißen und durch neue, oft die prächtigsten und großartigsten, ersetzen. William Waldorf*) Astor ließ u. a. an 59 Street und 5 Avenue ein Riesenhotel erbauen, das das höchste der Welt in Geschossen werden sollte. Der Bauplatz, berichtete eine Zeitungsnotiz im Dezember 1891, war 150 : 125 Fuß groß, die Fundamente wurden vierzig Fuß unter der Oberfläche auf Felsgrund gelegt, und auf denselben sollte sich der siebzehn Stockwerke zählende Kolossalbau in Höhe von 225 Fuß erheben. Als Baumaterial waren rauh behauener Braunstein und gelbglasierte Backsteine bestimmt, die Bauzeit sollte zwei Jahre betragen, die Baukosten waren auf eine Million Dollars veranschlagt.

Entsprechend ihren unerschöpflichen Einkünften konnten die jungen Astors sich auch gelegentlich den „Amerikanismus", das Außerordentlichste, in Luxus erlauben. Ein Johann Jakob Astor feierte im Frühjahr 1892 seine Hochzeit in Philadelphia. Die Blumen, die das Fest schmückten, kosteten 20000 Dollars. Die Hochzeitsgeschenke stellten einen Wert von zwei Millionen Dollars dar, wenn nicht mehr. Das Haus, das der Vater des Bräutigams dem jungen Paare schenkte, hat mit Einrichtung eine Million Dollars gekostet. Der Geistliche, der das Paar traute, erhielt ein Geschenk von zehntausend Dollars. Das Festmahl, das der junge Astor seinen Freunden zum Abschied aus dem Junggesellenleben gab, hat für 33 Personen 6500 Doll. gekostet, also 200 Doll. das Gedeck.

*) So nach dem deutschen Geburtsort seines Großvaters zubenannt.

Es sei hierbei gleich erwähnt, daß amerikanische Nabobs jedem Gast bei Gesellschaften ein Prachtwerk des Kunstgewerbes oder der Schmuckindustrie zu schenken pflegen, dazu Tausende Dollars für Blumen und Tafelsträuße aus Nizza und Valencia ausgeben. Die englische Aristokratie dient ihnen hierfür offenbar als Beispiel in ungeheurer Luxusleistung. So kostete der Hochzeitskuchen bei der Vermählungsfeier des Herzogs von Fife mit der Prinzessin Luise Viktoria 1890 nach den Zeitungsberichten 6000 Mk., bestand aus 1800 Zweiglein von Epheu und Rosen in Zucker, war neun Fuß hoch, 60 Zoll im Durchmesser und wog acht Zentner. Die Blumen bei diesem Fest kosteten Hunderte von Guineen.

Unter den Trappern, die dem alten Astor bei seinem Pelzhandel von großem Nutzen waren, besaß Peter Smith ebenfalls den weitsichtigen Blick für die wirtschaftliche Bedeutung der europäischen Einwanderung in die Unionsstaaten. Wie dadurch schnell die Bevölkerung in der Stadt New-York wuchs, so mußte auch das Hinterland derselben mehr und mehr gesuchter Kolonialboden werden. Je öfter der kluge Trapper seinen Weg durch die Wildnis machte, die noch zwischen den Feldmarken von New-York und dem Ontariosee sich ausdehnte, wo er seine Biber einfing, desto überzeugter wurde er, daß sie zunächst ein Ziel des Begehrens für die neuen Ansiedler werden würde. Wochenlang lebte er unter den dort noch hausenden Indianern, die in dem weißen Mann, der mit ihnen nur friedlichen Handel trieb, ihren Freund schätzten. Er kaufte ihnen nach und nach außer ihren Otter- und Biberfellen auch große Landgebiete am Ontariosee ab, und zwar, da sie dem Gelde keinen Wert beilegten, mittels solcher Artikel, deren sie bedurften, und die Smith von Astor zum Austausch im Handel mit den Rothäuten in Menge bezog. Die beiden Männer wurden in ihrem jahrelangen Verkehr gute Freunde und verstanden sich in ihren Spekulationsinteressen. Astor fand es richtig, daß Smith am Ontario für die Einwanderer Land aufkaufte und dieser würdigte nicht minder den Nutzen, den der rührige Pelzhändler

einmal aus den erworbenen Baugründen im Gebiet der Stadt an der Hudsonmündung ziehen werde.

Peter Smith war ein viel größerer Grundbesitzer als sein Freund. Freilich, Ertrag hatte er noch nicht viel davon, und er bewohnte auch nur eine bescheidene kleine Farm in Schnectady. Dort beschloß er alt, krank und melancholisch sein Leben. Sein einziger Sohn Garrit beerbte ihn. Er wußte, welch einen Schatz ihm sein Vater hinterlassen hatte, und er war der Mann, der ihn zu heben verstand. Die Wälder am Ontario, die ihm gehörten, ließ er weithin ausroden, nicht, indem in beschwerlicher und kostspieliger Arbeit die Bäume niedergeschlagen wurden, sondern indem man ihnen unten die Rinde nahm, so daß sie abstarben. Seine Jäger, seine Arbeitsleute errichteten sich Blockhäuser in diesen Gegenden; einige Ansiedler ließen auch schon den Pflug um die Stümpfe gehen und zäunten sich ihr Vieh ein. Garrit Smith stellte sich dann mit Feldmessern ein, welche die Grenzen für Gemarkungen zum Verkauf absteckten. Er bestimmte die Plätze für künftige Dörfer und Städte und ließ die Pläne dazu entwerfen.

Alle diese Arbeiten kosteten bares Geld und, um die Landstrecken für die Ansiedelung und den Anfang des Aufbaues der Städte dort ins Werk zu setzen, bedurfte es eines großen Kapitals, das Smith nicht flüssig besaß. Da wandte er sich an den alten Freund und Geschäftsgenossen seines Vaters in New-York, teilte ihm brieflich seine Verhältnisse, seine Pläne und seine Sorge mit, und kündigte ihm seinen Besuch an, um über eine Anleihe mit ihm zu reden. Der Millionär antwortete darauf nichts weiter, als daß er Mr. Garrit Smith erwarte und zum Mittagessen einlade.

Garrit stellte sich ein, speiste mit dem alten Astor und beide erzählten sich von ihren Geschäften, ihren Aussichten, ihren Absichten. Sie sprachen auch von dem verstorbenen Trapper, dem Sonderling, Garrits Vater. Astor wußte manche Anekdote von ihm mitzuteilen. Endlich fragte er kurzweg seinen Gast:

„Sie brauchen also Geld? Wieviel?“

„Zweihundertfünfzigtausend Dollars.“

„Auf einmal? Sogleich?“

„Ja.“

Astor sann eine Weile nach, dann antwortete er:

„Gut, Sie werden sie morgen haben!“

Am nächsten Tage erhielt Smith in der That einen Check Astors auf die Bank über diese ungeheure Summe von mehr als einer Million Mark, wogegen er diesem eine hypothekarische Verschreibung auf seine Ländereien am Ontariosee gab.

Nun wurden Wege, Straßen, Kanäle, Anlagen auf denselben hergerichtet, und in wenigen Jahren sah Garrit Smith die Früchte seines Unternehmens. Es entstanden blühende Ackerbaukolonien, wo vorher Wildnis gewesen, Dörfer und Städte am Ontariosee, wie Oswego und Rochester. Smith hatte seine Schuld an Astor bald bezahlt. Kaum weniger, wie dieser, besaß er an Millionen und an noch Millionen werten Ländereien, die einst sein Vater von den Indianern erhandelt hatte.

Oft saß er in New-York mit Johann Jakob Astor zusammen, und da klagten die beiden Millionäre sich ihre Not.

„Mein Geld,“ sagte einmal der greise Astor, „bereitet mir gar keine Freude. Andere Leute haben nur Behagen und Genuß davon. Ich selbst kann nicht mehr brauchen, als was mir zum Leben nötig ist, und das ist wenig. Mein Geld macht mir Scherereien und haftet an mir wie mit Krallen, die mich Tag und Nacht keine Ruhe finden lassen.“

Garrit Smith dachte etwa ebenso. Mehr wie eine Farm, meinte er, bedürfe der Mensch nicht, um äußerlich glücklich zu sein, und darauf müsse er auf Gottes weiter Erde ein Recht haben. Diese Auffassung war ihm so ernst, daß er mit seinem Riesenvermögen schließlich ganz kommunistisch verfuhr. Er schenkte Farmen in Unmasse weg. Geschah es nicht unmittelbar auf seinen Lände-

reien, so gab er Geld dafür her. Jeder mittellosen Witwe und alten Jungfer unter anderen, die im Staate New-York lebten, setzte er fünfzig Dollars dazu aus. Nach dem Bürgerkriege überwies er dreitausend Farmen im Gebietsumfang von je fünfzehn bis fünfundsiebzig Acres (1 Acre = 40½ Ar) an durch denselben heimgesuchte oder ihres Ernährers beraubte Familien. Hunderttausend Dollars pflegte er sonst im Jahre noch zu spenden. Er verwandte das Ende seines Lebens dazu, das meiste von dem zu verschenken, was er besaß, und starb 1874 in dem Bewußtsein, um die Kolonisierung seines Vaterlandes, zumal des nun schon so reich bevölkerten und mächtig in die Weltarbeit eingreifenden Staates New-York, sich verdient gemacht zu haben*).

Unter diesen Kolonisatoren Nordamerikas ist auch George Flower hervorzuheben, ein Engländer, der im Jahre 1816 nach der Neuen Welt kam, lediglich um die Prärien kennen zu lernen, von denen es in Europa nur sagenhafte Vorstellungen gab. Wie ein Pfadfinder machte er sich dazu, als er in Nordamerika war, auf den Weg und durchzog monatelang die Wildnisse des weiten Westens jenseits des Alleghanygebirges. Als er endlich in die Prärien gelangte, die damals den Staat Illinois bedeckten, gefiel es ihm so sehr dort in der Nähe des Michigansees, daß er mit einem inzwischen zu ihm gestoßenen englischen Freunde und dessen Familie ein Blockhaus errichtete, das er „Edwards-County" nannte. Das Land war damals nur weiter südlich von einigen virginischen und kentuckischen Ansiedlern bewohnt. Flower erwarb sich von der Regierung große Strecken Staatsland, das noch für 1¼ Dollars den Acre und auf Kredit zu haben war, und schilderte in englischen Zeitungen die üppige Fruchtbarkeit des ihm nun gehörigen Bodens und den ungeheuren Viehreichtum in Illinois. Damit lockte er eine Menge Landslente an, die sich dort niederließen. Dann kamen die immer wander- und spekulationslustigen Yankees aus dem bevölkerten Osten, und ein Strom von Einwanderern

*) Parigny, S. 228.

aus Europa, zumal deutscher, richtete sich ebenfalls dahin. Flowers erstes Dorf hieß Albion. Bei seinem Tode im Jahre 1862 war Illinois einer der reichsten Staaten der Union, eine Menge blühender Dörfer und Städte gab es daselbst, für Getreide und Vieh bildete es den Hauptmarkt, und die Einwanderung uahm in immer stärkerem Maße zu*).

Auf diesem Flowerschen Kolonialgebiet erhob sich auch Chicago am Michigansee, 1832 noch ein Dorf, bald eine der bedeutendsten unter den Städten des amerikanischen Nordens, deren Einwohnerzahl sich jährlich um 30—50000 vermehrte und zu Hunderttausenden anwuchs. Heute ist es eine Millionstadt, die dritte der Weltstädte der Union, und unter ihren Getreide- und Viehhändlern giebt es eine große Anzahl zehn-, zwanzig-, dreißig- und auch hundertfacher Millionäre. Millionen von Büffeln und Schweinen kommen jährlich da auf den Markt; an der Spitze des Handels damit stehen stolze Goldfirmen, wie Armour & Co. und Marschall Field, „Schweinepacker", deren Vermögen in zehnfache Millionen geht. Mac Cornick ist da der größte Erbauer landwirtschaftlicher Maschinen in den Vereinigten Staaten, Luter & Co. ein Riesengeschäft in Getreide, W. Kimball ein Modewarengeschäft mit ungeheuren Einnahmen, Studebacker der bedeutendste Piano- und Orgelbauer, der den großen Steinway in New-York im Geschäftsumfang überholt hat. In den sechziger Jahren hob man mittels hydraulischer Maschinen alle Häuser Chicagos, in denen schon eine Viertelmillion Menschen wohnte, zehn Fuß hoch, um zu ihrer Erhaltung in dem Sumpfboden Pfahlroste unter sie zu legen, ohne daß darum ein Geschäft in Störung geriet. Um besseres Trinkwasser zu haben, trieb man von der Stadt einen Kilometer langen Tunnel unter den Boden des Michigansees und stieß dann einen Schacht empor, durch den das reine Wasser einfiel. Nach dem großen Brande von 1871 erstand die Stadt prächtiger und wuchs schneller. Im Jahre 1891 wurden, wie Hesse-Wartegg in

*) Jährliche Mitteilungen der Historischen Gesellschaft in Chicago, Bd. I.

einem Aufsatz über Chicago*) erzählt, nicht weniger als 11500 Häuser in Chicago erbaut und darunter 21 massive Kolosse, wie Astor eins zum Wunder New-Yorks machen wollte, bis hundert Meter Höhe mit zwölf, fünfzehn, siebzehn Stockwerken, einem Dutzend Elevatoren im Innern, Büreaus bis in die oberen Geschosse, mit elektrischer Beleuchtung und Zentralheizung. In einem gab es dazu ein Theater mit viertausend Plätzen und einen Konzertsaal mit ebensovielen. So rüstete sich die „Königin des Westens“ für ihre Weltausstellung im Jahre 1893, zu der sie im besonderen wahre bauliche Wunder der Technik unternahm. Der Industriepalast schon war die größte Eisen- und Glashalle, die bisher überhaupt errichtet wurde und übertraf in der Spannweite seiner Kuppel bedeutend die darum bewunderte große Maschinenhalle der letzten Pariser Weltausstellung.

In dem jungen amerikanischen Freistaat hatte sich das Bankgeschäft frühzeitig zu einem Mittel der Geldspekulation entwickelt. Im Jahre 1811 gab es daselbst schon 88 Banken, die ihre eigenen Noten ausgaben und dagegen Wechsel der Landleute und der Handelsgeschäfte einnahmen, die in barem Gelde eingelöst werden mußten. Der Krieg mit England ruinierte die meisten. Erst einige Jahre danach blühte das Zettelbankwesen bei der Freiheit, dessen es genoß, wieder auf. Die Regierung selbst beteiligte sich an einem Bankgeschäft, dem sie eine besondere Konzession erteilte und das daraufhin sich zum bedeutendsten der Union aufschwang. Es war die „Vereinigte Staaten-Bank“.

An ihrer Spitze stand einer der geriebensten und verwegensten Finanzspekulanten: Nikolaus Biddle. Als unter dem Präsidenten Jackson gegen die Spekulationen der Zettelbankwirtschaft mit ihren unkontrollierbaren Ausgaben von Papiernoten und viel schwindelhaften Dividenden vorgegangen werden sollte und zugleich die Regierungskonzession der Vereinigten Staaten-Bank Biddles bedroht war und dann auch gekündigt wurde, verstand es dieser,

*) Frankfurter Ztg. 1892, No. 206.

sich vom Staate Pennsylvanien eine besondere Konzession zu verschaffen und damit eine neue Bank in Philadelphia zu gründen. Sie war eigentlich nur die frühere und setzte zum Trotz der Regierung ihre verwegenen Landspekulationen und unreellen Notenausgaben fort. Im Jahre 1837 erfolgte wieder ein großer Krach aller Banken infolge der wilden Spekulationen in Anleihen für Kanäle, Ländereien und Eisenbahnen. Allgemeine Not wie nie zuvor stellte sich ein, Handel und Gewerbe lagen darnieder, alles Vertrauen und aller Kredit hörten auf, Tausende von Menschen waren brotlos, Theater und Vergnügungen hörten auf, „Alles,“ lautet es in einem Zeitungsbericht aus jenen Tagen, „hat das Ansehen, als ob wir von einem feindlichen Heere geplündert oder von einer verheerenden Seuche heimgesucht worden wären.“

Da spielte Biddle mit den Millionen seiner Bank den Retter in der Not. Aber die Krisis trat dadurch nur einige Zeit in die Gesellschaft zurück, um dann, zwei Jahre später, um so verwüstender auszubrechen. Der Kredit Amerikas, in Überspekulationen bis nach den englischen Märkten getrieben, war nicht mehr zu halten. Die Banken stellten abermals ihre Barzahlungen ein, ihre Noten sanken schnell und tief im Kurs, zahllose Bankerotte ruinierten große Vermögen und Geschäfte in Amerika wie England, wo die Exporthäuser fünf bis sechs Millionen Pfund Sterling verloren.

Biddles Bank hielt sich nur durch eine Wechsel- und Banknotenreiterei, die bis dahin einzig in ihrer Art war. Die Zahlungseinstellungen der Banken dienten seiner neuen Spekulation, die unter dem Krach der Börsen und Geschäfte darauf ausging, den Baumwollenmarkt zu beherrschen. Indem er den bedrängten Pflanzern des Südens Vorschüsse in Banknoten gab, verpflichtete er dieselben, ihm ihre Baumwollenvorräte für den Verkauf in Europa auszuliefern. Es geschah, und Biddle bestimmte nun den Preis für Baumwolle. Ungeheuer war sein Gewinn dadurch, bis die Märkte in Europa überfüllt waren und die Preise für Baumwolle sanken. Der Baumwollenkönig vermochte trotz allen seinen

schlauen Manövern diese neue Krisis nicht aufzuhalten, obwohl er für seinen Teil durch die Bezahlung der Baumwolle mit Papier und durch deren Verkäufe für bares Geld noch zuletzt ein paar Millionen Dollars gewann. Die Regierung der Union ergriff überdem nun einschneidende Maßregeln gegen die Notenwirtschaft, indem sie das Gesetz durchbrachte, wonach die Banken, die ihre Barzahlungen binnen drei Monaten nicht wieder aufnehmen könnten, liquidieren mußten. Unter dem Schlag taumelte die Vereinigte Staaten-Bank, die Noten in Übermaß ausgegeben hatte. Dieselben stürzten bis auf 61, dann noch tiefer; im Jahre 1841 liquidierte auch diese Bank und damit hatte ihr langer, großer Schwindel ein Ende. Eine Bankreform griff fortan Platz, die Zettelausgaben ohne hinterlegten Wert unmöglich machen sollte*).

Das erste praktische Dampfschiff war, wie bereits erzählt (s. S. 48) eine Erfindung des Amerikaners Fulton, und die ersten, auch ozeanischen Dampfschiffahrten unternahmen die Amerikaner. Sie würdigten vollauf dies neue Verkehrsmittel für Belebung ihres Küsten- und Binnenhandels und zu Gunsten der Besiedelung des Hinterlandes. Der Bau von Dampfschiffen und deren Verwendung auf den Flüssen, Seen und Kanälen wurde daher auch bei ihnen eine der ersten Unternehmungen, in der sie ihrem industriösen Spekulationssinn Rechnung trugen.

Die wiederholten Versuche mit ozeanischen Fahrten in den dreißiger Jahren regten in Samuel Cunard den Gedanken an, eine regelmäßige Dampfschiffahrt-Verbindung zwischen Amerika und England herzustellen, und zwar mit großen, für die europäischen Auswanderer geeigneten Schiffen. Cunard war ein Engländer, seine Heimat Neu-Schottland, wo er in der Haupt- und Hafenstadt Halifax im Jahre 1787 geboren war, und insofern gehörte er der amerikanischen Welt an. Bereits 1838 begab er sich nach England, um sich dann mit dem angesehenen Schiffbauer Robert Napier in Glasgow über den Bau von vier solchen Dampfern zu

*) Max Wirth, Geschichte der Handelskrisen. 4. Aufl. 1890. S. 153 fg.

verständigen. Für die Geldmittel dazu suchte und fand er die Genossenschaft einiger Landsleute. Unterstützt wurde sein Projekt sogleich durch die Übergabe der Postsendungen nach Amerika seitens des britischen Amts gegen eine Zahlung von jährlich 60000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1840 dampfte das erste dieser Schiffe, die „Britannia", nach Boston hinüber und brauchte dazu nur 14 Tage. Es wurde bei seiner Ankunft mit stürmischem Jubel seitens der Bevölkerung begrüßt, denn in der That war nun eine neue Ära der Beziehungen Amerikas mit Europa eröffnet. Bald hatte Cunard für seine „Linie" über den Ozean hin und her eine Flotte geschaffen; 1852 zählte diese schon dreizehn Dampfer, einer der letztgebauten immer größer als der andere und in so vollkommener Herstellung, daß sie als Muster ihrer Art galten. Auch ereignete sich bei keiner ihrer Fahrten, die mehr und mehr beschleunigt werden konnten, ein Unfall. Sie haben ihren guten Ruf bis in die neueste Zeit bewährt; die Besitzer wurden außerordentlich reich, Cunard selbst erhielt 1859 den Baronettitel von der Königin Viktoria.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Unternehmen zur Nachahmung reizte. Eine der ersten darunter war auf eine direkte Verbindung Nordamerikas mit Deutschland gerichtet, New-Yorks und Hamburgs, und das Werk eines Deutschen, der merkwürdigerweise in deutscher Schreibart denselben Namen wie der englische Vorgänger trug: Georg E. Kunhardt, ein geborener Hamburger, der 1840 mit zwanzig Jahren nach New-York gekommen war. Bald danach ging er an die Verwirklichung seines Planes, und im Jahre 1847 wurde die „Hamburgisch-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft" gegründet. Sie wurde für die deutsche Auswanderung nach der Union von großer Bedeutung. Kunhardt wurde hamburgischer und auch lübeckischer Konsul in New-York, starb aber schon 1860 auf einer Reise nach seiner Vaterstadt*).

Das Dampfschiff sollte in Nordamerika auch eine Quelle eines privaten Reichtums erschließen, dessen Größe die Welt in

*) Eickhoff, In der Neuen Heimat, Anh. S. 137.

Erstaunen setzte und aus der Familie Vanderbilt eine den Astors ebenbürtige Krösusdynastie machte. Cornelius Vanderbilt war ihr Begründer und am 27. Mai 1794 auf Staten Island im Staate New-York geboren, wo seine ursprünglich holländische Familie seit achtzig Jahren schon ihre Heimat hatte. Sein Vater war Farmer und hatte neun Kinder zu ernähren. Cornelius wurde Schiffer auf dem Hudson, an dem die väterliche Farm lag und fuhr mit dem auf ihr gewonnenen Gemüse nach New-York, um es da auf den Markt zu bringen. Während des Krieges mit England versorgte er die sechs Forts von New-York mit Nahrungsmitteln und kam dadurch zu einem Vermögen, das ihm höchst bedeutend erschien. Er besaß 9000 Dollars und außerdem einige Segelschaluppen, mit denen er seinen lohnenden Küstenhandel trieb.

Die Fultonschen Dampfschiffe hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Da eine Konkurrenz derselben entstanden war, trat Vanderbilt mit ihr in Verbindung und wurde Direktor der Linie New-York—Philadelphia. In amerikanischer Art überbot eine Unternehmung die andere, um den Sieg über die Rivalin davonzutragen, und in diesem Wettkampf zeigte Vanderbilt seine Energie und Rücksichtslosigkeit. Seitdem nannte man ihn nur den Kommodore. Sein Vermögen mehrte sich; er ließ sich eigene Dampfer erbauen und eröffnete mit ihnen neue Verkehrslinien. Schnell schuf er sich den Anfang einer Flotte solcher Art mit elf Schiffen, deren Zahl er im Glück seines Unternehmens von Jahr zu Jahr vergrößerte. Im Jahre 1846 ließ er sich dauernd in New-York nieder und wurde in die Bürgerliste der Stadt eingetragen als Mann eines Vermögens von 750000 Dollars, was damals schon für sehr respektabel galt, da es in New-York nur erst sechzehn Menschen gab, deren Vermögen auf über eine Million Dollars geschätzt war: Leute, wie Brandegee, Browne, Barclay, Grower, Legett.

Inzwischen waren seit der Mitte der dreißiger Jahre die Eisenbahnen in Nordamerika aufgekommen und sogleich der Gegenstand von Spekulationen geworden. Im Jahre 1836 erteilte

der Staat New-York nicht weniger als sechzig Konzessionen für Eisenbahnlinien. Nun ging es in Überhast an den Bau derselben, an ihren Betrieb, nach allen Richtungen, gleich ins große, ins massenhafte. Dadurch, sowie mit der Einrichtung der regelmäßigen Dampfschiff-Verbindung zwischen Europa und Amerika wurde nicht nur der Personenverkehr sehr erleichtert und gesteigert, sondern die Ansiedlungsbewegung nahm auch neue Richtungen. Die Eisenbahnen wurden bis in den fernen Westen die neuen Vermittler von Ansiedlungen. Das den Direktorien meist von den Staaten geschenkte Land zu beiden Seiten ihrer Linien wurde den Kolonisten billig angeboten, und es entstanden blitzschnell mitten in Wildnissen Städte und Dörfer, die ehrgeizig auf Städtebedeutung ausgingen. Der Wettbetrieb der Bahnen zeigte sich sogleich auch im Herabdrücken der Frachtsätze und in einer unheilvollen ununterbrochenen gegenseitigen Bekämpfung auf finanziellem Gebiete. Der Aktienschwindel in Eisenbahnen wurde enorm und rief ein paarmal die schwersten Geldkrisen des Landes auf. Durch Ankauf entwerteter Aktien kam dann der gesamte Eisenbahnbesitz in wenige Hände und diese Manöver ließen Millionäre wie Pilze emporschießen.

Auch der Kommodore beteiligte sich in seiner rastlosen Unternehmungslust an diesen Kämpfen und ging als einer der Sieger hervor. Im Jahre 1857, dem Jahr der großen Eisenbahnkrisis, war Vanderbilt schon ein Eisenbahnkönig und verfügte außerdem über eine Flotte von hundert Dampfern. Er leitete derart einen großen Teil des ganzen Verkehrs auf nordamerikanischem Gebiet. Es machte ihn überreich, seine Einkünfte waren fürstlich.

Im Sezessionskriege spielte er als Kommodore eines seiner Dampfer, der „Vanderbilt“ hieß und der größte und schnellste in seiner Flotte war, eine große Rolle. Der furchtbare Panzerdampfer „Merrimac“, der den Südstaatlern gehörte und als der erste seiner Art alle Schiffe der Unionisten niederrannte und Schrecken an der Küste verbreitete, wurde vom neu erbauten „Monitor“ der Republikaner im Jamesfluß zwar festgehalten; doch war es der „Vanderbilt“ unter des Kommodores Führung,

der ihn dann in seinem Schlupfhafen zur Ergebung zwang. Die Regierung bot ihm Geld für sein Schiff; er wies es schroff mit der Bemerkung ab: „Ich bin nicht ein Mann, der auf das Unglück seines Landes spekuliert.“ Nun betrachtete die Regierung das sieggekrönte Schiff als das ihrige, und nach dem Frieden votierte der Kongreß dafür seinen Dank an Cornelius Vanderbilt. Als die Abordnung ihm denselben abstattete, brummte er unwillig, daß er sein Schiff wohl hergeliehen, aber die Regierung kein Recht habe, es als ihr Eigentum anzusehen. Dann setzte er rauh, wie seine Weise war, hinzu: „Geht zum Teufel und behaltet es. Mir liegt nichts daran und ich habe genug andere Schiffe“*).

Im Alter von siebzig Jahren verkaufte er seine ganze Flotte und behielt nur noch seine drei großen Eisenbahnen. Seine Erfolge bildeten ihm eine hohe Genugthuung. Sein Stolz darauf äußerte sich einmal in folgendem Ausspruch:

„Nach der Zahl meiner Lebensjahre habe ich durchschnittlich eine Million Dollars jährlich verdient; aber was mir am meisten gefällt, ist, daß ich dadurch in jedem Jahre so viel meine Mitbürger verdienen ließ.“

Als er 1877 hochbetagt in New-York starb, konnte man ihn trotz Astor den reichsten Mann in der Welt nennen. Außer den Millionen, die er für gemeinnützige Stiftungen vermachte, darunter für die Vanderbilt-Universität in Nashville (Tennessee) und für eine Kirche in New-York, hinterließ er an hundert Millionen Dollars seinem Sohn William.

Derselbe war der älteste von dreizehn Geschwistern und bis zum hohen Alter seines Vaters nicht in dessen Gunst. In seiner kurzen, rauhen Art waren alle Kinder vom Kommodore behandelt und von dessen Glück nicht verwöhnt worden. William mußte sich, zumal er gegen den Willen des Vaters seine Frau genommen, auf eigene Hand ernähren, bewirtschaftete eine bescheidene Farm auf Staten Island und war schon sechsundfünfzig Jahre alt,

*) Croffut, The Vanderbilts, 1 Bd., S. 60.

auch wohlhabend, als er das Riesenvermögen seines Vaters erbte. Im Sinne desselben verwaltete er es getreulich, und es mehrte sich von Jahr zu Jahr. William war „zivilisierter“, als es sein Vater in seiner Hinterwäldlernatur gewesen, seiner auch geartet. Er schuf sich einen Palast in der fünften Avenue von New-York, den er mit kostbaren Gemälden und anderen Kunstwerken schmückte. Er wurde ein Mäcen. Aber er war kränklich, betrachtete seinen Reichtum als eine Last, und einen, der nur eine halbe Million sein eigen nenne und sie auch genieße, mit Neid. Er starb schon 1885 und zwar als zweihundertfacher Millionär. Hundert Millionen schenkte er in Vermächtnissen aller Art; jeder seiner beiden Söhne, Cornelius und William, erhielt nur eine halbe Million Dollars, um damit sich glücklich zu fühlen. Aber sie erbten auch die Eisenbahnen und damit eine unversiegliche Quelle neuen Reichtums. New-York trauerte aufrichtig um William Vanderbilt, der wie sein Vater in der höchsten Achtung seiner Mitbürger gestanden.

Eine der gewaltigsten Einwirkungen auf die nordamerikanischen Unternehmungen und Spekulationen, auf die Märkte der ganzen Welt und die europäische Auswanderung nach den Vereinigten Staaten übten die neuen Goldfunde in Kalifornien aus. Seit 1848 strömten die Massen von Abenteurern und Einwanderern dahin. Alle diese Schätze, die zuerst zu Tage gefördert wurden, gehörten einem Schweizer, Johann August Sutter, der 1803 in Basel geboren war. Aus der Kadettenschule in Thun war er in die schweizer Armee getreten und da Leutnant geworden. Als solcher trat er in die Schweizergarde Karls X., bis die Juli-Revolution diesen König um seinen Thron und die Garden um ihre Stellung brachte. Sutter ging nun nach Amerika. In Santa Fé, Neu-Mexiko, wo noch die indianischen Eingeborenen hausten, gründete er sich ein Handelsgeschäft, mit dem er sich ein Vermögen erwarb. Dann ließ er sich in Kalifornien nieder, in Montreal.

Dies Land war so gut wie herrenlos damals; die mexikanische Regierung hatte es nur dem Namen nach in Besitz, und die In-

dianer durchstreiften es als Nomaden. Sutter begann ein Trapperleben und führte manchmal mit seinen Leuten, die er an sich gezogen hatte, auch Krieg gegen die räuberischen Rothäute. Sie fürchteten ihn bald als ihren Feind. Dies war die Veranlassung für die mexikanische Regierung, ihn zum Indianer-Kommissär und und Untergouverneur in Kalifornien zu ernennen und statt eines Geldgehaltes ihm ein weites Landgebiet als Eigentum zu überlassen. Es war elf Quadratleguas groß und lag am Zusammenfluß des Sacramento mit dem Americanosfluß, wo später die Goldgräber- und Goldbankenstadt Sacramento sich erheben sollte.

Die Niederlassung, die Sutter da zuerst gründete, nannte er zu Ehren seines Heimatlandes Neue Helvetia. Sie wurde der Mittelpunkt von Ansiedlern aus der Schweiz, die ihr Besitzer zur Einwanderung in sein paradiesisch schönes Reich bewogen hatte. An Goldsuchen dachte man da noch nicht. In Erkenntlichkeit für seine Verdienste um die Ordnung in seinem Gebiete und dessen Kolonisierung schenkte die mexikanische Regierung Sutter nochmals 22 Leguas Land und ernannte ihn zum Statthalter in den nördlichen Grenzmarken Kaliforniens. Der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten veranlaßte ihn aber, sich auf seiten der letzteren zu stellen und ein Scharfschützenkorps auszurüsten, das er selber befehligte. Die Union siegte und nahm als Preis Kalifornien. Sutter wurde daselbst als Militärkommandant und Indianeragent bestätigt, auch zum Kapitän ernannt. Er besaß Macht wie ein König und 150000 Morgen Landes, auf denen zahllose Viehherden weideten, Hunderte von Indianern seine Äcker bearbeiteten oder seine Pferde und Büffel hüteten. Er legte gute Straßen an, Mühlen an den Flüssen, beschaffte sich Schiffe und Flöße, sah unter seiner Mitwirkung Dörfer, kleine Festungen, aufblühende Städte auf seinem Gebiet erstehen, und konnte einer der Reichsten unter den Grundbesitzern des nordamerikanischen Westens genannt werden.

Es war im Februar 1848, als Sutter den Wassergang einer an einem Zuflusse des Sacramento gelegenen Sägemühle erweitern lassen wollte. Der Mühlenbauer Marschall sollte es besorgen.

Man ließ, um sich die Mühe des Ausgrabens zu ersparen, durch aufgestaute Wassermassen das Erdreich wegspülen, gelbes Land, wie es ringsum am Sacramentofluß und fast überall auf dem Sutterlande vorhanden war. Die Überraschung war groß, als man in dem abschwimmenden Erdreich funkelndes Erz fand und es als Gold erkannte. Mit ein paar Griffen in den Schlamm sah Sutter an hundert Dollars Goldeswert in seiner Hand. Er grub und schlammte die Erde hier und dort — überall Gold darin. In drei Tagen fand er es mühelos, dreihundert Dollars wohl wert. Kein Zweifel also, daß ungeheure Schätze in dem Boden lagen, der ihm gehörte.

Sutter befahl seinen Leuten Schweigen in gerechter Furcht vor Räubern seines Gutes. Aber das Schweigen, das hier wahrhaft Gold bedeutete, ließ sich nicht gebieten. Wie durch Zaubermacht ging das Geheimnis um: Gold im Sacramentolande! Und von allen Seiten stürmte Abenteurervolk bald in dieses Dorado. Der Goldruf drang immer weiter, auch übers Meer nach Europa. Tausende folgten ihm in wilder Gier nach Goldfunden. Ein Rausch erfüllte die Welt beim Namen Kalifornien, wie er einst die Spanier bei dem von Peru erfaßt hatte. Und wie andere Konquistadoren, so stürmten Goldgräber mit Hacke und Spaten nach dem Sacramento, die Räuber, die Sutter gefürchtet.

An eine Abwehr mit Gewalt war bei ihrer Übermacht nicht zu denken, mittels des guten Rechts noch weniger. Mit cynischer Unverschämtheit setzten sich die Einwanderer, Auswurf der Menschheit zum Teil, im Sutterlande fest und spielten da die Eroberer. Sie nahmen die Frucht des Feldes, das Vieh, die Häuser der Kolonie. Fünf Metzger lösten einmal jeder 60000 Dollars aus gestohlenem Vieh. Kein Jahr, und Sutter war ausgeplündert, von den Squattern seines Landes beraubt. Sie gruben das Gold in Menge daraus für sich. Alle hatten einen Kaufschein von einer Bank, der ihnen Eigentumsrecht auf das Land des Kapitäns in Kalifornien zusprach und auf dem sie bestanden. Vergebens rief Sutter die Gerichte zu Hilfe. In unzähligen Prozessen fraßen

Gerichtskosten und Advokatenrechnungen alle Einnahmen auf, die zu erzielen er noch ermöglichte. Zwei Tribunale von Kalifornien beschäftigten seine Prozesse und beide sprachen ihm das Eigentumsrecht des überfallenen Landes zu. Doch darum gingen die Squatter nicht; sie plünderten weiter und schleppten das Gold fort. Das Bundesgericht schließlich bestätigte nur die Schenkung der ersten elf Leguas an Sutter, nicht aber die spätere der 22 anderen an ihn, weil die Urkunde darüber Formfehler hatte. Die enormen Prozeßkosten zwangen Sutter, den Rest seiner Habe dafür hinzugeben, und der Mann, der die Schätze eines meilenweiten Goldbezirks am Sacramento besessen, ging arm wie Hiob aus dem Lande.

Er ließ sich mit seiner Familie in Litiz, einem pennsylvanischen Landstädtchen nieder. Siebzehn Jahre lang wohnte er dort und machte während dieser Zeit immer wieder seine Rechte beim Kongreß geltend. Der Staat Kalifornien hatte ihm wenigstens zur Entschädigung eine Pension von 3000 Dollars ausgesetzt; er verlor sie, als der Kongreß ihm 1200 Dollars jährlich zusprach, dann auch noch 50000 Dollars Entschädigung bewilligte. Am 18. Juni 1880 starb der Kapitän Sutter. Die „Basler Nachrichten" veröffentlichten u. a. seine interessante Lebensgeschichte.

Auf seinem Gebiete wurde die Ausbeute an Gold im Jahre 1848, bis zum Monat September, auf 600000 Dollars geschätzt; der Engländer Murchison nahm den Gewinn des ganzen ersten Jahres an Gold auf anderthalb Millionen Pfund Sterling an. Mancher Goldgräber kam bis auf vierzig Unzen an einem Tage. Die Ausbeute des Jahres 1850 veranschlagte man auf 15 Millionen Pfd. Sterl. Das Gold war von bedeutender Reinheit, über 21 Karat Feingehalt, und es ist bekannt, welche eingreifende Bedeutung die Entdeckung dieser Schätze auf den Weltgeldmärkten längere Zeit gehabt hat.

Die Spekulation auf Gewinn und Reichtum ist eine der hervorstechenden Eigenschaften des Amerikanismus von jeher gewesen. Sobald es, sei es in Land, in Häusergrundstücken, in

Verkehrseröffnungen durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, in Bankpapieren, Gelegenheit dazu, wurde sie auf spekulative Weise ausgebeutet und förmlich kriegsmäßig dabei Geschick, Energie, Rücksichtslosigkeit und Leidenschaft aufgeboten. Mehr berüchtigt als berühmt hat sich auf diesem Gebiet das Finanzgenie von Jay Gould erwiesen, indem es ihm zu den kolossalsten Erfolgen verhalf. In der Geschichte des modernen Reichtums spielt die des seinigen eine Rolle, die mehr als einmal die amerikanische Finanzwelt in schwere Mitleidenschaft zog, eine Masse von Vermögen erschütterte und stürzte, ja bis nach den europäischen Börsen verhängnisvoll wirkte.

Jay Gould ist der Sohn eines kleinen Farmers von Roxbury im Staate New-York. Mit zwölf Jahren ging er aus, um sich selbständig eine Existenz zu schaffen. Es gelang ihm, in ein Holzgeschäft zu kommen und in etlichen Jahren Eigentümer desselben zu werden. Er machte sich dann zu einem Ingenieur und beteiligte sich an Angeboten bei Ausschreiben für öffentliche Arbeiten. So kam er dazu, eine Lohgerberei zu errichten und gar eine Stadt zu gründen, die auch seinen Namen erhielt: „Gouldsborough". Alles bis zum 25. Lebensjahre. Hunderttausend Dollars hatte er sich bis dahin schon erspart. Von 1859 an wandte er sich der Eisenbahnspekulation zu und war einer der glücklichsten, aber auch verwegensten darin. Die Art, wie er sich der Eriebahn bemächtigte, überbot an Rücksichtslosigkeit alles in Spekulation Dagewesene. Als Präsident dieser Bahngesellschaft erhöhte er von 1868 bis 1872 das Aktienkapital derselben bis 78 Millionen Dollars, indem er mit seinen Genossen dabei die unsauberen Elemente der Börse zu seinen Gunsten zu verwenden wußte. Die Richter wurden in dem Prozeß deswegen erkauft. Endlich wurde seiner Wirtschaft gewaltsam ein Ende gemacht, er als Präsident abgesetzt und durch Vanderbilts Energie sogar gezwungen, neun Millionen Dollars von seinem Schwindelgewinn in Eriebahnaktien herauszugeben.

Inzwischen bereitete Gould aber einen anderen und noch viel

furchtbareren Schlag auf die Börse vor. Er hatte eine Clique in Goldspekulation gebildet. Mit ihr trieb er das Agio in die Höhe und hatte das Gold vorher zu Millionen auf Millionen aufgekauft, um es nach den Kursen, die zu machen er in der Hand hatte, loszuschlagen. In der Mitte des September 1869 verfügte die Clique über mehr Gold, als in New-York außerhalb des Schatzamtes vorhanden war. Das Agio stand auf 41. Die Regierung ließ sich nun bestimmen, durch Hergabe des Goldes in ihrem Schatz das Agio wieder herabzudrücken, um die bedrohten Geschäfte zu retten, und Goulds Spekulation zu schanden zu machen. Dieser jedoch, wohl unterrichtet, kam ihr um ein paar Tage zuvor. Er trieb das Agio auf 44 und machte darin Abschlüsse für tausend Millionen Mark. Alles hing von Gould ab an der Börse von New-York, alle Bankgeschäfte waren durch die Höhe des Agio gelähmt. Das Gold strömte aber deshalb von allen Seiten nach New-York, wo es die Clique übernahm; mittels des Telegraphen überwies man es aus den Banken Englands und Frankreichs. Sein Kurs stieg in zwei Tagen weiter um zwanzig Prozent. Die Aufregung derjenigen, die in New-York Wechsel zu kaufen und zu zahlen hatten, wurde ungeheuerlich. Plakate forderten den Kopf desjenigen, der den Staat so in Gefahr setzte. Es war Jay Gould. Man drohte, ihn zu hängen. Sein Hauptagent durfte sich auf der Börse nicht sehen lassen, sein Genosse in den Geschäften wurde auf der Straße erschossen. Er selbst hielt sich im Grand Opera House, verbarrikadiert wie in einer Burg, behütet da von seinen Polizisten, und gab durch den Telegraphen mit der Ruhe und Umsicht eines Feldherrn seine Befehle für Abschlüsse und Verkäufe zu Millionen. Das Agio war bis auf 65 getrieben, als endlich die Regierung bekannt geben ließ, daß sie ihre Goldkeller öffne und damit der Kurs schnell niederging.

Dieser als „Unglücksfreitag", der 23. September 1869, denkwürdig für New-York gebliebene Tag ruinierte Tausende von Personen; 27 erste Banken mußten ihre Zahlungen vertagen oder sich bankerott erklären. Erst als Vanderbilt auch hier als Retter

in der Not erschien, traten wieder einigermaßen geregelte Verhältnisse ein. Jay Gould aber hatte sich unmäßig bereichert*).

Von den vielen anderen Operationen desselben sei hier noch eine von 1871 erwähnt. Die Aktien der Hamibal- und St. Joseph-Eisenbahn-Gesellschaft standen 120. Gould bemächtigte sich der Direktion, setzte seine Kreaturen als Beamte ein, und ein Fallen der Kurse erfolgte deshalb bis auf 35. Wie bei der Eriebahn vergrößerte er nun das Aktienkapital, um 5 Millionen Dollars diesmal, und übervorteilte damit die Aktionäre auf die gewissenloseste Weise. Aber der Staat mit seiner Gerechtigkeit stand gebückt vor dem großen Sünder, den Hut in der Hand. Aus allem finanziellen Unheil der anderen zog Goulk Millionen, auch im großen Krach von 1873. Er wurde der größte Eisenbahnkönig, der an 12000 englische Meilen Bahnlinien beherrschte und war allmächtig an der Börse von New-York, wie wohl man ihn da haßte und fürchtete, auch persönlich verachtete. Er starb 1892.

Im Jahre 1859 erbohrte Drake bei Titusville in Pennsylvanien eine sehr reiche Quelle Steinöls oder Petroleums, dessen Ersatz für Rüböl sich sogleich als praktisch und ungemein gewinnbringend erwies. Das Suchen nach Petroleum wurde daher um so mehr eine Spekulation in Nordamerika, als es sich auf einem großen Gebiete südwestlich vom Eriesee am Abhang des Alleghanygebirgs bis zum Ohio hin erfolgreich erwies. Aktiengesellschaften bildeten sich, die Banken kauften Ländereien für Bohrversuche. Quelle auf Quelle wurde erschlossen, in ungeheurer Menge entströmte das Öl der Erde. Man sammelte es in Bassins, errichtete große Anlagen mit Maschinen zur Reinigung und Fortleitung in Röhren bis zu Eisenbahn- oder Dampfschiff-Stationen, und sandte es von da in alle Welt. Die Destillation ergab 15 Prozent leichte Öle, 55 Prozent Lampenöl, 20 Prozent Schmieröl und Paraffinöl, als Rückstand noch eine teerige Masse,

*) Harpers Weekly, 4. Oktober 1873 (New-York). Max Wirth, Gesch. der Handelskrisen, 4. Aufl., S. 442 fg.

die vortreffliches Leuchtgas lieferte. Als Lampenöl zumal gelangte es schnell überall in Aufnahme und wurde ein ergiebiges und spekulationsfähiges Welthandelsprodukt. Erhielten die großen Petroleumwerke doch aus einer erschlossenen Quelle jährlich im Durchschnitt drei- bis viertausend Hektoliter während der ersten drei Jahre, wonach allerdings der Ertrag mehr und mehr nachließ, aber oft durch neue Quellbohrungen in der Nähe immer wieder ergänzt und noch vermehrt wurde.

Eins der größten Bohr- und Raffinierwerke dieser Art wurde die Standard-Oil-Company, deren Präsident und Generaldirektor John D. Rockafeller in der Stadt Cleveland ist. In dieser Stellung gelangte er zu einem Reichtum, der nur wenig seines gleichen hatte und weit über die hundert Millionen stieg. War seine Einnahme doch jährlich auf neun Millionen Dollars geschätzt. Bei solchen Mitteln trat er auch mit großartigen Stiftungen hervor. Zur Begründung der neuen Universität von Chicago, welche die erste Hochschule der Neuen Welt werden sollte, steuerte er eine Summe von 10 Millionen Dollars bei und erklärte sich hierbei durch die von ihm geleitete Petroleumgesellschaft für ermächtigt, zur weiteren Ausstattung des Instituts und der damit zu verbindenden wissenschaftlichen Anstalten noch 10 Millionen zur Verfügung zu stellen. In Washington wollten nach Berichten im August 1891 die Baptisten eine Universität gründen, die zwanzig Millionen Pfd. Sterl. erheischen sollte. Rockafeller zeichnete hierfür ebenfalls eine bedeutende Summe, anderer solcher Stiftungen hier nicht zu gedenken.

Bei so großer Gunst der natürlichen Verhältnisse und der jugendkräftigen, wagnislustigen Rührigkeit des Yankeetums und der in ihm aufgehenden Einwandererelemente konnte es nicht ausbleiben, daß auch nach den Vorarbeiten für Kultur und Verkehr in der sich stärker bevölkernden Union die technischen Gewerbe zu größeren Unternehmungen im Stil der europäischen aufriefen. Zunächst, wie auch in Europa, in der Textilindustrie. Die erste Baumwollspinnerei wurde 1787 in Beverly errichtet und

Samuel Slater, ein englischer Mechaniker, wandte das Arkwrightsystem in der Spinnerei, so gut er sich der Spinnstühle desselben erinnern konnte, an. Der Baumwollgin und das Fabriksystem gaben dieser Industrie rasch eine große Ausdehnung und dann mit Verwendung der Dampfkraft, geleitet durch den amerikanischen Erfindungsgeist in der Mechanik, eine sich veredelnde Produktion.

Bis 1840 waren Baumwollwaren-Fabriken in Massachusetts, Neu-Hampshire und den neuenglischen wie in den mittleren Staaten über tausend errichtet worden, die für 61 Millionen Dollars Waren lieferten. Wollenfabriken gab es um diese Zeit, die meisten in Pennsylvannien und Neuengland, etwa 1500, die Fabrikwaren für 43 Millionen Dollars im Wert herstellten. Das Zentrum der Fabrikindustrie des ganzen Landes wurde aber New-York, dann kamen Philadelphia und St. Louis. Im Jahre 1875 giebt ein statistischer Bericht die Zahl der Spinnereien in Massachusetts auf 206 an mit 3775000 Spindeln, in Rhode Island auf 129 mit 1438000, in New-Hampshire auf 36 mit 815000, in New-York auf 60 mit 615000 Spindeln an. Der Wert der fabrizierten Baumwollenwaren betrug 1850: 65 Millionen, 1860: 115 Millionen, 1870: 177 Millionen, und er stieg dementsprechend weiter.

Bis 1803 war „Fall River“ ein kleines Dorf an der Grenze von Massachusetts und Rhode Island; bis 1830 trieb man da nur die Landwirtschaft und Fischerei. Die Bevölkerung war 1840 erst 6700 Köpfe stark und stieg bis 1865 auf 17400. Zuerst gab es dort fünfzehn Spinnereien, 1875 aber waren es 38, und sie beschäftigten 11514 Arbeiter und Arbeiterinnen. Zehn Prozent des Wertes aller Baumwollenwaren wurden in Fall River hergestellt. Es gab keine zweite Stadt in den Vereinigten Staaten, die so viel Baumwolle verbrauchte*).

Große Baumwollspinnereien wurden die „Harmony Mills“ in Cohoes bei Albany, die „Pacific Mills“ in Lawrence, Massa-

*) A. Göldy, Ausstellungsbericht aus Philadelphia 1876, S. 22.

chusetts, mit einem Grundkapital von 2500000 Dollars; ebenso und mit gleichem Grundkapital stieg die „Merrimack Manufacturing Co." in Lawell, Massachusetts, die 1823 gegründet wurde; ferner die Teppichfabrik daselbst, die seit 1828 bestand, 2 Millionen Grundkapital hatte und 1450 Arbeiter beschäftigte*).

Die Eisenindustrie stellte sich auch bald im großen ein, und gerade hierin suchte der Amerikanismus sich in alles übertreffenden, seine Kraftgenialität beweisenden Leistungen zu bethätigen. Die Eisenbahnen gaben ihm Gelegenheit dazu; der Bau der eisernen Hängebrücke über den Niagara war ein Wunder seiner Zeit, dem ähnliche Wunder folgten. Zuerst war es Pennsylvanien, wo die Eisenwerke am üppigsten gediehen; da gab es um 1850 allein 180 dergleichen unter 370, die überhaupt in den Unionsstaaten für Herstellung von Roheisen bestanden. Dann entstanden die großen Maschinenfabriken in Pittsburg und Cincinnati.

Andrew Carnegie kam als mittelloser Knabe aus Schottland nach Nordamerika. Er wurde durch seine Arbeit als Ingenieur so wohlhabend, daß er das Eisen- und Stahlwerk in Homestead bei Pittsburg erwerben konnte, und hob es, in neuester Zeit unter der Gunst der Schutzzölle, als „the Carnegie-Steel-Company" zur ersten Montanindustrie der Welt. Es braucht jährlich an Eisen und Stahl viermal mehr als Essen (Krupp) und 40000 Arbeiter waren da beschäftigt. Das Aktienkapital betrug 25 Millionen Dollars; Carnegie selbst hatte jährlich sieben Millionen Dollars Einkommen. Er liebte es, als Philanthrop und Arbeiterfreund schriftstellerisch und radikal agitatorisch aufzutreten, zumal in schottischen Zeitschriften. Seine Eisenwerke wurden aber mit vollständigen Festungswerken umgeben, und er hielt sich auch eine starke Privatpolizei für den Notfall, Schutz gegen unruhige Elemente in seinem Arbeiterheere suchen zu müssen. Im Juli 1892 kam wirklich ein solcher Fall ernster Art vor, als einem

*) Über den Aufschwung der Baumwollindustrie s. Gülich, Gesch. des Handels, der Gewerbe u. des Ackerbaues. V, S. 334 fg.

Teil der Arbeiter 30 Prozent Lohnminderung angekündigt wurde. Eine förmliche Revolution brach auf Homestead aus; die dagegen aufrückenden vierzig Polizisten Carnegies, „Pintlertonen" genannt, wurden von den Arbeitern besiegt und gefangen gesetzt, so daß gegen ihre Macht 8000 Mann Bundestruppen aufgeboten werden mußten und der Bezirk in Belagerungszustand erklärt ward. Merkwürdigerweise stand gerade um diese Zeit in der Zeitschrift „Nineteenth Century" ein Aufsatz von Carnegie, in dem es hieß, daß reich zu sterben eine Schande sei und man erworbene Millionen schon bei Lebzeiten zu guten Zwecken verteilen solle.

Früher noch als in Europa erprobten die Amerikaner ihren praktischen, nüchternen Scharfsinn auf dem Gebiet der Präzisionsmechanik zur Einführung einer genauen Massenfabrikation an Stelle der langsamen Handarbeit. Einen Beweis mit glänzendem Erfolg gab der Erfinder des Revolvers, Samuel Colt, der Sohn eines Kaufmanns zu Hartford im Staate Connecticut, wo er am 19. Juli 1814 geboren wurde. Er entwich vierzehnjährig dem Elternhause und führte ein bewegtes Leben längere Zeit. Dann studierte er Chemie und hielt Vorlesungen mit Experimenten, die ihm viel Geld einbrachten. Zugleich beschäftigte er sich mit Verbesserung der Feuerwaffen und nahm Patente darauf. Mit Hilfe von New-Yorker Kapitalisten legte er auch zu Paterson in New-Jersey eine Fabrik seiner neuerfundenen Revolver an, die aber 1842 nach etlichen Jahren Bestand wieder einging. Erst 1847 durch den mexikanischen Krieg kam der Revolver zu seiner Anerkennung. Colt lieferte der Unionsregierung damals für 28000 Dollars Revolver und verfertigte sie in Whiteneyille in Connecticut. Nun sich die Aufträge mehrten, legte er eine Waffenfabrik in Hartford, seiner Vaterstadt, an und bald gestaltete sie sich unter seinem wachsenden Geschäft großartig. Er konnte täglich tausend Revolver oder Musketen herstellen, doppelt so viel, als in den Waffenfabriken zu Springfield und Harpers Ferry, welche der amerikanischen Regierung gehörten. Im Jahre 1862, infolge des Bürgerkrieges, fertigte die Coltsche Fabrik 120000

Gewehre und Revolver unter eigens dafür erfundenen Präzisionsmaschinen, die auch England und Rußland bezogen. Der Wert der Coltschen Armory-Anlagen wurde bei seinem schon 1862 erfolgten Tode auf anderthalb Millionen Dollars geschätzt. Für die Arbeiter daselbst wurden gute Wohnungen erbaut, eine Unterhaltungs- und Konzerthalle, und eine Bibliothek angelegt. Colt erfand außerdem noch die „unterseeische Batterie", Vorgängerin des Torpedobootes, und legte schon 1843 ein unterseeisches Kabel von Coney Island und Fire Island nach New-York, dessen Hülle aus Baumwollgarn, Asphalt und Bienenwachs bestand, da Guttapercha damals noch nicht gekannt war*).

Auch eines erfinderischen Physikers wie Edison ist hier zu gedenken, der nach Abzug ihm zugeschriebener Ungeheuerlichkeiten in genialen Erfindungen Quellen des Reichtums zum Vorteil der Zivilisation auf dem Felde der Telegraphie und Elektrizität erschloß. Seit 1881 ist er Besitzer der „Peters Manufacturing Comp." in East Newark.

Die Bedeutung der amerikanischen Arbeit, eigenartig zum Teil unter dem Begriff des Amerikanismus, ist für Europa und die Kultursteigerung in der Welt eine immer größere und energischere geworden, seitdem sie die neuen Mittel der Kultur in Gebrauch genommen hat. Die Jugend der Nation legte ihr die Notwendigkeit der Überwindung materieller Schwierigkeiten auf, die ihre praktischen Talente anreizte, wogegen die Neigung zu abstrakten Beschäftigungen nicht oder noch nicht aufkam. „Die natürlichen Hilfsquellen der Vereinigten Staaten," sagt ein intelligenter Amerikaner, der in Deutschland studiert hat**), „ihre günstigen Verkehrs- und Handelsbeziehungen, sowie ihre Isolierung von feindseliger Rivalität eifersüchtiger Nachbarn bewirkten die Herstellung eines unvergleichlichen Wohlergehens, das die Amerikaner in naiver Selbstüberschätzung ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit zuschrieben."

*) Rudolph Doehn in der „Gartenlaube", 1866. No. 25, S. 400.

**) Furber, Geschichte und kritische Studie zur Entwickelung der ökonomischen Theorien in Amerika, 1892.

Auf solchem jungfräulichen Kulturboden, unter solchen daraus üppig emporschießenden Verhältnissen konnte die Menge der reichen Selfmademen und der Millionäre mit bisher in Höhe ungekanntem Vermögen in der bürgerlichen Gesellschaft durch Arbeit und Unternehmungsgeist entstehen. Der Begriff des Millionärs erhöhte sich dadurch so sehr, daß er sich mit dem früheren nicht mehr deckte, wie der moderne industrielle Reichtum auch dem alten aristokratischen sich mächtig und selbst allmächtig gegenüberstellte. Der Besitzer von einer Million alter Thaler wäre heut nur noch ein kleiner Millionär. Entsprechend dem verminderten Genußwert des Geldes durch seinen Umsatz und seinen flüchtigen Umlauf im Verkehr, sowie der Masse an Geldeswert, die zu erwerben möglich ist und zu Reichtum geborgen wird, muß ein wahrer Millionär heut schon zwanzig- und noch mehrmal so vermögend sein als früher. Dieser Wertmesser ist zum guten Teil durch das Millionär- und Milliardärtum in Nordamerika entstanden.

New-Yorker Zeitungen gaben gelegentlich eine Liste derjenigen Personen, die als Millionäre in Amerika betrachtet werden. Fünf Millionen Dollars, also über zwanzig Millionen Mark, sind hierbei gewöhnlich als Minimum angesehen. Eine solcher Listen von 1890 umfaßt 122 Personen, die zusammen das Riesenkapital von 1552 Millionen Dollars besitzen. Unter ihnen sind zwei mit 125 Millionen Dollars, einer mit 100 Millionen, ferner je einer mit 80, 75, 40 und 35 Millionen, fünf mit je 30, vier mit je 25, zwei mit je 20, sieben mit je 15, fünf mit je 12, ebensoviele mit je 10, zehn mit je 8, zwei mit je 6 und fünfundsiebzig mit je 5 Millionen Dollars. Die 35 Ersten der Liste besitzen zusammen nicht weniger als 1085000000 Dollars, also über zwei Drittel des aufgeführten Gesamtmillionenkapitals. Die Reichsten sind William Waldorf Astor III und John D. Rockafeller. Ein anderer der Astors ist zu 30 Millionen taxiert. Als der Dritt reichste erscheint Jay Gould. Nach ihm kommen Kornelius Vanderbilt III. mit 80 und William Vanderbilt mit 75 Millionen Dollars; später werden noch Frederick W. Vanderbilt und George

W. Vanderbilt mit je 15 Millionen genannt, zusammen haben sie also rund 185 Millionen. Leland Stanford, der kalifornische Finanzmagnat, der seinen Staat mit einer Riesenuniversität beschenkte, die den Namen seines einzigen Sohnes trägt, ist der Besitzer von 20 Millionen, und erst der 31. in der Reihe ist John W. Mackay mit 10 Millionen Dollars, der, als er in Paris lebte, als Krösus angestaunt wurde. Unter den fünffachen Millionären befinden sich auch zwei frühere Bürgermeister von New-York: Howitt und Cooper, und fünf Deutsche in dieser Stadt: William Steinway, der berühmte Pianofabrikant, Georg Ehret und Jakob Ruppert, zwei Bierbrauer, W. und Jesse Seligmann, zwei Banquiers. Dieser Liste wäre wohl mancher gerechterweise zuzufügen; so J. P. Jones, den eine andere Liste aus dieser Zeit mit 100 Millionen Dollars aufführt, A. T. Stewart mit 80, J. Gordon Bennett, Herausgeber des „N.-Y. Herald", mit 30 Millionen Dollars, Ottendorfer-Uhl, Besitzer der „New-Yorker Staatszeitung", mit 12 Millionen.

In der Stadt Cleveland soll es nach einer Notiz 1890 63 Personen gegeben haben, deren Vermögen nach Millionen von Dollars gezählt ward, darunter H. M. Flagler und Olivier Payne, die auf 40—50 Millionen geschätzt wurden und mit Rockefeller der großen „Stand Oil Trust" angehörten. Unter den übrigen Millionären befanden sich solche, die 28, 16 und 10 Millionen besaßen, bis herunter zu einer lumpigen Million. Wie viele mochten noch in Chicago, in Baltimore, S. Francisco sitzen, die zu den modernen Millionären zu rechnen waren!

Gewissermaßen kann man immer den Präsidenten der Union zu ihnen zählen wegen des Einkommens, das er nach dem Gesetz in seiner hohen Stellung genießt. Zwar sein regelmäßiges Gehalt beträgt nur 50000 Dollars jährlich. Aber es stehen ihm noch 25000 Dollars zur persönlichen Verfügung für Ausstattung seiner Wohnung im Weißen Hause zu Washington. Sechstausend Dollars sind ferner zur Bezahlung der elektrischen und Gasbeleuchtung darin bestimmt, und an Feuerungsgeld bezieht er 3000 Dollars,

für seine Gewächshäuser und Blumen 7000 Dollars, für Unterhalt des Palaisgartens ebenfalls 7000 Dollars. Seine Dienerschaft außer für seinen Haushalt wird vom Schatz der Union mit 15000 Dollars bezahlt; für außerordentliche Bedürfnisse sind in seinem Etat noch 8000 Dollars vorgesehen, sodaß er jährlich eigentlich 132500 Dollars oder über eine halbe Million Mark bekommt.

Berichte, Notizen in amerikanischen Zeitungen, soweit sie Thatsächliches enthalten, bieten reiches Material zur Charakteristik amerikanischen Millionärtums.

Russel Sage, so erzählte W. Wyl aus New-York in der „Kölnischen Zeitung" Ende 1891, ist Dutzende von Millionen „wert", die er nicht durch kühne Spekulationen, sondern dadurch erworben hat, daß er den eigentlichen Börsenspielern stets, natürlich gegen gute Zinsen und noch bessere Sicherheit, mit barem Gelde ausgeholfen hat. Man sagt von ihm in Wallstreet (in dem Börsenviertel), daß er in New-York von allen Finanzleuten das meiste bare Geld an Hand habe; cold cash, wie man zu sagen pflegt. Braucht jemand eine gewaltige Summe Bargeldes, sagen wir zehn Millionen Dollars, so würde er sicherlich zuerst bei Herrn Sage anfragen. Obwohl 75 Jahre alt, ist der Mann rüstig und thätig wie ein Vierziger und lebt und webt nur in seinen Büchern, Kassen und Wertpapieren. Er raucht nicht und trinkt nicht. Er ist die vollkommenste, die logischste und erfolgreichste Geldfabrik, die je auf zwei Beinen durch die Welt gegangen ist . . . Er hat ebensowenig Gefühle und Leidenschaften wie eine Mühle: er macht Geld, wie sie Mehl macht . . . Eine Haupteigenschaft des alten Sage ist seine Vorsicht. Diese hat ihn vor vielen Verlusten bewahrt, durch sie ist ihm aber auch mancher schöne Gewinn entgangen; denn sie hielt ihn oft von Unternehmungen zurück, die sich später als sehr gewinnbringend erwiesen.

Viel wurde über die Armseligkeit seiner Bureaueinrichtung gelacht und über die Geldstrafen, die er gelegentlich über seine Angestellten zu verhängen pflegte. Der „Lunch" (das Vesper) des

großen Geldmannes bestand meist aus einem mit Käse belegten Brötchen. Eines Tages gab er einem Laufburschen, der jahrelang in seinen Diensten gestanden, einen Vierteldollar mit dem Auftrag, ein solches Käsebrötchen zu holen. Sage hatte immer nur 10 Cents (40 Pfennig) dafür bezahlt. Sein Erstaunen war daher maßlos, als der Laufbursche das Brötchen und nur zehn Cents vor seinen Herrn hinlegte. Sage richtete einen durchbohrenden Blick auf den Jungen und fragte ihn, wo die anderen fünf Cents geblieben seien.

„Man verlangte fünfzehn Cents für das Brötchen," sagte der Bursche.

„In fünfundzwanzig Jahren ist mir eine solche Verschwendung nicht vorgekommen," rief Sage aus. „Glaubst Du, daß ich durch Brötchen zu fünfzehn Cents das Stück reich geworden bin? Diese Woche werden Dir fünf Cents von Deinem Lohn abgezogen, und das wird für Dich eine gute Lehre sein."

Sparsamkeit war sein Lieblingsthema (freilich die eines Geizhalses). In dem Arcade-Building am Broadway, wo seine Büreaus sich befanden, war eine Anzahl armer alter Frauen angestellt, die das große Gebäude durch Fegen und Putzen rein zu halten hatten. Eines Tages klagte solche Frau dem Millionär ihre Not. Ihr Mann hatte den Fuß gebrochen, ihre Tochter und deren Kind waren krank. Einen Doktor konnte sie nicht zahlen. Sage bedauerte sie. Dann fragte er, wieviel sie verdiene. Sechs Dollars die Woche. Und wie lange schon? Zehn Jahre.

„Sechs Dollars die Woche," berechnete ihr Sage nun, „macht 312 Dollars im Jahr. Wären Sie eine sparsame Frau gewesen, so hätten Sie wenigstens die Hälfte ihres Einkommens beiseite gelegt, das macht 156 Dollars im Jahre, oder mit Zinsen in zehn Jahren 1700 Dollars. Mein Rat ist nun der: Sparen Sie grundsätzlich fünfzig Prozent Ihres Einkommens."

Daß Sage den größten Teil seines riesigen Vermögens aus der schlimmsten Form des Börsenspiels zog, aus den puts and calls, das hinderte ihn nicht, in seiner Weise ein sehr frommer Mann zu sein, ein Zug, der sich in den Bildnissen fast aller

Yankee-Millionäre findet. Er ist auch ein Typus solcher, die keinen geistigen und gemütlichen Halt haben, „die Geld erjagen und erraffen, aber, wenn sie auch alle Taschen und Truhen davon voll haben, doch das öde, leere Leben mit Zentnerschwere auf sich lasten fühlen . . . Sie brennen aus wie Spieler und Opiumesser und nur die Wut des Erwerbs hält sie aufrecht, bis sie physisch zusammenbrechen."

Anmutender ist der Millionär Alois Peteler, ein geborener Heidelberger, der neuerdings ein Bauwerk vollenden ließ, das in seiner Art einzig sein dürfte. In Petelers ausgedehntem Park zu New-Dorp auf Staten Island, etwa hundert Schritte von der Villa des Millionärs entfernt und von deren Fenstern bequem zu überschauen, erhebt sich eine vollkommene Stadt, bei deren Anblick man sich in das Traumland Liliput versetzt glaubt. Es ist eine Nachbildung von Heidelberg. Die ganze Stadt, jedes einzelne Haus, die Türme, die Brücke, die Alleen sind in photographischer Genauigkeit aufgebaut. Sie bestehen nicht etwa aus Pappendeckel oder Holz, sondern aus Steinen, Mörtel und Eisen. Maurer, Schlosser, Zimmerleute, Pflasterer, Erdarbeiter, haben dieses Heimatsstadtbild Petelers unter seiner Angabe und Leitung hergestellt. Über die Dächer und Türme, über die Ruinen des Heidelberger Schlosses und die grünen Baumkronen hinweg, gewahrt man den Neckarfluß, einen wirklichen Fluß, dessen Wasser wogend vorüberzieht und die täuschende Wirkung des Bildes vollkommen macht. Zum Untergrunde hat dasselbe einen steinernen Wall von fünf Fuß Höhe. Die Häuser selbst sind klein und groß, bis sechs Fuß hoch, die Türme acht bis elf. Das Ganze dehnt sich über den Raum einer fünftel englischen Meile aus. Von den Fenstern der Villa aus, und besonders während des Abendsonnenscheins gesehen, soll das Kunstwerk den Eindruck einer wirklichen Stadt hervorrufen, die sich fern und tief am Fuße eines Berges erhebt, auf dessen Gipfel der Beschauer zu stehen meint. Außer diesem, der Laune eines Millionärs würdigem Spielwerke, dessen Herstellung über 10000 Dollars gekostet hat, befindet sich im Park ein See,

der durch eine Röhrenleitung aus dem Ozean gespeist wird und Flut und Ebbe zeigt. In der Mitte des Wasserbeckens erhebt sich auf einem Felsen in getreuer, 25 Fuß hoher Nachbildung das Schloß Hohenschwangau. Mr. Petelers Vorliebe für solche Darstellungen leitete sich aus seiner früheren Thätigkeit als Fabrikant von Konditorwaren und besonders von Kandis- und Zuckerbildnereien her, die ihm seinen Reichtum verschafft hatten.

Von dem üppigen Übermut amerikanischer Nabobs erzählt man sich u. a., daß ihrer mehrere, Besitzer von Goldgruben, Bergwerken und Eisenbahnen, einmal in Boston sich bei einer Partie Pocker unterhielten. Einer der Eisenbahnkönige, der einen schier endlosen Eisenbahnpark besaß, spielte mit besonderem Mißgeschick und verlor seine ganze Barschaft, an 15000 Dollars. In seiner Leidenschaft, weiter zu spielen, beliebte es ihm, eine seiner Lokomotiven als neuen Einsatz anzubieten. Angenommen. Er verliert auch die Lokomotive. Noch eine setzt er. Auch diese geht verloren. Er setzt schließlich einen ganzen Eilzug. Das Mißgeschick verfolgt ihn unerbittlich, er verliert auch den Eilzug. Sein glücklicher Gegenspieler ließ sich nun eine Anweisung auf einen Kurierzug ausstellen und erschien am nächsten Morgen im Eisenbahnpark des Millionärs und zwar in Begleitung eines Maschinenmeisters und Heizers. Es wurde ihm laut Anweisung ein Zug vom besten Material zusammengestellt und er dampfte mit demselben davon. Der Spaß kostete dem Verlierer die Kleinigkeit von 150000 Dollars.

Krösus Kornelius Vanderbilt III erfuhr, daß die Königin Viktoria von England das Meissoniersche Bild „Der Streit“ im Besitz habe, das er für seine Gemäldesammlung erwünschte. Brieflich fragte er nun bei der Königin an, ob sie es ihm nicht verkaufen wolle. Dies wurde abgelehnt, auch nachdem Vanderbilt nochmals mit einem Gebot von nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen Franks für das Bild zu unterhandeln versuchte.

Die Vanderbilts und Astors waren eifersüchtig aufeinander und nicht die besten Freunde. Beide Familien haben schöne Villen

im elegantesten Seebade bei New-York mit prächtiger Aussicht auf das Meer. Vanderbilt, um Astor zu ärgern, beschloß, ihm diese Aussicht zu stören und ließ dazu eigens einen Berg aufbauen, der mit hohen Baumgruppen bepflanzt wurde. Das kostete vielleicht eine halbe Million. Möglicherweise erwiderte ihm Astor den Streich und ließ es sich noch mehr kosten.

Die Frauen und Töchter der amerikanischen Millionäre lieben es natürlich, ihrer Familie Reichtum durch Luxus an den Tag zu legen. Ihre Putzsucht, wie die der amerikanischen Frauen überhaupt, beansprucht große Summen. Schon 1856—57 betrug die Einfuhr von Luxusartikeln, die lediglich zum Putz für Frauen bestimmt sein konnten, 170 Millionen Mark, darunter über 28 Millionen Dollars Seidenwaren, $4^1/_2$ Millionen Dollars Stickereien, $1^1/_4$ Millionen Spitzen, $2^1/_4$ Millionen Shawls, $1^1/_2$ Millionen Handschuhe, $^1/_2$ Million Dollars Juwelen. Dazu künstliche Blumen, Parfümerien, Pelzwerke, Pariser Modekleider u. s. w. Die Frau von C. Vanderbilt III erschien einmal in der Oper mit einer Krone auf dem Haupte, die genau nach dem Vorbilde der Krone der Königin Viktoria gearbeitet war und 300000 Pfd. Sterl. gekostet hatte. Reiche Amerikanerinnen, die 20, 30, 40 Millionen Dollars Mitgift haben, sind nicht so selten. Eine Tochter der Greens, der Terrys, der Garretts, Astors, Hapkins, Scotts, wird vorweg in solcher Höhe der Aussteuer geschätzt.

Rühmend ist aber der große Zug der Wohlthätigkeit in dem Millionärtum Nordamerikas hervorzuheben, von dem ja bereits imposante Beispiele den einzelnen biographischen Mitteilungen in diesem Abschnitt zugefügt wurden. Es drückt sich darin in der That nationaler Charakter aus, Liebe zur Heimat und ihrer Förderung in materieller wie geistiger Arbeit, humane Rücksicht auf die Armen, warmherzige Menschenliebe, andererseits auch Mißächtlichkeit des Überflusses an Reichtum, den zu erlangen doch ein Leben voll Arbeit aufgeboten wurde, und unverkennbar die Genugthuung, für das allgemeine Wohl davon wie als eine er-

kannte Schuld zurückgeben zu können. Ganz besonders wird für Gelegenheit zur Förderung geistiger Bildung von den Vermögenden in Stiftungen bei Lebzeiten oder durch Vermächtnisse gesorgt. Fast alle Städte können es durch Institute bezeugen, ebenso wie armen Kranken daselbst immer wohlausgestattete Asyle gewidmet worden sind. Boston ist in dieser Hinsicht in erster Linie zu nennen. Keine Stadt hat durch ihre reichen Mitbürger mehr für Volkserziehung und Schulen, ebenso für humanitäre Stiftungen und Einrichtungen gethan. Viel gefeiert wurden ihrer Zeit die Stiftungen des 1869 in London als Banquier gestorbenen Amerikaners Georg Peabody. Die Stadt Baltimore und der Staat Maryland erhielten u. a. von ihm $2^1/_2$ Millionen Mark für Volksbildungsanstalten und 14 Millionen Mark bestimmte er für Schulen in den Südstaaten. Frank Mac Clean stiftete der Universität zu Cambridge (früher Newton) in Massachusetts die Summe von 12000 Pfd. (240000 Mark) für Stipendien zum Studium der physischen und Gravitations-Astronomie. Der Millionär Max Horowitz in Kalifornien, ein Pole aus Wilna, der 1833 nach Amerika auswanderte und in San Francisco 1891 starb, hinterließ seine dreißig Millionen Dollars nur wohlthätigen Stiftungen. Dieser amerikanische Zug des Wohlthuns und der Gründungen öffentlicher Anstalten zum Besten der Gemeinde, der Armen, der Gebrechlichen, der Volkserziehung und wissenschaftlichen Förderung ist auch den Neuengländern eigen. Die Mac Hill-Universität in Montreal hat in letzter Zeit Schenkungen im Betrage von 200000 Pfd. Sterl. (4 Millionen Mark) erhalten. Der reiche Tabakfabrikant W. C. Macdonald hat ihr 100000 Pfd., Sir Donald Smith 60000 Pfd. zugewandt.

V.

Die kapitalistische Gesellschaft.

Ihre Macht in England und Frankreich, ihr Aufkommen in Deutschland. — Neue Kapitalbildungen in Eisenbahnbau, Dampfschiffahrt, Eisenindustrie, Waffenverbesserung, Kanonenfabrikation, Pulververbesserung, neuen Erfindungen, Bernsteinproduktion, Zuckerindustrie, Brauereien, Champagnerfabrikation, Genußmitteln. — Die Hilfe der Chemie: Landwirtschaft, Landschöpfungen, Anilinfabriken. — Gewerbeaufschwung. — Haus- und Kleinindustrie. — Hohe Gehalte. — Handwerk-Erfolge. — Vereinigung der Kapitalien. Aktiengesellschaften. Genossenschaften. Die Konkurrenz. Großbetrieb. Ringe. — Die modernen Millionäre.

In den Hauptkulturländern Europas war die neue Dampfmaschinen-Industrie, wofür im dritten Abschnitte die bemerkenswertesten Beispiele angeführt sind, die mächtigste Quelle des Reichtums Einzelner, und unerschöpflich erwiesen sich ihre Kräfte. Immer mehr gegen sonst im Bürgertum ungewohnte, gewöhnliches Reichtumsmaß übersteigende Vermögen entstanden verhältnismäßig schnell und befestigten sich in Geschäften. Erzeugung und Verbrauch, beides durch die künstlichsten Mittel gehoben, waren auf beispiellose Weise gegen frühere Zeiten gewachsen. Die Förderung der ersteren durch Maschinen und Teilung der Arbeit, vermehrte Anschaffung von Rohstoffen, teils neuer Art, durch den außerordentlichen Geldaufwand und Gewinn dabei, hatte eine solche Ausdehnung erhalten, daß eine Steigerung als phantastische Träumerei erschien. Infolge der großen, allgemeinen Handels-

stockung im Jahre 1825 glaubte man, daß viel zu viel vermöge der Maschinen an Verbrauchswaren geschaffen würde*).

Aber man täuschte sich. Der Verbrauch durch die gerade in unserem Jahrhundert nach der napoleonischen Kriegszeit sich vermehrende Bevölkerung in den Industriestaaten, dann durch die sich ausdehnende Benutzung der Märkte in fremden Weltteilen für den Absatz der europäischen Maschinenerzeugnisse — ehe noch Dampfschiffe und Eisenbahnen ihre ungeheure Wirkung darauf übten — wuchs ebenfalls von Jahr zu Jahr. Nach einer Pause und einem Rückgang nahm er gewöhnlich erhöhten Aufschwung, und nach dem vorher zu großem Angebot folgte übergewöhnliche Nachfrage.

England stand als Industriestaat in erster Reihe. Als größte See- und Kolonialmacht gebot es über das weiteste Absatzgebiet auf Erden für seine Waren. Daher mehrte es die Mittel, die fremden Märkte zu versorgen. Im Handel mit Amerika hatte es den Vorrang. Durch diesen Aufschwung von Industrie und Handel war aus früher kleinen, vereinzelten Gruppen unter angeborener nationaler Rührigkeit und Freiheit der Arbeit binnen einem halben Jahrhundert eine neue Nation erstanden, ein bürgerliches Engländertum, das sich das Land um die Burgen und Grundherrschaften der Aristokratie Schritt um Schritt, unaufhaltsam und in überraschender Schnelligkeit eroberte**). Diese Nation arbeitete für ihren besonderen und den englischen Nationalreichtum nicht nur mit Tausenden von Menschenarmen in ihrem Dienst und Lohn, sondern auch mit den Maschinen, die das Hundertfache an Arbeit mitleisteten. Sie gründete Ortschaften, die blühende Städte wurden, und bevölkerte alte Städte um das Zehn-, Zwanzig-, Fünfzigfache, wie Sheffield, Birmingham, Manchester, Liverpool. Sie war damit Herrin dort geworden und ihre Fabriken waren ihre Burgen. Im Lande ragten die Minarets derselben hoch in die Luft als ihre Sieges- und Machtzeichen.

*) G. v. Gülich, Geschichtliche Darstellung des Handels ꝛc. (1844). V, 210.

**) „Privatfleiß, unterstützt durch Freiheit, war es, dem England seinen Fortgang zu Reichtum und Kultur verdankte", Ad. Smith. II, 116.

Bereits wurde darauf hingewiesen, daß dieser reiche englische Bürgerstand neuer Art auch durch Eroberung von Parlamentssitzen sein Streben nach politischer Macht bethätigte. Instinktiv trat er nebenbuhlerisch gegen die politischen Privilegien der Nobility auf, die im Besitz der meisten Wahlburgflecke war, und hielt sich für die politische Führerschaft der Volksmasse berufen, die zunächst noch ohnmächtig war. Ein Teil der englischen Aristokratie begünstigte den Ehrgeiz der Bourgeoisie und überließ ihren Schützlingen dann auch einen ihrer Wahlbezirke.

Aristokratischer Protektion verdankte der Bürgerssohn George Canning seinen Eintritt in die Staatslaufbahn und wurde einer der berühmtesten englischen Minister. Als er in Liverpool zum erstenmal einen Parlamentssitz erstrebte, ohne doch die großen Kosten dafür aus eigener Tasche aufbieten zu können, war es ein reicher Kaufmann dieser Stadt, der sie freigebig bestritt. Dieser Kaufmann hieß John Gladstone und war als Mitteilhaber des großen Getreide- und Kaffeegeschäfts von Corrie & Co. in Liverpool persönlich einer der Reichsten dieser Stadt, die durch den Handel mit Amerika und den Sklavenhandel aus Afrika dahin eine der blühendsten Westenglands zu Anfang dieses Jahrhunderts geworden war. John Gladstone wurde nach dem Rücktritt seiner Kompagnons alleiniger Inhaber des großen Importgeschäfts und als solcher ein wahrer Handelsfürst. Durch die Dankbarkeit, die ihm Canning bewahrte und die Begünstigung des Lord Marlborough in Verbindung mit seinem Vermögen gelang es dem alten John Gladstone noch in seinem 63. Jahre 1826 einen Parlamentssitz für den Burgflecken Woodstok zu erringen, den er neun Jahre bis zu seinem Tode behauptete. Im Jahre 1832 ließ er durch den Herzog von Newcastle im Burgflecken Newark, der diesem gehörte und somit unterthänig war, auch einen seiner Söhne, den 23jährigen William Ewart, als Kandidaten aufstellen, und er wurde natürlich gewählt. Dieser Gladstone sollte seitdem sechzig Jahre lang in der englischen Politik und Regierung eine große, oft glänzende und tief eingreifende Rolle spielen. Der berühmte

„grand old Man", durch das väterliche Geschäft einer der reichsten Privatleute in England, Schloßherr von Hawarden, wurde der bedeutendste und erste Vertreter der kapitalistischen Gesellschaft in der hohen Politik seines Vaterlandes, der trotz seiner höchsten Staatsstellungen sich nicht in den Stand der adeligen Gentry, oder wie sein bürgerlicher Nebenbuhler Disraeli, in die Nobility versetzen ließ. In einer Rede zu Liverpool 1872 sagte er: „Ich weiß wahrhaftig nicht, warum der englische Handelsstand sich auf seine alten Familien nicht etwas einbilden soll, in denen man Kaufmann vom Vater auf den Sohn geblieben. Anderswo rechnet man sich dies zur Ehre. Warum ist es nicht bei uns so? Es ist traurig und selbst anstößig, reich gewordene Handelsleute über ihr Geschäft erröten und die Quelle ihres Vermögens verleugnen zu sehen. Weder mein Bruder, noch ich werden es jemals thun. Seine Söhne gehen in seinen Fußtapfen, und ich bin stolz, zu sagen, daß mein Sohn Kaufmann ist, wie es mein Vater war und wie es mein Bruder ist."

Die Demokratisierung der Gesellschaft in Frankreich sollte durch die Reaktion unter Karl X. aufgehalten und wieder die alte Aristokratie in die vornehmste und wichtigste Staatsstellung gebracht werden. Der Versuch, trotzdem die Adelsgüter mit Milliarden zurückgekauft wurden, mißglückte. Die kapitalistische Gesellschaft, zumal die der Banquiers, erwies sich als die stärkere, und mit dem Sturz Karls X., den sie als liberale politische Opposition bewirkte, mit der Thronerhebung Louis Philipps von Orleans, der als einer von ihr gelten konnte, kam sie zur unbedingten Herrschaft.

Das Haus des Banquiers Jacques Laffitte wurde der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die sich der Bewegung gegen die Bourbondynastie im Juli 1830 anschlossen, und seine Privatkasse gab die Mittel her, um die Revolution zu vollenden. „Sie haben nur," schrieb er dem zaudernden Herzog von Orleans, „zwischen einer Krone und dem Laufpaß zu wählen." Laffitte machte in Wahrheit die neue Dynastie, deren Minister er dann

auch war. Er stammte aus niederem Stande, wurde mit zwanzig Jahren Kommis beim reichen Banquier Perregaux, der ihn 1805 zu seinem Geschäftsnachfolger ernannte. Bald war auch Laffitte einer der ersten Banquiers und Millionär. Als Louis XVIII. bei der Rückkehr Napoleons fliehen mußte, vertraute er Laffitte fünf Millionen Privatschatz an; ebenso bewahrte er Napoleon, als derselbe nach Waterloo ihm einige Millionen übergab, dieses Vermögen unter vielen Schwierigkeiten. Seine Stellung in der Deputiertenkammer unter der Restauration als Führer der Opposition war eine bedeutende. Die Opfer, die er für Orleans' Erhebung gebracht, ruinierten ihn aber. Er verlor sein Vermögen, mußte sein Bankgeschäft aufgeben und alle seine Besitztümer verkaufen, um fünfzig Millionen Schulden zu decken. Der reiche Orleans, den er zum König gemacht, bot ihm in dieser Not keine Hilfe; aber eine Nationalsubskription sicherte ihm seine Existenz. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 noch als Siebzigjähriger eine Gesellschaftsbank, die auf der Vereinigung der kleinen Kapitalisten zur Konkurrenz mit den großen berechnet war; dann erwarb er sich noch das Verdienst um die Gründung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen, eine der ersten. Er starb 1844; seine Tochter hatte er in den Tagen des Glücks mit dem Sohne des Marschalls Ney, dem Herzog von der Moskwa, verheiratet. Eine selbstverfaßte Geschichte seines Lebens kam nach seinem Tode heraus.

Mit ihm ist Casimir Périer zu nennen, auch ein Südfranzose, der sich aber auf industriellem Gebiete seinen Reichtum erworben hatte. Erst nach der Direktorialzeit gründete er mit seinem Bruder ein Banquierhaus zu Paris. Er wurde unter der Restauration Deputierter und nach der Julirevolution ins Ministerium berufen. Er suchte und wußte die neue Regierung bei ihren republikanischen Feinden in Respekt zu setzen. Die Cholera raffte ihn 1832 dahin, erst 55 Jahre alt. Sein Leichenbegängnis war großartig, ebenso ist es das Denkmal, das ihm auf seinem Grabe errichtet wurde.

Die Geldsucht des Hauses Orleans war in Louis Philipp auf das höchste entwickelt; er war ein gewiegter Geschäftsmann. Dem von oben nun gegebenen Anstoß ward gern gefolgt und erklärlich, daß die Finanzmänner die herrschenden Elemente in der Gesellschaft des Bürgerkönigtums wurden. Handel und Industrie gelangten dabei zu einer hohen Entwicklung; die Mittelklasse, vor allem die der Besitzenden darin, fühlte sich als die Stütze des neuen Regiments; die Wahlbestimmungen waren zu ihren Gunsten gemacht. Männer, wie Thiers und Guizot, die dann eine so maßgebende Rolle in der Regierung unter Louis Philipp spielen sollten, waren die echten und modernen Bourgeoisnaturen. Beide stimmten darin überein, daß die aus dem dritten Stande durch Reichtum und Talent sich emporgeschwungenen Personen die eigentlichen Vertreter des konstitutionellen Königtums sein müßten. Guizot rief der Bourgeoisie ausdrücklich zu: „Enrichissez-vous!“ Macht Euch reich! Und sie ging dieser Aufforderung mit Energie nach. Die französische Gesellschaft nahm mehr und mehr einen prosaisch geschäftsmäßigen Charakter an. Jeder wollte reich werden; für den Pariser Kleinbürger bildet es das Ideal, mit fünfzig Jahren als Rentier sich in behagliche Muße, fern den Geschäften, zurückzuziehen. Hier wie in England mehrten sich freilich die Zeichen eines Klassenkampfes, der zwischen der Gesellschaft des Kapitals und der Masse der Arbeiter schon zu physischen Gewaltstößen führte. Aber sie beunruhigten in Frankreich noch so wenig ernstlich wie in England.

Eine eigentlich „kapitalistische Gesellschaft“, insofern darunter die im Staat zu politischer Stellung aufstrebende und als geschäftsunternehmende Kraft mit den von ihr fabrikmäßig beschäftigten Arbeitern produzierende Bourgeoisie zu verstehen ist, gab es in Deutschland viel später als in England und Frankreich. Aber sie hat ihre Ansätze seit 1840 in Preußen, und es sind überwiegend auch hier Finanzleute, die sich in den Kommunal- und in den Provinziallandtagen Eintritt und Einfluß zu verschaffen suchten, um mit dem altpreußischen liberalen Beamtentum eine

politische Bedeutung in den Angriffen auf die feudalen Zustände im Staate und auf den Absolutismus in der Regierung zu erringen.

Da tauchten Männer wie Hermann von Beckerath auf, ein geborener Krefelder, der ein blühendes Bankgeschäft gegründet hatte; Ludolf Camphausen, ein Aachener, der in Köln mit seinem Bruder eine Bank errichtet hatte; August van der Heidt, ein Elberfelder, Associé seines väterlichen Bankhauses; lauter Rheinländer, in denen die französischen Ideen mit anerzogen waren; ferner David Hansemann aus dem nordischen Elblande, der sich aber als Wollhändler in Aachen niederließ, 1824 da die Feuerversicherungs-Gesellschaft und später eine Diskontobank gründete. Alle diese Männer, im Verhältnis reich, traten 1847 und 1848 als Hauptfiguren auf die politische Bühne in Preußen und wurden Minister.

Wir begnügen uns hier mit diesem Hinweis auf den politischen Einfluß, den die kapitalistische Gesellschaft, die der Besitzenden in dem gewerblichen Bürgertum und der sich mehrenden hohen Finanz, in drei großen Staaten erstrebte und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts mehr oder weniger erlangte.

Die Entwicklung des Reichtums, um sie des Weitern zu verfolgen und zu charakterisieren, nahm durch die ungeheure Aufrüttelung der Gesellschaft unter den Stößen der revolutionären Bewegung von 1848 einen neuen Aufschwung. Sie vervielfältigte und verallgemeinerte sich. Wie aus einem Traum erwachend, sahen sich die Völker Europas in einer neuen Welt. Eine andere Sonne schien, ein anderes Zeitalter zeigte sich jedem erkennbar. Die Arbeit erhielt allgemeiner eine ernstere, höhere Auffassung. Man glaubte an Wunder, als man die Werke der modernen Arbeit nun genauer würdigte und ihre Kulturbedeutung im einzelnen wie im Völkerverkehr klar wurde. Man sah immer neue Reichtümer in einer Hand werden und wachsen, und immer neue Quellen des Reichtums sich für jedermann wie in einem Goldlande erschließen.

Vor allem war es die Eisenbahn, die jetzt erst ihre großartige Bedeutung als Verkehrsmittel und Urheberin neuer Industrien des Eisens und Bauens (in Brücken, Hallen und Tunnels), als hundertfach aufsprudelnde Quelle von lohnender Arbeit und Lebensversorgung für Tausende überzeugend aller Welt erkennbar machte. Sie schuf neue Berufe, ihre Anlagen brachten Geld unter die Landleute, ihr Betrieb wandelte Wüsten und verlorene Weltgegenden in betriebsame Menschenstätten und belebte Verkehrsorte um. Es war doch wie Zauber. Das heutige Geschlecht kann sich diese unmittelbare Wirkung solcher Umwandlung so wenig vorstellen, wie es noch eine Bewunderung vor einem hinsausenden Eisenbahnzuge als Gebilde menschlicher Erfindung zur geregelten Benutzung dämonischer Kraft für scheinbar spielend leichte Fortbewegung ungeheurer Lasten empfindet, weil ihm dies nichts Neues mehr ist. Eine fieberhafte Rührigkeit entstand auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens. Jeder Staat begehrte jetzt Eisenbahnen; die Geldleute nahmen sie als Unternehmungen gewinnversprechender Art auf, und Privatgesellschaften erwarben Konzessionen für neue Linien, die sie in Bau stellten. Wer darin Erfahrungen hatte, war ein gesuchter Mann und konnte Geld in Menge verdienen.

Der erste und berufenste Eisenbahnbauer war der Erfinder des Lokomotivbetriebes auf Schienen, Georg Stephenson (siehe S. 46). Er hatte in Newcastle eine eigene Maschinenfabrik und in seinem Sohn Robert einen genialen Ausbildner des Eisenbahnwesens. Durch die schwierige Ausführung des Tunnels bei Kilsby auf der Strecke London—Birmingham, die Ende der dreißiger Jahre als erste große englische Bahn erbaut wurde, hatte Robert Stephenson großen Ruf erlangt. Bei der Anlage der anderen englischen Bahnen, die in schneller Folge erstanden, wurden er und sein Vater wenigstens zu Rate gezogen; einen großen Teil davon führten sie auch aus. Ebenso war es in Belgien der Fall, in Norwegen, in der Schweiz, in Deutschland, Dänemark, Toscana, Kanada, in Ägypten und Ostindien. Die eisernen Brücken, welche ihr Geschäft bei einzelnen dieser Bauten plante und lieferte, waren

so neu und kühn in der Konstruktion, daß sie das Erstaunen der Ingenieure und des Publikums erregten. Die Idee der Röhrenbrücken stammt ganz von Robert Stephenson her und ihre erste praktische Ausführung über die Menaistraße und über den St. Lorenzstrom wies der Ingenieurkunst neue Ziele. Spannweiten solcher Art zu wölben, hatten als Phantasieen gegolten; solche von 460 Fuß, wie Stephenson sie dann herstellte, erschienen als Wunder der Leistung in Eisenkonstruktion*).

Ein wichtiger Mitarbeiter an den Stephensonschen Eisenbahnbauten war Thomas Brassey, geboren 1805 in Burton. Er hatte das Werk in Szene zu setzen, die ungeschulten Erdarbeiter wie eine Armee einzuüben, ihnen Aufseher und Unterweiser wie Offiziere und Unteroffiziere zu geben. Nach der Untersuchung der abgesteckten Eisenbahnstrecke mußte er für Anlage nötiger Tunnels die Beschaffenheit des Gesteins und des Grund und Bodens untersuchen; er hatte die Baumaterialien, Steine, Schwellen, Schienen zur rechten Zeit zu besorgen; meilenweit entfernte Arbeiterlager anzulegen, sie oft mit Lebensmitteln zu versorgen, die Löhnungen zu berechnen und zu bewerkstelligen, wofür Millionen in seinen Händen waren. Seine Erfahrungen machten ihn zu einer Autorität auf diesem Felde; durch ihn konnte man allein die ersten Arbeiter erhalten, die mit der Sache Bescheid wußten. Gewöhnlich verpflichteten sich die Regierungen wie Gesellschaften erst zur Bezahlung der Baukosten für eine Eisenbahn, wenn dieselbe fertig gestellt und ihr übergeben war, und leisteten bis dahin nur auf die einzelnen ausgeführten Strecken Vorschüsse. Der Bauunternehmer riskierte dabei Anstände, ja Weigerung in den Zahlungen, wenn die Besteller an seiner Ausführung etwas zu bemängeln fanden; er gewann dafür allerdings bei der Abnahme, wenn alles glatt und ohne Fehlberechnung seinerseits ging.

*) Smiles, Biographie von Stephenson. Georg Stephenson erhielt 1845 eine Statue auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne votiert und die Brücke seinen Namen.

Thomas Brassey hatte wie großes Geschick, so auch Glück in seinen Unternehmungen, als er dieselben auf eigene Hand einging. Im Jahre 1845 war er der größte in seinem Fach, hatte Verträge mit England, Frankreich, Österreich, Canada und Indien; sein erworbenes Vermögen war schon enorm. Hatte er doch eigener Aussage nach Geschäfte für zusammen 160 Millionen Pfd. Sterling übernommen, also für weit über drei Milliarden Mark.

Er war 1866 mitten an neuen Arbeiten in England, in Polen und in Österreich, die ihm nach Art der Verträge Millionen von Auslagen auferlegten. Da machte das Bankhaus Morton Peto, Betts & Co. Bankerott, bei dem er Teilhaber war und wo er die Fonds für seine Zahlungen zur Verfügung hielt. Zugleich brach der Krieg zwischen Österreich und Preußen aus und der Kurs der Börsenwerte stürzte. Brassey sah sich seinem Ruin gegenüber. Nur eine Rettung bot sich ihm, wenn er die Eisenbahnlinie in Österreich nach Lemberg, die er im Bau hatte, möglichst schnell beendete, wodurch er seine Kaution von drei Millionen zurück und eine vertragsmäßige Zahlung von dreißig Millionen erhielt.

In Wien fand er alles in Verwirrung, die Preußen standen schon nahe davor. Nach Galizien, wo er Tausende von Arbeitern beschäftigt hielt, war ohne Gefahr, von den Preußen abgefangen zu werden, nicht zu gelangen. Zudem konnten sie die neue, fast fertige Bahn auch zerstört haben. Aber die Arbeiter mußten ihren Lohn erhalten, oder sie revoltierten und legten die Werkzeuge nieder. Dann war Brassey auch ruiniert. Eine Million Gulden für die Löhnung und Gehaltzahlungen trieb er noch in Wien auf; einer seiner Agenten, Ofenheim, erbot sich, auf einer Lokomotive die Summe an Ort und Stelle zu schaffen; um fünfhundert Gulden, und im Falle seines Umkommens auf der Fahrt eine Pension für Weib und Kinder, war ein Maschinist bereit, die Lokomotive zu führen. Sie sauste durch die Nacht in rasender Schnelligkeit dahin, an den preußischen Posten vorbei, die sie beschossen, und legte

glücklich mit ihrem Geldschatz die sechshundert Kilometer nach ihrem Ziele zurück. Es war ein glänzender Sieg, den Brassey durch seine Energie über sein verhängnißvolles Mißgeschick davontrug. Er bekam Geld in die Hände, um seine Verpflichtungen alle zu decken und seinen Kredit aufrecht zu erhalten. Als er sich später von den Geschäften zurückzog, besaß er wieder Millionen im Vermögen. Er konnte sich rühmen, als Privatmann so viel Menschen auf einmal beschäftigt zu haben wie niemand: 80000, und an Lohn bei seinen Unternehmungen an anderthalb Milliarden Mark ausbezahlt zu haben*).

Die Entwicklung der Dampfschiffahrt in Europa machte nicht minder große Fortschritte. Hier darf der „österreichische Lloyd" in Triest nicht übersehen werden. Er verdankte sein Entstehen und Wachsen Karl Ludwig Bruck, einem geborenen Elberfelder, der in Bonn den Buchhandel erlernte und 1821 nach Triest kam, wo er sich dem Handelsstande widmete. Bald wurde er selbständiger Kaufmann und Reeder, wobei er ein Hauptaugenmerk auf das Versicherungswesen richtete. Dies gab ihm die erste Gelegenheit zur Bethätigung seines organisatorischen Talents, indem er, um das Jahr 1830, die Vereinigung verschiedener Versicherungsgesellschaften herbeiführte, die sich „österreichischer Lloyd" nannte. Es wurde ein berühmtes Institut zunächst durch die wichtigen Handels- und Schiffsnachrichten, die es sammelte und ihren Kunden bekannt gab; diese Mitteilungen bildeten auch die Grundlage der späteren Lloydzeitungen. Im Jahre 1836 dehnte dann die Gesellschaft auf Brucks Anregung ihre Thätigkeit auf das Dampfschiffahrtwesen aus und nahm schnell einen riesenhaften Aufschwung. Sie stellte regelmäßige Verbindungen zwischen Triest und den Küstenplätzen des adriatischen und östlichen Mittelmeeres her. Ende der fünfziger Jahre war sie nächst der englischen Peninsular-Oriental-Steam-Navigation-Company die größte Dampfschiffahrt-Gesellschaft in Europa; sechzig Dampfschiffe hatte sie im

*) Barigny, Les grandes fortunes. S. 101 fg.

Betrieb. Ihr Aktienkapital betrug 15 Millionen, ihre jährliche Bruttoeinnahme 5 Millionen Gulden. — Bruck wurde 1848 österreichischer Handelsminister, 1849 Freiherr, war seit 1851 wieder Direktor des „Lloyd", später Finanzminister. Ein hohes Verdienst erwarb er sich durch die Begründung einer neuen handelspolitischen und gewerblichen Epoche im Kaiserstaat.

Die Eisenbahn brach auch anderen neuen Industrien des Eisens fort und fort ihre Bahnen. Die Verarbeitung dieses Metalls und seine Verbesserung in Stahl, in Hartguß, rief neue Werkstätten ins Leben, deren intelligente Besitzer und Leiter, den Anforderungen des Bedarfs und der notwendig wachsenden Bedürfnisse in weitem Ausblick vertrauend, ihre Ziele höher stellten und damit zu großen Unternehmungen fortschritten. Ihre Werkstätten vergrößerten sich, wurden Fabriken, wurden weitläufige, staunenerregende Anlagen von Arbeitssälen und Höfen. Nicht jeder freilich war für den Kampf ums Dasein mit ererbtem Vermögen so ausgerüstet und fähig, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und sie glücklich zu nutzen; aber ihrer viele gelangten zu Erfolg und stellten in sich mit der wirtschaftlichen Thätigkeit im höheren Grade den Kapitalismus dar, nachdem sie in der Jugend arme Arbeiter gewesen waren.

Anfangs der dreißiger Jahre wanderte ein bescheidener Zeugschmiedgesell, Richard Hartmann, in dem gewerbreichen Chemnitz in Sachsen ein. In einer kleinen Maschinenbauanstalt fand er Beschäftigung. Nach einigen Jahren begann er selbst ein Geschäft, nach zehn Jahren war er einer der ersten Fabrikanten in Chemnitz, nach etlichen zwanzig Jahren beschäftigte er zweitausend Arbeiter in vierzig verschiedenen Gebäuden, die sich über 150 000 Quadratellen erstreckten, und sein Name, seine Firma, hatte einen Weltruf. Auch er verdankte zunächst der Eisenbahn sein Emporkommen. Der Lokomotiven- und Tenderbau wurde sein Hauptgeschäft, und er konnte als ein Nebenbuhler Borsigs in Deutschland gelten. Manches Jahr lieferte er fünfzig Lokomotiven. Aber aus seinen Werkstätten, riesenhaft wie sie geworden, gingen auch Maschinen

allerhand anderer Art hervor und sie gaben ein imposantes Bild der Entwicklung der Eisenindustrie, wie sie sich im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts und weiter auch in Deutschland entwickelt hatte. Da wurden Dampfkessel und Kühlschiffe gefertigt, Braupfannen, Turbinen und Wasserräder, Transmissionen, Maschinen für Bergwerke und Hütten, Mahl- und Schneidemühlen, Brauerei- und Färberei-, Papierfabrik- und Holzschleifereianlagen, hydraulische, Stein- und Braunkohlenpressen, Krahne, Werkzeugmaschinen aller Art, Streich-, Kamm-, Baumwoll- und Flachsgarn-Spinnerei-Maschinen, Appretur- und Webereimaschinen. Zugleich handgreifliche Zeugen der Einführung der Maschinen in allerhand Gewerbe, deren Ausdehnung und Mehrleistung gegen früher daraus geschlossen werden kann.

Es gab alte Werkstätten der Schlosserei, die sich im Fortschritt der Verhältnisse zu größten Maschinenfabriken entwickelten, wie die seit 1771 bestehende von Ringhofer bei Prag. Neue Werke andererseits wurden gleich als großkapitalistische angelegt, wie das von Stumm in Neunkirchen, das ihn zum „König Stumm" in seinem hütten- und eisenindustriereichen Bezirk machte, und die für Herstellung von Hartguß bestimmten Gruson'schen Werke bei Magdeburg. Auf die Eisenindustrie gegründete und durch die Mittel der neuen Zeit emporgeblühte Unternehmungen, wie das von Cockerill in Belgien, suchten sich in erster Reihe zu erhalten und wuchsen wie nach natürlichem Entwicklungsgesetz zu kapitalistischen Riesengeschäften auf. Cockerill beschäftigte 1846 an 4200 Arbeiter und produzierte für 17 Millionen Francs jährlich*). Als Mitbegründer des belgischen Bankinstituts société générale stand er auch in der hohen Finanz.

Inmitten der langen Friedenszeit seit 1815 hatte die Verbesserung der Schußwaffen zu wenig Anregung Gelegenheit gegeben. Das Neueste war die Ersetzung des alten Luntenschlosses durch das der Kupferhut-Perkussion. Gleichwohl beschäftigte sich der erfinderische

*) Roscher, Ansichten II. S. 122. S. a. hier S. 45.

Geist auch mit einer vollkommeneren Mechanik des Gewehrs, und in dieser Beziehung nimmt Johann Nikolaus Dreyse eine erste, durch seinen Erfolg auch eine kapitalistische Stellung ein, die hier besondere Beachtung verdient.

Dreyse war in Sömmerda bei Erfurt im Jahre 1787 geboren und lernte in der väterlichen Werkstatt die Schlosserei. Auf seiner Wanderschaft, just zur Kriegszeit unter Napoleon, kam er auch nach Paris, wo er in der Gewehrfabrik von Pauli arbeitete. Dadurch kam er auf den Gedanken, die Mechanik der Infanterieschußwaffe zu verbessern. Nach Sömmerda 1814 zurückgekehrt, gründete er da eine Eisenfabrik mit Kronbiegel und dann eine andere, die wesentlich eine Vervollkommnung der Kupferhütchen zur Aufgabe haben sollte. Die preußische Regierung wurde auf ihn aufmerksam und unterstützte sein Geschäft. Im Jahre 1828 konnte Dreyse endlich ein Patent auf eine von ihm mittelst Nadel zu entzündende Patrone nehmen. Weiteres Nachsinnen brachte ihn dann dahin, diese Patrone von hinten in den Gewehrlauf einzulegen und damit die Konstruktion desselben ganz zu ändern und den Ladestock nicht mehr zu berücksichtigen. Das war ein neues Princip. Im Jahre 1836 hatte er als Hinterlader sein Zündnadelgewehr fertig und einige Jahre lang wurden in Spandau von seiten des preußischen Kriegsministeriums Schießversuche damit angestellt. Sie bewährten sich derartig und die neue Waffe sicherte der Infanterie eine so große Überlegenheit im Feuergefecht, daß zunächst die preußischen Füsilierbataillone damit versehen wurden.

Dreyse war nun ein gemachter Mann. Er errichtete eine Gewehr- und eine Munitionsfabrik unter preußischer Beihilfe. Das Zündnadelgewehr war ja zwar ein Geheimnis der preußischen Armee, aber in Wahrheit rief es auch keine Eifersucht im Auslande auf, um hinter das Geheimnis zu kommen. Selbst seine Verwendung im Jahre 1848, auch noch 1864 gegen die Dänen bewirkte keine besondere Würdigung seiner Vorzüge, während es nach und nach doch in gefestigter Erkenntnis derselben in der ganzen preußischen Infanterie eingeführt wurde. Erst als es 1866

gegen die Österreicher seine furchtbare Wirkung im Schnellfeuer bewies, erregte die Neuerung überall Aufsehen, und nun war auf einmal ein fieberhafter Drang in den fremden Armeeverwaltungen, sich eine Waffe ähnlicher Vollkommenheit und Konstruktion, womöglich noch überlegenerer Art zu verschaffen, und die Erfindungen auf diesem Gebiet überstürzten sich daher. Die Franzosen zuerst erhielten durch den Arbeiter Chassepot einen verbesserten Dreyse und erprobten dessen „Wunderkraft" 1867 bei Mentana gegen Garibaldi und seine Freischaren bei deren Zug auf Rom.

Das Glück Dreyses, der Kommerzienrat und Millionär geworden war, erschloß somit wieder eine Gewerbsthätigkeit, die große materielle Erfolge versprach, was darzulegen für den Zweck dieses Buches wohl von Belang ist. Auch von dieser Seite kam der entstandenen kapitalistischen Gesellschaft neue Verstärkung zu. Der Nachfolger Dreyses in Deutschland als Verbesserer seines Systems war Wilhelm Mauser aus Oberndorf in Württemberg, wo er 1834 geboren wurde. Auch er war gelernter Schlosser. Es gelang ihm mit seinem Bruder 1871 ein Gewehr herzustellen, das in praktischer Verwendung so Bedeutendes bot, daß es zur deutschen Reichswaffe für die Infanterie wurde. Damit ward aus der Werkstatt in Oberndorf die große Gewehrfabrik der Gebrüder Mauser, die fort und fort für In- und Ausland zu liefern hatte. Mit den bescheidenen Mitteln nur seines Lohnes als Schlossergesell in einer Fabrik hatte Wilhelm Mauser seine Erfindung zur Ausführung gebracht, mit den kläglichsten Hilfsmitteln seine ersten Gewehre verfertigt. Aber der eiserne Fleiß, die große Beharrlichkeit, die höchste Anspannung geistiger und körperlicher Kräfte verschafften ihm den Triumph und brachten ihn in die Reihe der ersten und reichsten Industriellen.

Ebenso Ludwig Löwe, der in den mechanischen Werkstätten des Amerikaners Colt*) gelernt hatte und in Berlin dann eine nach ihm benannte Waffen-, Maschinen- und Werkzeugfabrik an-

*) S. S. 109.

legte, die bald einige tausend Arbeiter benötigte. Sie vertrat außer ihrer Waffenherstellung eigenartig die Gewehrindustrie, indem sie fast sämtlichen zivilisierten Staaten, auch China, die zur Gewehrfabrikation notwendigen Arbeitmaschinen und Präzisionswerkzeuge lieferte. Im Jahre 1892 wurde ihr Arbeiterstand auf 5000 angegeben.

In Österreich war es die Waffenfabrik Steyr, die eine bedeutende Stellung in der Anfertigung von Gewehren neuen Systems einnahm.

Auf die Weltindustrie-Ausstellung in London 1851 hatte Alfred Krupp von Essen unter anderem eine Sechspfünder-Mantelkanone aus Gußstahl geschickt. Etwas Unerhörtes, weil solche Feldgeschütze nur aus Bronze als praktisch verwendbar galten. Dieses Erzeugnis der Kruppschen Gußstahlfabrik mit ihren Riesen-Dampfhämmern bildete den Stolz seines Urhebers. Sein höchster Ehrgeiz richtete sich auf die Kanonenfabrikation aus seinem noch nicht übertroffenen Gußstahl. Alle anderen Erzeugnisse seiner groß gewordenen Werke lieferten ihm nur die Mittel, um das Ziel seines Ehrgeizes erreichen zu können. Fort und fort arbeitete er an Kanonen, probierte sie und ließ sie probieren. Man sprach davon mit Respekt, doch die blanke Bronzekanone blieb im militärischen Gebrauch. Auch auf der Münchener Ausstellung von 1854 war der Kruppsche Sechspfünder wieder, und wieder bewunderte man ihn. Ein Jahr später, auf der Pariser Ausstellung, erregte ein neues Aufsehen das zwölfpfündige Geschütz aus Kruppschem Gußstahl. Man versuchte diese Kanonen immer wieder und fand sie unübertrefflich. Der Kommandeur der braunschweigischen Artillerie erklärte, daß sie vorzüglich seien und ihre Einführung in die Armee namentlich auch dazu dienen würde, „der deutschen Eisenindustrie Millionen zuzuwenden". Endlich wagte es Ägypten, eine Anzahl Kanonen bei Krupp zu bestellen; dann der auf den Khedive eifersüchtige Bey von Tunis. In Berlin zauderte man noch. Aber 1859 überschritt man endlich den Rubikon. Krupp erhielt den Auftrag von der preußischen Kriegsverwaltung, 225 Geschützrohre

aus Gußstahl nach Spandau zu liefern. Im Feldzuge von 1864 in Schleswig bewährten sie sich dann glänzend, und nun war Krupp für das Geschützwesen, was Dreyse für die Infanteriegewehre werden sollte — der große Reformator, bei dem Kanonenbestellungen aus aller Welt einliefen und dessen Triumph England und Frankreich zu Wettbetrieb auf ihren größten Eisen- und Stahlwerken aufrief. Im Jahre 1864 verbrauchte Krupp etwa 54 Millionen Pfund Gußstahl gegen 25 im Jahre zuvor. Die Kanone machte sein Geschäft erst wahrhaft großartig; als „Kanonenkönig" flossen ihm die Millionen zu und wurde er einer der größten Gewerbkapitalisten in Europa.

Seine Werke dehnten sich auf dreihundert Morgen aus, dazu ein Schießplatz von zwei Meilen Länge. Vier Kohlenzechen lieferten der Fabrik das Feuerungsmaterial, 414 Eisensteingruben das Erz zum Schmelzen; zu ihnen waren in Spanien bei Bilbao weite Erzlager erworben, aus denen jährlich 6 Millionen Zentner Eisenstein nach Essen kamen. Besondere Schiffe wurden dafür erbaut und ihrer vier dampften dann immerfort zwischen Spanien und der Nordseeküste. Bei Neuwied und Duisburg gab es zwölf Hochöfen, die für Krupp im Betrieb waren und acht andere wurden dazu eingerichtet. An fertigen Gußwaren lieferte das Werk im Jahre $2^1/_2$ Millionen Zentner. Die Zahl der Arbeiter schwankte zwischen 10- und 12000; in den Kruppschen Dörfern waren für sie 3277 gesunde Familienwohnungen, die von über 16000 Menschen bewohnt waren. So 1872*).

In England war diesem Geschäft im Geschützwesen die königliche Gießerei in Woolwich unter Leitung des Ingenieurs Armstrong ein rühriger Nebenbuhler, in Frankreich das große Eisen- und Schmelzwerk in Creusot, an dessen Spitze Schneider, der Sohn des Präsidenten des gesetzgebenden Körpers unter dem zweiten Kaiserreich und Erbe dieser Schöpfung seines Vaters, stand.

*) Krupp und sein Werk. S. 25 fg. 78. Rh. Westf. Ztg. 1887. No. 198. S. a. hier S. 69.

Creusot beschäftigte 1875: 15500 Arbeiter, hatte 308 Dampfmaschinen, förderte 14 Millionen Zentner Kohle und lieferte $6^1/_2$ Millionen Zentner Eisen und Stahl. Seine Arbeiterzahl stieg später auf 20000.

Der arbeitenden Intelligenz und Unternehmungslust dieser Epoche, die um Mitte des neunzehnten Jahrhunderts anhebt, stellten sich die wichtigsten und nützlichsten Erfindungen in den Wissenschaften zu Diensten, um Reichtum erwerben zu können, in dem die Macht der kapitalistischen Gesellschaft sich entfaltete. Ganze Arbeitbetriebe wurden ins Große umgestaltet, die Lebens- und häuslichen Einrichtungen verbesserten und veredelten sich. Der Erdmagnetismus rief eine mechanische Industrie auf, die Gaserleuchtung Kapitalgesellschaften zu ihrer Ausnutzung und blühende Geschäfte für die Herstellung der Mittel ihres sich in Läden und Wohnungen ausdehnenden Gebrauchs. Die Verbesserung der Schußwaffen veranlaßte die Anlage gewinnreicher Fabriken für Schießpulver neuer Art (Rottweil). Wie viel Reichtum ist nicht auch mit den kleinen Schwefelhölzern, die erst seit 1848 in allgemeine Aufnahme an Stelle der Tunkfeuerzeuge kamen, verdient worden; dann mit den verbesserten Phosphorreibhölzern! Neue Metallverbindungen wurden entdeckt und verarbeitet — Neusilber, Alfenide, Christofle —; die Maschinentechnik gab neue Mittel des Erwerbs und seiner erhöhten Ertragsfähigkeit.

Ein Beispiel hiervon ist die Bernstein-Ausgrabung in Ostpreußen, die als königliches Regal jährlich etwa 100000 Kilogramm eintrug. Seit 1872 hatte das Haus Stantien und Becker in Palmnicken-Königsberg das samländische Küstengebiet erworben und betrieb bergwerkmäßig mittels Taucher die Förderung des „ostpreußischen Goldes“ aus der „blauen Erde“, die vierzig Meter unter der Oberfläche der Ostsee aufgelagert ist. Im Jahre 1890, entnehmen wir einem Bericht, beschäftigte dieser Betrieb 1550 Arbeiter und hundert Beamte. Es wurden 200000 Kilogramm Bernstein gewonnen, die als Rohware 1·800000 Mark wert waren. Auf der Einöde an der Küste von früher steht jetzt ein Schloß

mit Wirtschaftgebäuden und ein Hotel; es giebt dabei 61 Häuser mit 275 Wohnungen für Arbeiter, ferner besondere Beamtenhäuser, Fabrikgebäude, die Werke selbst, ein Krankenhaus, Schulhaus, ein Kirchlein.

Auch der Runkelrüben-Zuckerindustrie ist hier zu gedenken, die manche zu Millionären gemacht hat, namentlich durch hohe Schutzzölle und noch Exportprämien, d. h. Rückvergütung der Inlandsteuer für außer Landes geführte Erzeugnisse. Dieser Industriezweig hatte durch große technische Verbesserungen seit Jahren einen glänzenden Gewinnertrag. In Deutschland entstanden daher eine Menge Aktiengesellschaften für Rübenzuckerfabrikation, die eine zeitlang 25—60 Prozent Dividende verteilten. Statt freilich von diesem übergroßen Verdienst eine starke Rückdeckung als Notpfennig zu hinterlegen, wurden mit den erübrigten Millionen immer nur neue Unternehmungen gegründet. Zuckerfabriken schossen wie Pilze aus der Erde und so entstand ein Überfluß an Zuckerfabrikat, durch den der Preis desselben ungemein zurückging. Diejenigen Fabriken, die den Preis durch Aufspeichern der Ware zu halten suchten, gingen zu Grunde, während diejenigen soliden Häuser sich behaupteten, die Ersparnisse zurückgelegt und ihre Vorräte, wenn auch mit Schaden, verkauften*).

Die Bedeutung des Bieres in neuerer Zeit ist in Bezug auf Verbreitung und Verbrauch eine ganz enorme gegen früher. Die Ursachen davon sind aus der Steigerung der Verkehrsmittel und der Vermehrung des Nationwohlstandes erklärlich. England ist das Vaterland der Biere, des Ale und Porter. Eine der ersten Brauereien in London war schon im vorigen Jahrhundert die von Thrale, der ein steinreicher Mann für seine Zeit und auch Parlamentsmitglied wurde. Aus seinem Geschäft entstand nach seinem Tode das von Barclay und Perkins, das sich einen Weltruf durch sein Portergebräu erwarb. Im Jahre 1852 bedeckten dessen Gebäude in Southwark bei London dreizehn preu-

*) Max Wirth, Quellen des Reichtums (1889). S. 131.

fische Morgen und es verbrauchte über elf Millionen Bushel Malz — ein Bushel gleich vierzig englische Pfund. In ungeheuren Kellerräumen lagerten die „sechs Schwestern," sechs Riesenfässer, deren kleinstes nicht weniger als 3500 Faß Porter hält, deren größtes 100300 Quart.

Eine Nebenbuhlerin von Barclay & Perkins war die Brauerei von Buxton, die jährlich mehr als hunderttausend Barrels Porter lieferte. Buxton gehörte auch dem englischen Parlament an und hat sich einen Ehrennamen durch die Energie erworben, mit der er für die Abschaffung der Sklaverei auf allen britischen Besitzungen eintrat, bis dieselbe 1833 endlich Gesetz wurde. Im Jahre 1840 zog er sich, 54 Jahre alt, von seinen Geschäften zurück, wurde Baronet und lebte auf seinem Landgut zu Northrepps in der Grafschaft Norfolk. Sein Sohn gab 1848 seine interessanten Memoiren heraus*).

Erwähnt sei unter den großen und reichen englischen Brauern noch William Baß, der sich 1777 eine eigene kleine Brauerei in Burton anlegte. Sein Glück machte er dadurch, daß er sein Bitter-Ale exportfähig herstellte und nach Indien verschickte. Zwar gab es auf diesem Felde des Handels schon das reiche Haus Abbott u. Hodgjon; aber Baß schlug es mit der Güte und Schmackhaftigkeit seines Bieres. Er wurde dadurch und durch die wachsende Verbreitung seines Ale auch in England, zumal in den Hafenstädten, ein vielfacher Millionär. Ein Depot der Brauerei war in London, wo es auf drei Hektaren seine großartigen Kellereien hatte. In Burton aber nahmen die Brauereianlagen ein Terrain von 25 Hektaren in Anspruch; 3000 Arbeiter waren da in Thätigkeit. Der Export des Baßschen Bieres stieg auf über eine Million Tonnen, deren Transport allein etwa vier Millionen Mark jährlich kostete. An Bier in Flaschen werden ihrer außerdem etwa hundert Millionen jährlich verschickt. An Steuern zahlte neuerdings das Geschäft sieben Millionen Mark. Es besitzt Län-

*) Deutsche Handw.-Bibliothek XVI. S. 97, 107.

dereien von 35000 Hektaren nur für den Bau von Gerste, 1500 für den von Hopfen, von dem in den Lagern sich immer Vorräte im Werte von etlichen Millionen befinden; 60000 Wagenladungen sind jährlich nötig, die Fässer zu transportieren, und die Faßbinderei hat mit einer halben Million Tonnen zu thun.

William Baß vererbte sein Geschäft an Michael Thomas Baß, der es 1880, im Alter von achtzig Jahren, einer mit 1300000 Pfd. Sterl. gegründeten Kommanditgesellschaft überließ. Er war dreißig Jahre lang Mitglied des Parlaments und sollte Peer werden; aber er wollte lieber der erste in der „Beerage," als der letzte in der „Peerage" sein, wie er scherzte. Bei seinem Rücktritt ins Privatleben, sagte Gladstone von ihm, er sei der würdige Vertreter seiner Industrie und seine Brauerei „eine der bedeutendsten und geachtetsten Einrichtungen Englands". Für die Stadt Burton wurde er ein großer Wohlthäter, stiftete ihr ein Museum, eine Bibliothek, Bäder und andere öffentliche Anstalten.

Das Bier einzelner Brauereien, zumal bayrischer, gewann auch in Deutschland eine außerordentlich wachsende Verbreitung. Es war dies namentlich im dritten Viertel dieses Jahrhunderts der Fall. Nürnberg, München, Erlangen wurden große Export-Stationen für ihr Gebräu. Allen voran ist da wohl Gabriel Sedlmayer in München mit seinem Spatenbräu zu nennen. Im Jahre 1870 verbrauchte er an Malz für sein Bier nicht weniger als 52677 bayrische Scheffel oder 15 Millionen 603100 Zollpfund; der ihm nächste war der Ludwig Breysche „Löwenbräu" mit über 43000 Scheffel, während die anderen großen Münchener Brauereien, wie Pschorr, Zacherlbräu, Haderbräu, nur zwölf- bis achtzehntausend Scheffel, das Hofbrauhaus kaum mehr als siebentausend bedurften. Alle diese Geschäfte sind obenauf geblieben und ihr Export hat fort und fort sich gesteigert. Bierpaläste auch in Berlin zeugen von ihrem Reichtum.

In Österreich war es die Anton Dreher'sche Brauerei, die sich, 1832 begründet, zu erstem Range aufschwang. Eine Zeit-

lang beherrschte sogar ihr Schwechater-Bier den Markt in Paris und in Italien. Im Jahre 1866 lieferten Drehers verschiedene Brauereien bei Wien, in Ungarn und Böhmen 680000 Eimer, das war der siebzehnte Teil der gesamten Bierproduktion im Kaisertum Österreich und Königreich Ungarn.

Großen Absatz fanden dann die böhmischen Biere, die Pilsener zumal. Die erste dieser Brauereien ist das „Bürgerliche Brauhaus“ in Pilsen, das 1842 gegründet wurde. Braurechtigt war die Bürgerschaft der Stadt von altersher und zwar haftete 1842 ein solches Recht an 257 Parteien. Jede von ihnen durfte auf einmal sechzehn Faß und $2^1/_4$ Eimer brauen. Bei dem jeweiligen Braubürger bezog die Bevölkerung ihren Trunk, und wenn es mit diesem nach zwei bis drei Tagen zu Ende war, so kam der nächste Brauberechtigte an die Reihe. Viele nun ließen sich dieses Recht für 25—35 Gulden ablösen, und da es etwa alle zwei Jahre dreimal an jeden kam, so mochte dem Bürger sein Braurecht wohl einer jährlichen Rente von siebzig Gulden oder einem Kapital von 1500 Gulden gleichgewertet sein. Seit der Gründung des Brauhauses ist dieses Kapital vielleicht um das Vierzigfache seines Wertes gestiegen. Im Jahre 1842 wurden 3657, im Jahre 1891/92: 402540 Hektoliter erzeugt. Wer ehedem zwei Bierscheine — „Brauränge“ genannt — bezog, erhält deren jetzt 45 und obendrein eine stattliche Dividende*).

Eine großkapitalistische Bedeutung erhielt auch die Champagnerfabrikation. Der erste Champagner stammt aus dem Benediktinerkloster Hautvilliers bei Reims. Die Explosion einer Flasche gelagerten Landweines gab dem klugen Kellermeister Dom Pérignon, der auch den Korkpfropfen erfunden hatte, zu denken und veranlaßte ihn, mousierenden Champagnerwein eigens herzustellen. Der Marquis de Sillery fabrizierte ihn dann darnach und das Getränk wurde sehr beliebt am Hofe Ludwigs XIV., dann an dem des zechlustigen Regenten Orleans. Zwölf Flaschen

*) „Neue Wiener Tageblatt,“ September 1892.

kosteten damals 250 Lires. Eine größere Fabrikation dieses perlenden Schaumweines, die ihn weiter und weiter in den Handel und in den Privatbesitz der Ausländer brachte, bewirkte zur napoleonischen Zeit das Haus Cliquot in Reims, das in der Firma Cliquot veuve seinen Weltruf sich auch erhielt. Die Witwe lebte auf dem Schloß Boursault in der Champagne in fürstlichem Luxus*). Andere berühmte Firmen waren: Duc de Montebello, Lambry, Geldermann und Deutz, Boll und Komp., Jacquesson und Sohn, Moët und Chandon, Roderer u. a. Trotzdem wegen der langen Lagerung der Flaschen mit ihrem ausgärenden Inhalt sehr großes Kapital zur Herstellung des Champagners gehörte, so mehrten sich durch das glänzende Geschäft, das damit bei der steigenden Nachfrage zu hoffen war, zumal wenn eine Marke in Mode gekommen, doch die Fabriken für das luxuriöse Getränk, abgesehen von dessen Nachbildungen und Verfälschungen. Einzelne Kellereien versandten bis zu einer Million Flaschen im Jahr. Ein Bericht der Handelskammer in Reims giebt die Ausfuhr echten Champagners für 1890 auf 21699111 Flaschen an; im Jahre darnach betrug sie etwa eine Million weniger wegen der Höhe des Zolles; 1844 war sie nur in Zahl von 4380204 Flaschen. In noch nicht fünfzig Jahren hatte also dies Geschäft fast um das Fünffache sich vergrößert und dementsprechend darauf gegründete Vermögen gemehrt. Nach jenem Bericht wurden in Frankreich selbst an echtem Champagner im Jahre 1844: $2^1/_4$ Millionen Flaschen verkauft, im Jahre 1891 dagegen ca. $4^1/_2$ Millionen.

Es kam dann auch eine bedeutende deutsche Champagnerfabrikation auf, die der französischen erfolgreiche Konkurrenz bereitete. Das erste Geschäft dieser Art war das von G. E. Keßler und Komp. in Eßlingen. Keßler hatte von 1810 bis 1826 das Geschäft der Witwe Cliquot in Reims geleitet und mit einer Tochter oder Verwandten derselben sich verheiratet. Nach der

*) Charles Monselet, Souvenirs littéraires, 1889, S. 97.

Cliquotschen Weise stellte er seinen Eßlinger Champagner her. Die Produktion wuchs und stieg in den siebziger Jahren bis auf 200000 Flaschen jährlich*). Von den anderen deutschen Geschäften in Schaumwein sei noch das der Firma Burgeff & Komp. als wohl des nächstalten erwähnt. Es wurde in Hochheim am Main 1836 gegründet und 1857 in eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von einer Million Gulden umgewandelt, nachdem einer der Begründer, Schweickardt, gestorben war. Es lieferte schon vorher bis zu 500000 Flaschen im Jahre, die vornehmlich in Belgien und England Absatz fanden. Seit den siebziger Jahren stieg die Produktion der Hochheimer Aktiengesellschaft fortwährend und in ihren mehrere Geschosse tiefen Kellern waren daher beständig 1½—2 Millionen Flaschen auf Lager**).

In keinem europäischen Lande fand verhältnismäßig ein so bedeutender Verbrauch von Kaffee bis 1835 statt wie in Belgien, der von den Kolonien, wie auch in großen Massen der Zucker, eingeführt wurde***). Als Ersatzmittel für diese würzige Bohne zur Herstellung eines erwärmenden Getränkes gelangte wie in den meisten Ländern, so auch in Deutschland, außer der gedörrten Eichel und Feige besonders die Cichorie in Aufnahme und ihrer Fabrikation dafür verdankte ein Ludwigsburger Kaufmann sein großes Geschäft und Vermögen. Er hieß Wilhelm Franck und war 1828 in Vaihingen a. E. geboren, wo sich die von seinem Vater Heinrich Franck begründete Fabrik von Cichorien-Kaffee befand. Das kleine Geschäft vergrößerte sich in den vierziger und fünfziger Jahren und kam in imposanter Anlage 1868 nach Ludwigsburg. Die Zollverhältnisse veranlaßten im Laufe der Zeit die Begründung von Fabrikanlagen auch im Auslande, so in Linz, in Komotau in Böhmen, in Basel, Mailand, Kaschau, Bukarest. Die Firma beschäftigte beim Tode Wilhelm Francks

*) Stuttgarter Museum 1873, No. 2.
**) Rundschau, 1891, No. 7.
***) Gülich, Handel und Gewerbe IV, S. 17.

1892 in vierzehn Fabriken Hunderte von Beamten und Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen. Ihr Besitzer war zum Dank für sein Glück ein großer Wohlthäter für Ludwigsburg.

Den Genußmitteln, die in neuerer Zeit in massenhaften Verbrauch kamen und darum neue Industrien in hohen Aufschwung brachten, oder vielmehr wohl durch diese zu populärer Bedeutung gelangten, ist die Schokolade und der Kakao anzureihen. Große Geschäfte dieser Art haben sich einen internationalen Markt erobert und repräsentieren eine kapitalistische Kraft gegen ihre bescheidenen Ahnen in der Fabrikation ihrer Waren. Ebenso ist es mit der Fabrikation der Zigarren der Fall, seitdem dieselben gegen Mitte dieses Jahrhunderts eine so allgemeine Verbreitung fanden, und mit dem Rauchtabak (Knaster), als er mehr und mehr bei den Landleuten geschätzt wurde. Ein bedeutendes Geschäft darin erblühte unter Thorbecke in Mannheim. Diese Firma wurde im vorigen Jahrhundert in Mannheim gegründet. Franz Thorbecke, 1843 geboren, war als junger Kaufmann ins Ausland gegangen und fand 1868 eine Stellung in Lissabon als Direktor einer bedeutenden portugiesischen Tabakgesellschaft. Nach kurzer Zeit schon mußte er die Leitung des Geschäfts in Mannheim übernehmen. Er erweiterte es dann und errichtete Fabriken in der Umgegend, auch eine Stiftung zu Gunsten seiner älteren Arbeiter. Andere große Tabakfabriken waren die von Oldenkutt in Hanau; Gebr. Bürglen in Ulm; für Schnupftabak im besonderen: Lotzbeck in Lahr, Bernard in Regensburg.

Gab die Wissenschaft viele Anregungen zu neuen gewinnreichen Industrien und Aufschwung alter, so in hervorragendstem Maße die Chemie. Sie nützte dem Ackerbau durch Hinweis auf neue Dungmittel, z. B. den Guano. Nachdem man gegen Ende des Jahres 1840 in einigen Gegenden Englands glückliche Versuche mit Anwendung desselben angestellt hatte, verbreitete in den folgenden Jahren sein Gebrauch sich in solchem Maße, daß man innerhalb einer kurzen Zeit ungeheure Massen einführte und er ein bedeutender Handelsartikel wurde. Im Jahre 1844 sollen von

England tausend Schiffe ausgesandt worden sein, um diesen Vogelmist von den peruanischen Inseln und von denen in den westafrikanischen Gewässern zu holen*).

Von nicht geringer Wichtigkeit war es auch, daß der Landwirtschaft durch Trockenlegen nasser Ländereien vermittels sinnreich angelegter Abzugsgräben — Drainage — eine Verbesserung zu teil wurde. In England trat zuerst in den dreißiger Jahren eine große Vervollkommnung dieses Verfahrens ein. Die Trockenlegung des sogenannten Haarlemer Meeres, einer sechs Stunden langen, drei Stunden breiten und fast vier Meter tiefen Wasserfläche, erfolgte in den Jahren 1840 bis 1853 mit einem Kostenaufwand von ungefähr 23 Millionen Mark und gehört zu den denkwürdigsten Menschenleistungen neuerer Zeit zur Vermehrung des Wohlstandes eines Landes. Die Polder des Y beim Bau des Nordseekanals sind in den Jahren 1865 bis 1876 entstanden. Die ganze Anlage kostete 60 Millionen Mark. Große Flächen fruchtbarsten Landes sind mit diesen Anlagen geschaffen worden. Wo vordem die Salzflut wogte, sieht man jetzt grünende Wiesen und reiche Äcker. Neuerdings hat man deshalb den Plan gefaßt, und er ist von der Regierung auch zur Ausführung bestimmt worden, dem Meere eine ganze Provinz abzuringen durch Trockenlegung der Zuidersee. Dieselbe erstreckt sich von den Inseln Texel und Wieland aus nach Süden tief in das holländische Land hinein und bildete ursprünglich ein geschlossenes Wasser, das die Römer lacus Flevo, die späteren Almere nannten. Es hatte einen Flächeninhalt von 1400 Quadratkilometer, bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sein nordwestliches Ufer von den Wellen der Nordsee verschlungen und der Zusammenhang mit dem Meere hergestellt wurde. Seit dem Jahre 1287 hat die Zuidersee ihren Umfang von 3189 Quadratkilometer erhalten. Der Gedanke, sie auch trocken zu legen, tauchte schon am Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts auf, und der 1886 gegründete Verein „Zuidersee"

*) Gülich V, 265.

nahm ihn erst wieder auf. Es soll in gerader Linie von der Ewykschleuse in Nordholland über Wieringen nach Pixam in Friesland ein Eisenbahndamm gebaut und durch diesen eine Fläche von 36000 Hektaren von der Nordsee abgeschlossen werden. Die Sandgründe der abgeschlossenen Zuidersee will man zur Bildung eines Binnensees von 120000 Hektaren benutzen, in den sich die Yssel, das Schwarze Wasser, die Eem, die Utrechtsche Vecht und verschiedene kleine Gewässer ergießen sollen. Dieser Salzsee, der sich allmählich in einen Süßwassersee verwandeln wird, soll den Namen „Ysselmeer" tragen. Die geplante Schleusenanlage, in einer Breite von 300 Metern bei 4 Meter Tiefe, ist nach langjährigen Beobachtungen leicht im stande, die durch die Flüsse zugeführten Wassermassen wieder abzuführen. Die Kosten des ganzen Unternehmens, auf dessen Vollendung man 32 Jahre rechnet, sind auf 190 Millionen Gulden (323 Millionen Mark) veranschlagt. Davon soll der Staat 42 Millionen zuschießen, und für die Zinsen der anderen 148 Millionen bürgen. Ein Anteil an dem in Aussicht stehenden Gewinn ist ihm zugesichert; denn man hofft durch diese Trockenlegung 200000 Hektar fruchtbaren Landes zu gewinnen, aus dessen Verkauf nach dem Durchschnittspreise des Ackerbodens in den Niederlanden eine Einnahme von über 200 Millionen Gulden erzielt werden würde.

Eine ganz besonders ergiebige Quelle des Reichtums erschloß die Chemie durch Erfindung und Verwendung des Anilin zur Farbenbereitung und Färberei. War schon Indigo ein Handelsartikel, der enormen Umsatz in neuerer Zeit fand — England holte in den dreißiger Jahren 9—10 Millionen Pfund aus Bengalen und Europa bezog für 60—70 Millionen Thaler jährlich — so ward das aus dem Steinkohlenteer gezogene Anilin ein noch gewinnreicherer Handels- und Fabrikationsartikel. Deutschland nahm und behauptete hierbei den ersten Rang. Die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen wurde ein Millionengeschäft. Ihre russische Zweiganstalt in Butirki bei Moskau war z. B. im Jahre 1890 mit einem Kapital von über

einer Million Rubel ausgestattet und ergab einen Gewinn von 116037 Rubel. Für die Angestellten und Arbeiter der großen Fabrik ist u. a. von seiten des Direktors, Kommerzienrats Dr. Heinrich Brunck, auf seinem Familiensitz in Kirchheim-Bolanden eine Stiftung aus Privatmitteln gemacht worden, die einer Anzahl der Leute eine gastliche Sommerfrische gewährt, wo sie Wohnung, Frühstück, Mittagessen, Vesperbrot und Abendessen, mittags Wein und abends Bier erhalten. Der Direktor Siegle bezieht aus diesem Anilingeschäft ein jährliches Einkommen von über zwei Millionen.

Einzelne Gewerbe konnten nur durch die gestiegenen Kulturverhältnisse unserer Zeit zu großen Vermögensstellungen gelangen. Es sei auf die Fabrikation der Pianinos und Konzertflügel hingewiesen. Der Erste auf diesem Gebiet war Sebastian Erhart aus Straßburg, der als armer Tischlergesell im vorigen Jahrhundert nach Paris ging und dort als „Erard" mit seinem verbesserten Clavecins sich einen Weltruf errang. Im Jahre 1823 eröffnete er mit seinen Fortepianos eine neue Epoche des Klavierbaus. Als nahezu Achtzigjähriger starb er 1831 in Paris. Er hatte eine industrielle Dynastie begründet, die weiter blühte.

Andere solcher Dynastien standen neben ihr; die von Steinway (Steinweg, die Familie stammt aus Braunschweig) in New-York ist schon erwähnt worden*). William Steinway ist einer der hervorragendsten Vertreter des Deutschtums in Nordamerika, der unter anderem, was er an Wohlthaten geübt, eine Schule für achthundert Kinder in New-York errichtete, in der neben den übrigen Fächern insbesondere auch Deutsch und Musik unentgeltlich gelehrt wird. In seinem Geschäft sind 2000 Arbeiter, zu denen noch 300 kommen, die in der alten Hamburger Zweigfabrik thätig sind. Ein Steinway-Flügel, den jüngst der Kaiser kaufte, kostete 9000 Mark. — In Wien sind Bösendorfer, in Barmen Ibach, in Dresden Rosenkranz, in Leipzig Breitkopf und

*) S. S. 113.

Härtel, in Stuttgart Schiedmayer und Klinckerfues große Firmen im Klavierbau geworden, denen sich andere in Berlin (Bechstein), London und Mailand anreihen.

Mit Bleistiftherstellung wurde Faber in Nürnberg ein Millionär. Der Luxus in Blumen für Festzierden, Geschenke, machte Gärtner zu großen Kapitalisten, in Valencia, in Nizza, in Paris, in Erfurt. Eine Gärtnerei in Quedlinburg, die mit Samen handelt, ist neuerdings mit drei Millionen Mark Jahreseinkünften bezeichnet worden. Aus dem thüringischen Dorf Ruhla wurde durch die Meerschaumbearbeitung für Pfeifen und Zigarrenspitzen ein großer Fabrikort und reiche Fabrikanten haben da ihren Sitz. Einzelne Pariser Spielereien, patentiert, die schnell in Mode kamen, brachten auf einen Schlag Hunderttausende an Gewinn. So zum öffentlichen Ausspiff der Louis Napoleonischen Demoralisation Ende der 1860er Jahre das Cri-Cri, ein kleines Schreiinstrument aus Blech, das in der Hand gedrückt und womit der kurze, schrille Ton erzeugt wurde. Ein paar Wochen lang hörte man es auf allen Straßen und von Paris verbreitete es sich mit Blitzesschnelle in die anderen großen Städte ganz Europas.

Gewisse Städte als Zentren einzelner Gewerbe und Handelsunternehmungen wurden Nester großen Privatreichtums und erhielten in Millionären einen neuen Zuwachs des Patriziertums. Abgesehen von reicher aufblühenden Seestädten, wo solch Patriziertum nichts Neues war, erstanden Städte wie Elberfeld und Barmen als mächtige Fabrikorte zu Heimstätten außerordentlichen Reichtums einzelner, Krefeld durch seine Seiden- und Samtwarenfabriken, Solingen durch die Klingenfabrikation, Mannheim, Heilbronn durch ihr Exportgeschäfte.

Überall war der fruchtbare Boden, auf dem die kapitalistische Gesellschaft unserer Zeit emporwuchs als Ergebnis von Arbeit, Energie, Intelligenz, Talent, Unternehmungskraft, wozu die Zeit und die sich umändernden Verkehrs-, Geschäfts- und Arbeitsverhältnisse hundertfältig ihre Mittel lieferten. Die Geschichte dieser wirtschaftlichen Erhebung und die Beispiele des Emporkommens

der einzelnen beweisen, daß zumeist die arme Volksklasse, nachdem ihre Kraft frei geworden, die rührigsten Elemente für diese neue Gesellschaftsbildung stellte.

Auch sind die Belege zahllos, daß Arbeiter wie einst Meister der Zunft, so jetzt in viel größerer Zahl freie Fabrikanten, Kapitalisten, wurden, nicht immer reiche und große, aber doch vermögliche Leute, die es ihrer Geschicklichkeit verdankten. Die große Elfenbeinschleiferei in Dieppe wurde nur von einfachen Arbeitern begründet, die ihr selbständiges Geschäft errichteten. Vor einem halben Jahrhundert waren es dort ihrer zehn oder zwölf; jetzt sind im Oise-Departement mehr als hundert wohlhabende Fabrikanten in Elfenbeinschnitzwaren, darunter nur einige, die nicht einfache Arbeiter gewesen waren. Sie verblieben auch in ihrem eigenen Geschäft in alter Arbeiterweise mit thätig und ihre Töchter in bäuerischer Tracht sind es dazu*).

Wir kommen hierbei notwendigerweise auf die Haus- und und Kleinindustrie zu sprechen, die in die kapitalistische Gesellschaft hineinarbeitet, oder die auf vorher sterilem Boden eine mehr oder minder bedeutende Entwicklung von privatem Wohlstand aufrief, damit auch von Kapitalgütern in Produktionsmitteln. In Solingen hat derart die Metallindustrie die Klingenbearbeitung in die Häuser verlegt, wo jeder als Arbeiter wie ein kleiner Meister selbständig schafft. In Birmingham und Sheffield werden verschiedene Gewerbe im Hause mit kleinem Kapitalbetrieb unterhalten; nach Nürnberg und Sonneberg im Koburgschen liefern die Landleute ihre nach Muster gefertigten Spielsachen in die großen Geschäfte dafür. Mit Holzschnitzereien in Oberbayern, in Tirol, im Salzkammergut, im Berner Oberland, ist es ebenso der Fall. In Grasse (Südfrankreich) mit seiner großartigen und paradiesischen Gartenkultur sind die Parfümerien allgemein. Einst, unter Katharina von Medici, legte der Italiener Turbarelli dort den Grund dazu; jetzt lebt die ganze Bevölkerung

*) Roscher, Ansichten II, 140.

davon und vom Blumenhandel. Ballsträuße von Grasse gehen in die ganze Welt. An Orangeblüten werden daselbst jährlich 1200 Tonnen (à 20 Zentner) verarbeitet, Rosen an 800 Tonnen, Jasmin 200, Veilchen 100 Tonnen. Wo in den kleinen Hausfabriken nicht Parfümerien hergestellt werden, kandiert man die Früchte, wie es auch in Südtirol geschieht. Der Exporthandel in alledem ist fort und fort gestiegen.

In Neufchatel, Genf, für Frankreich in Besançon, wo sie Ende des vorigen Jahrhunderts Megewand ins Leben rief, ist die Uhrenfabrikation eine bedeutende Hausindustrie geworden, die Millionen an Ertrag dahin bringt. Im Jahre 1875 fabrizierte die Schweiz 1600000 Taschenuhren im Werte von 88 Millionen Francs, Frankreich, zumeist in Besançon, 400000 im Werte von 25 Millionen*).

Berühmt in Uhrenfabrikation ist auch die Kolonie Glashütte im sächsischen Erzgebirge, die Adolf Lange 1845 begründete und die für diesen gänzlich verarmten Landbezirk zum größten Segen wurde. Mehr als zwölftausend Taschenuhren meist bester Art, wovon die meisten aus der Fabrik von A. Lange und Söhne, werden von dort jährlich in die Welt versandt.

Christian Zimmermann begründete als kleiner hausierender Wollwirker anfangs dieses Jahrhunderts eine Fabrik für Wollenwaren in Apolda in Thüringen. Als er 1843 starb, war sein Geschäft eins der größten im Welthandel und seine Söhne führten es in dauernder Blüte weiter. Aber es ist auch der Mittelpunkt einer Hausindustrie in der ganzen Umgegend von Apolda geworden, die von Frauen und Kindern betrieben wird. Im Jahre 1864 wurden dort 500000 Thaler Arbeitslöhne gezahlt**).

Seiden- und Baumwollenmannfaktur waren auch als Hausindustrie in der Schweiz sehr bedeutend. Basel, St. Gallen und Zürich bildeten dafür kapitalistische Zentren. Die Einführung der

*) Leboy, Etudes sur l'horlogerie en Franche-Comté.

**) Gartenlaube 1866, S. 59.

verbesserten Heilmannschen Stickmaschine, wie sie Elisäus Rittmayer seit 1840 bewirkte, erschloß aber eine neue und segensreiche Quelle des Wohlstandes für einen großen Teil des Landes, zumal durch die hierin arbeitende Hausindustrie, die sich bis in die höchstgelegenen Dörfer und bis nach Vorarlberg hinein erstreckte. Im Jahre 1880 wurden für etwa achtzig Millionen Francs jährlich an Stickereien in der Schweiz hergestellt, die mit den feinsten Handarbeiten wetteiferten, und dieser Produktionswert stieg bis auf neunzig und hundert Millionen. Siebzigtausend Menschen fanden durch die Stickmaschine in der Schweiz ihr gutes Brot, oder einen in mancher Zeit sehr großen Nebenverdienst, und unter diesen Menschen waren, was wohl zu beachten, viele physisch wie geistig nur als recht geringe Kraft zu schätzen. Der Arbeitgeber in der Stickerei ist der Kaufmann oder Exporteur: der Arbeitnehmer oder Lohnarbeiter dagegen ist der Einzelsticker und Fabrikant. Der Kaufmann giebt den beiden letzteren seine Aufträge nach bestimmten, von ihm erstellten Mustern und zu festen Lohnsätzen in Arbeit; er liefert ihnen gleichzeitig auch meist den notwendigen Rohstoff. Einzelsticker und sogenannter Fabrikant unterscheiden sich nur darin, daß der erstere bloß eine Maschine oder hier und da ihrer zwei eigentümlich besitzt, während der letztere eine größere Anzahl derselben hält und durch Arbeiter, die „Fabriksticker", betreiben läßt. Zu diesen eigentlichen Arbeitnehmern gesellen sich als dritte Gruppe die sogenannten Fergger, eine Art Arbeitsvermittler zwischen den Kaufleuten einerseits und den Einzelstickern und kleineren Fabrikanten andererseits. Im Kanton St. Gallen gab es 1885 649 Geschäfte, die 5665 Maschinen für Stickerei besaßen, und 4639 Haussticker, denen fast ebensoviel, nämlich 5464 Stickmaschinen, eigentümlich gehörten; im Kanton Thurgau, dem hierbei nächst in betracht kommenden, hatten 263 Geschäfte 1758 Maschinen und 1461 Hansarbeiter deren 1864*).

*) G. Baumberger, Geschichte des Zentralverbandes der Stickerei-Industrie der Ostschweiz (1891), S. 9, 11.

In früheren Zeiten haben einzelne Beamte, wie z. B. die Generalpächter in Frankreich, enorme Einkünfte gleichsam privilegiert gehabt, einzelne im gelehrten Beruf, wie Advokaten und Ärzte, große Vermögen sich erwerben können, ebenso im Handwerk. Aber die Verhältnismäßigkeit hierin ist, auch wenn man die Minderung des Geldwertes gegen früher berücksichtigt, auch auf diesen Gebieten der Dienstleistung, des Talents und der Geschicklichkeit gestiegen. Vor allem in England. Die jetzigen Einkünfte englischer Minister stellen die Zinsen von Millionenkapital dar. Der Premier, der erste Lord des Schatzes beziehen je 5000 Pfd. Sterl. oder 100000 Mark, der Lordkanzler für Irland 8000 Pfd., der Lordgroßkanzler 10000 Pfd., der Vizekönig von Irland gar 20000 Pfd. oder 400000 Mark. Ein Grafschaftrichter hat 24000 Mark Gehalt, ein Oberrichter 100000. — Der Chemiker und Professor Aug. Wilhelm von Hofmann, der um die Kenntnis der Anilinfarben sich verdient gemacht, hinterließ ein Privatvermögen von 20 Millionen Mark nach den Zeitungsberichten.

Der verstorbene Leibarzt der Königin von England, Sir William Gull, hat ein bares Vermögen von 344000 Pfd. Sterl., also 6880000 Mark hinterlassen, abgesehen von ziemlich bedeutendem Grundbesitz in Schottland und England. Gull fing mit garnichts an und war eine Zeitlang Aufseher in einer Knabenschule. Als großer Arzt später erhielt er auch große Honorare; aber, da er ein kluger spekulativer Mann war, läßt sich annehmen, daß ein Teil seines Vermögens aus vorteilhaften Kapitalanlagen herrührte. Jedenfalls hatte es ein Arzt in England noch nie zu einem solchen Vermögen gebracht. Das größte, was bisher in dieser Beziehung bekannt war, ist das von Sir Benjamin Brodin hinterlassene Vermögen, das sich auf 150000 Pfd. Sterl., also drei Millionen Mark, belief. Bei dieser Gelegenheit erwähnte die „Deutsche medizinische Wochenschrift", daß ein englischer Advokat es auf ein Vermögen von 6 Millionen Mark bringen konnte, also einmal über den Doktor kam. — Dr. Mezger, Massageарzt von Ruf in Wiesbaden, hatte die russische Kaiserin u. a. täglich zweimal

zu behandeln. Er erhielt dafür ein tägliches Honorar von 1400 Mark außer den Reisekosten nach Petersburg, wo er wochenlang zum Zweck der Kur sich aufhalten mußte.

Reiche Schneider sind nicht selten; Mode, Armee- und Hoflieferung sind ihnen dann Wiegen des Glücks. In Kippenheim bei Lahr in Baden steht das Denkmal eines Mannes, das ihm zum Dank für seine große Wohlthätigkeit seine Landsleute errichtet haben. Es ehrt das Andenken an den Schneider Georg Stulz, der in London sein Glück machte und 1832 in Hyères bei Toulon starb. Er hatte in seiner Geburtsstadt Lahr ein Hospital und eine Kirche bauen lassen, dem Polytechnikum in Karlsruhe und anderen Instituten, dem Kloster Lichtenthal bei Baden, Hunderttausende gestiftet. Um dieser fortgesetzten Ehrenthaten willen verlieh ihm der Großherzog einen alten Edelsitz im Lande, nach dem er sich Ritter von Ortenberg nennen durfte*). — Im Jahre 1890 oder 1891 starb zu London im Alter von 84 Jahren der Schneider Jones, der als einfacher Arbeiter seine Laufbahn begonnen hatte, später als selbständiger Meister die Kleiderlieferungen für die gesamte englische Armee erhielt und dadurch zum Herrn eines fürstlichen Vermögens wurde. Er ist überdem interessant durch den glühenden Sammeleifer für Kunstsachen, der bis an sein Lebensende nicht erkaltete und ihn schließlich in den Besitz eines Museums von wahrhaft königlichem Wert setzte. Darin waren z. B. neunzig Emails von Petitot und eine prachtvolle Serie von mit Sèvres-Porzellanplatten bekleideten Möbeln, worunter ein kleiner Tisch, der Marie Antoinette gehört hatte und für den Baron Rothschild in Paris zu wiederholten Malen 150000 Francs geboten. Jones vermachte dies alles dem South-Kensington-Museum in London; man schätzte den Wert dieses Legates auf zwölf Millionen.

Ein deutscher Schneider in London von großem Vermögen war Storch aus Thüringen. Er arbeitete zu der Zeit Georgs IV.

*) Deutsche Handw.-Biblioth. I, S. 60 fg.

und für diesen, der jährlich 200000 Mark für seine Kleider brauchte. — Rutsch von Mannheim machte ein ähnliches Glück um diese Zeit in Petersburg. Sein Laden an der Ecke des Newskj-Prospect und des kleinen Morskoi war fortwährend von Equipagen russischer Großen belagert, die alle von dem berühmten kaiserlichen Hofschneider gekleidet sein wollten. Er ging als Millionär aus Rußland und kaufte sich eine prächtige Herrschaft bei Mainz. — Ein armer Schweizerbub, Johann Jakob Staub, schwang sich in Paris auf den Thron der Herrenmode. Er wurde Hauptlieferant der Uniformen für die französische Armee unter Napoleon I. und das Haus Staub in der Rue Richelieu wurde das Stelldichein der Pariser Elegants. — Der Schneider Gungl in Wien errichtete aus kleinen Anfängen ein glänzendes Geschäft und darauf seine reiche Dynastie. Er war ein Wiener Original, von dem viel heitere Anekdoten erzählt wurden, und gab die prächtigsten Abendgesellschaften für die aristokratischen Kunden. Sein Sohn und Nachfolger soll das Bild eines vollkommenen Hofkavaliers in seinem Auftreten geboten haben.

Auch auf diese Bestandteile der kapitalistischen Gesellschaft ist hinzuweisen. Sie bildete den persönlichen Unterschied der drei Einkommensarten offenbar schärfer aus: der vom Grundbesitz, vom beweglichen Vermögen und von der Handarbeit. Der Mittelstand in seinem alten Bestande wurde unter dieser sozialen Umbildung mehr und mehr gelockert, wie das Handwerk unter der schnellen Entwicklung der Großindustrie niederging. Wenn seit dem Altertum*) noch bis in die neuere Zeit als Dogma galt, daß der Mittelstand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich sei, „weil von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe," so war die geschichtliche Thatsache allmächtig geworden, daß dieser kleinbürgerliche Mittelstand, der sein gutes in Handel und Gewerbe gesichertes Auskommen hatte, sich als wirtschaftlicher Faktor unter der starken kapitalistischen Gesellschaft nicht behauptete. Er suchte

*) Euripides, Die Flehenden V. 577, 244

zu ihr emporzukommen, oder er sank zu dem Stand der Lohnarbeiter und des Kleinbetriebes herab. Der neue Gesellschaftsprozeß, der sich nach einem Naturgesetz vollzog, löste alte überlieferte Gebilde, Zünfte und Rechte auf, ließ starke Elemente steigen, schwache fallen, veränderte fort und fort die Vermögen, machte Reiche oft auf einen Schlag, verarmte sie aber auch ebenso schnell. Es war ein Werden im Chaos. Paul Leroy-Beaulieu*) nimmt an, daß z. B. auf hundert Industrielle 20 schnell wieder verschwinden, 50—60 sich mühsam fortbringen, 10—15 nur zu Erfolg gelangen.

Eine Darstellung solcher charakteristischen Wandlung im Fischergewerk, einem der konservativsten, gab Jules Huret im Pariser „Figaro“**). Noch vor zwölf, fünfzehn Jahren waren die nordfranzösischen Fischer eines Dorfes bei Boulogne in der Weise ihrer Väter und Großväter Kapitalisten mit Unternehmergewinn, insofern sie dem Schiffherrn bei den Fahrten in See ihre eigenen Netze und ihre Werkhilfe beim Fang zur Verfügung stellten, wogegen er den Ertrag der Fischbeute mit ihnen nach Abkommen teilte. Da stand sich so ein Fischer auf 2500—3000 Franks im Jahre, von denen für Ausbesserung seiner Netze, also Wiederherstellung seines Kapitals, wohl 7—800 Franks abgingen. Die kapitalistische Spekulation richtete sich dann aber auch auf Ausnutzung der Seefischerei. Anstatt einzelner Schiffherren ließ bald eine Gesellschaft ihre Schiffe unter angestellten Beamten auf den Fang gehen. Die Fischer auch traten in den Dienst der Unternehmer und erhielten einen festen Monatlohn. Zuerst 130 Franks. Deß waren sie wegen der Höhe des Einkommens sehr zufrieden, zumal sie ihre Netze nicht mehr herzugeben brauchten. Sie verkauften sie vielmehr als fortan überflüssig für sie. Tausend bis fünfzehnhundert Franks war solch ein Netz wert. Aber sie ahnten nicht, daß sie damit einen viel höheren Wert hergaben. Denn

*) Essai sur la répartition des richesses, S. 304.

**) No. vom 21. September 1892.

kaum, daß sie mit Entäußerung ihres Kapitals, des Arbeitsmittels, aus freien Arbeitern sich zu abhängigen vom Kapital der Fischereiunternehmer gemacht, als ihnen die Monatlöhne verringert wurden, erst bis auf hundert Francs monatlich, dann immer mehr, bis schließlich auf 77. Ein Streik, den sie versuchten, mißglückte und brachte ihnen nur hellen Schaden.

Andererseits muß wieder hervorgehoben werden, daß der Mittelstand, der Kleinbürger mit gutem, ja ansehnlichem Einkommen, in Zahl sich vermehrte, war er auch ein anderer, wie der frühere behaglich existierende, und zur höheren Anspannung der Arbeitskraft nach der Forderung der neuen Zeit genötigt. In England stieg die Menge jener, die in Handel und Gewerbe 3750 bis 12500 Franks Einkommen hatten, in dem Zeitraum von 1843 bis 1879, also in einem Menschenalterabschnitt, von 88000 auf 275000, und die Zahl derer, die 12500 bis 125000 Franks Einkünfte hatten, von 18000 auf 43000*). Die entsprechende Vermehrung der Bevölkerung ist hierbei allerdings mit in betracht zu ziehen. In Frankreich stand 1820 der Tagelohn auf ca. 25 Sous; er ist bis auf 50 Sous in der Provinz, auf 5 Franks = 100 Sous in Paris gestiegen. In England hob er sich von 1839 bis 1859 um 20 Prozent, bis 1875 um 60 Prozent.

Eine kapitalistische Kraft von früher, der kleine Rentier, wie er in England, Frankreich, Deutschland, Österreich existiert, wird ebenfalls nicht als bedroht anzusehen sein, da sie auf Sparsamkeit bei Bescheidenheit der Bedürfnisse beruht. Ein Grundpfeiler des nationalen Wohlstandes ist dieser kleine Rentier allerdings nicht mehr in dem Maße, wie er es vordem, zumal in Frankreich war; aber er wird vom Mittelstand offenbar der Kern bleiben, der die widerstandfähige Eigenschaft in dem neuen Werden, Ringen, Streben, Kämpfen der bürgerlichen Erwerbgesellschaft am meisten besitzt. Er stellt auch heut sein Ziel nicht hoch, geht naiv und unbeirrt darauf los und erreicht es gewöhnlich. Als Hausknecht,

*) Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaft, 1892.

Portier, als junger Mann, der sich in einer Beschäftigung, einem Dienst, meist gewöhnlicher Art, mit Bedacht und Sparsamkeit etwas Geld erübrigt hat, fängt er ein Geschäft an mit Lebensmitteln, Viktualien, Holz, Licht, den vielerlei Bedürfnissen der kleinen Leute, die sie in seinem Laden in der kleinsten Portion im Verhältnis sehr teuer bezahlen müssen. Seine Frau, meist aus dem Dienstbotenstande, hat ihr Erspartes mit zur ersten Einrichtung des Geschäfts gegeben und hilft ihm getreulich darin. Er ist als Greisler, Krämer, épicier, ebenso wie seine Frau nur bedacht darauf, die Nachbarschaft zu Kunden zu behalten. Mit den Jahren wachsen seine Ersparnisse; bei guter Gelegenheit ersteht er ein Haus, das ihm Überschüsse trägt; mit fünfzig Jahren hat er so viel, daß er, wenn er sein Geschäft verkauft, nach seinen Ansprüchen behaglich von den Zinsen seines Kapitals leben kann. Einst genügten vierzig-, fünfzigtausend Thaler dazu; heut bedarf es freilich dessen mehr, und der Weg für den kleinen Rentier ist demgemäß auch länger wie früher bis zum Ziel. Die Konkurrenz erschwert außerdem das Fortkommen mehr als sonst. Gar für den kleinen Kaufmann, der seine Kundschaft nicht in der Nachbarschaft hat, die seiner für die Tagesbedürfnisse benötigt. Bei diesem werden die Verhältnisse immer schwieriger und der erstrebte Erfolg, sich als Rentner zur Ruhe setzen zu können, wird oft durch die Konkurrenz ganz oder teilweise trotz jahrzehntelanger Arbeit vereitelt.

Denn die Großgeschäfte mit ihrer massenhaften Auswahl der neuesten Modewaren und Gebrauchsartikel suchen sich zu Mittelpunkten auf dem Gebiet ihres Handels zu machen und haben dazu oft enorme Kapitalien zur Verfügung, eigene Fabriken oder lediglich in ihrem Verbande stehende Arbeitskräfte der Hausindustrie. In den großen Hauptstädten sind ihrer mehr und mehr entstanden, in Paris als grands magasins in Modesachen und Kleidungsstoffen, Teppichen, Vorhängen, Wäsche, Putzartikel, Möbel- und Zimmerausstattungen, Juwelen, Gold- und Silberwaren. In manchen, wie „Bon Marché“, „Louvre“, findet man alles, was auf jedem Gebiet die einfachsten wie die verwöhntesten Bedürfnisse

befriedigt, auch Erzeugnisse des gesamten Kunstgewerbes. Der Umsatz dieser Riesengeschäfte geht in die Millionen. Als 1890 die „grands magasins de Louvre“ von ihren beiden Besitzern Chauchard und Hériot in eine Aktiengesellschaft verwandelt wurden, gaben sie für 22 Millionen Aktien, jede zu 50000 Franks aus, wovon sie selbst die meisten behielten — Chauchard 173, Hériot 172.

Die Entwicklung des Geschäftlebens drängte überhaupt auf Massenbildung gewerblicher und industrieller Unternehmungen, um damit Machtstellung im Konkurrenzkampf zu erreichen und sich zu erhalten. Die Zahl der gegründeten Aktiengesellschaften, oder der in solche umgewandelten privaten Unternehmungen stieg fortwährend und vereinigte große Kapitalien. Im Deutschen Reich gab es im Jahre 1885: 70 solche Gesellschaften mit 53 Millionen Mark, 1886: 113 mit 103 Millionen, 1887: 140 mit 128 Millionen, 1888: 183 mit 193 Millionen, 1889 über 300 mit einem Kapital von über 400 Millionen Mark. Als Hauptgründungsobjekte erscheinen da Bau- und Terrainspekulation, Brauerei, Maschinenindustrie, Spinnerei, Weberei, Tuchfabrikation; ferner Hotel- und Wirtschaftbetrieb, Thonwarenfabrikation und Ziegelei, Zement- und Ölfabrikation, die Zuckerindustrie und das Verlagsgeschäft.

Im Jahre 1887 vereinigten sich z. B. die bedeutendsten süddeutschen Speiseölfabriken zu einer Aktiengesellschaft, deren Kapital sich auf neun Millionen Mark bezifferte. Der Hauptsitz dieses „Vereins deutscher Ölfabriken“ wurde Mannheim, wo er zwei Werke im Betrieb hat; außerdem besitzt er Filialfabriken in Mauer bei Heidelberg, in Hattersheim bei Frankfurt a. M., in Hamburg, zwei in Württemberg und eine in Duisburg. Dies Unternehmen nahm sogleich eine beherrschende Stellung auf dem deutschen Ölmarkt ein; außerdem fanden seine Fabrikate in großen Mengen den Weg ins Ausland, besonders nach Österreich, der Schweiz, nach Holland, Belgien, Dänemark und Schweden. Die Gesamtleistungsfähigkeit der Gesellschaft erreichte eine jährliche Saat-

verarbeitung von nahe an 500000 Doppelzentnern der verschiedensten Sorten Ölfrüchte, die direkt aus den betreffenden Fruchtländern gekauft und, wo Seetransport erforderlich, mit Dampfern über Rotterdam, Antwerpen und Hamburg zugeführt wurden. In Dampfmaschinen für ihre Verarbeitung, in Wasserwerken und Gasmotoren waren an tausend Pferdekraft, sodann 240 hydraulische Ölpressen mit den entsprechenden Hilfsmaschinen in Betrieb*). Der Geschäftsbericht von 1891/92 giebt einen Fabrikationgewinn von über eine Million Mark an.

Ein anderes Beispiel sei aus dem unwirtlichen Norden angeführt. Es giebt an der nördlichen Küste von Norwegen, also in der Provinz Tromsö, dann in Finmarken bis in das russische Lappland hinein 16 große Anlagen, wo Walfische verarbeitet werden. Im April treffen die Arbeiter mit ihren Direktoren aus dem südlichen Norwegen ein, jede Fabrik beschäftigt deren 30 bis 50, die dann anfangs September in die Heimat zurückkehren. Eine solche Fabrikanlage liegt unter 70 Grad 20′ n. Br. auf der Insel Sörö und heißt Sörvar; da befinden sich große Speicher, Werkstätten für allerlei Handwerk, Schlachthallen, Kochhäuser, Guanodarren 2c. Jedes Kochhaus hat 2 Stockwerke mit ungeheuren Kesseln, welche mit Dampf geheizt werden. Hier wird aus dem Speck, Fleisch und Eingeweiden Thran gekocht. Dann werden die Knochen abgeschieden. Aus Haut und Knorpelmasse kocht man Leim. Die Reste des Fleisches und die Knochen werden durch Dörren in einem großen gemauerten Turme zu Guano verarbeitet. Man kann sich nun wohl vorstellen, daß eine derartige Fabrik meilenweit die Luft mit widerlichem Geruch erfüllt, und wehe dem Dampfer, der unter dem Winde einer Walfischfabrik fährt! Diese Fabriken haben immer Stoffe genug zu verarbeiten, dafür sorgen 25 Kanonendampfer oder Walfischfänger. Kommt ein Wal in Schußnähe, so wird durch die Kanone eine schwere, mit vielen Widerhaken versehene Sprengharpune abgeschossen. Dieselbe ist an einem langen Taue befestigt, welches stark genug ist, den getöteten

*) Rundschau, 1891, No. 7.

Wal aufzuwinden, an den Bug des Fahrzeuges zu befestigen und oft bis 20 Meilen weit zur nächsten Station zu schleppen. Jedes Jahr werden so 600 bis 1000 Stück erlegt; dabei sind nur vier Arten für die Fabrik verwendbar: der Blauwal 26 Meter lang, der Finnwal 21 Meter lang, der Seiwal und der Knöllwal mit 15 bis 12 Meter. Der Wert eines Blauwals schwankt zwischen 5000 und 7000 Kronen oder 5600 und 7900 Mark. Die Produkte Thran, Leim und Barten werden hauptsächlich nach Glasgow gebracht, wo der Thran zur Seifen- und der Leim zur Papierfabrikation verwendet werden. Jene 16 Fabriken gehören Aktiengesellschaften, sodaß also diese Gesellschaften in günstigen Jahren etwa 4 bis 5 Millionen Mark im ganzen einnehmen, wenn man den Durchschnittwert eines Wals zu 4000 Kronen rechnet. Ein Glück ist es für die übrigen Strandbewohner, daß das Meer noch eine Masse anderer Fische beherbergt, die kein Ziel und Gegenstand von Aktiengesellschaften bilden.

Einer solchen Vereinigung der Kapitalien in Aktiengesellschaften suchte der Arbeiterstand und der Kleinbürger, der Handwerker, eine Genossenschaftbildung ähnlichen Zwecks mit seinen kleinen Kapitalien entgegenzustellen. Zunächst um durch gemeinschaftliche Anschaffung und genossenschaftlichen Vertrieb von Vorräten an Lebens- und Handwerkbedarf sich als wenig Bemittelten eine gewisse ökonomische Selbständigkeit zu verschaffen. Von großer Bedeutung für diese rein wirtschaftliche Bewegung war die Rochdale-Society of equitable pioneers in England, die 1844 entstand. Zwanzig arme Weber bildeten mit einem Kapital von etwa 25 Pfd. Sterl. einen Konsumverein der bescheidensten Art. Bald hob er sich und die Genossenschaft konnte auch eine eigene Weberei begründen. Nach fünfzehnjährigem Bestehen umfaßte diese Gesellschaft an viertausend Mitglieder und ihr Gesamtvermögen betrug über hunderttausend Pfund Sterling in drei bis vierfachem Umtrieb*). Auf gleicher Grundlage erstand dann

*) Le Play, les ouvriers européens, 1856, S. 120 fg. Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden I, 311.

— wir sehen hier von den später zu behandelnden Genossenschaften sozialistischen Charakters ab — die Army and Navy Cooperative Society, vermittels deren sich die Beamten der englischen Marine im großen ihre Lebensbedürfnisse beschafften, um sie billiger zu beziehen. Sie machte einen Umsatz von jährlich zwanzig Millionen Mark.

In Deutschland gelangte durch Schulze-Delitzsch dies Genossenschaftswesen ebenfalls zu einer ansehnlichen Bedeutung. Im Herbst 1849 entstand eine erste Rohstoff-Genossenschaft der Schuhmacher in Delitzsch, womit 1850 ein Vorschußverein verbunden wurde. Handwerker und Kleinbürger nahmen Interesse an der Sache. Die später zu einem Verband vereinigten deutschen Genossenschaften (ohne die auch in Österreich entstandenen) hatten im Jahre 1880 weit über eine Million Mitglieder mit eigenem Gesamtkapital von 180—190 Millionen Mark*). Konsumvereine verbreiteten sich über viele Städte, teilweis auch als Ersparnisbanken, und mit ihren Kapitalien waren sie als Konkurrenten für den Kleinhändler in Lebensmitteln nicht zu unterschätzen. Viele Kleingewerbe hielten durch solche Kapitalbildung in Rohstoff-Genossenschaften der mächtigen Konkurrenz der Fabriken und Großgeschäfte stand. Aber Unternehmungslust und Energie mangelten auch oft dazu. So klagt der Bericht der Stuttgarter Handelskammer von 1890, daß diejenige Erwerbklasse, die einer genossenschaftlichen Organisation sowohl für ihre Produkte (Kleinmotoren, Ausnutzung kleiner Wasserkräfte) als im Rohmaterialbezug und im Verkauf ihrer Erzeugnisse am dringendsten bedürfte, zu einer solchen sich nicht aufraffen könne. „Eine Vereinigung kommt nicht zu stande, weil die einzelnen Inhaber gleichartiger Gewerbebetriebe ein Auge darum gäben, wenn der andere blind würde.“ Doch hören die Versuche damit nicht auf und durch ihre geschicktere Ausführung sind sie als erfolgreich anzusehen, daß der Handwerker

*) Schulze-Delitzsch, sein Leben und Wirken (1879), S. 152. — Schmidt-Weißenfels, Das 19. Jahrhundert, S. 311 fg.

sich damit in die Stellung des behaglichen Bourgeoistum versetzt. So die Genossenschaft-Hutmacherei in Berlin mit 170 Teilnehmern, die Genossenschafts-Wirkerei in Chemnitz, die Schuhfabrik dieser Art in Erfurt. In Hamburg ist so eine Buchdruckerei mit 500000 Mark Anlagekapital gegründet worden.

Seinerseits hatte auch der Großbetrieb zu seiner Selbstbehauptung der Konkurrenz immer energischer zu begegnen. Hatte er die kleineren Produzenten durch Preisdrücken kampfunfähig gemacht, sodaß sie womöglich zu Lohnarbeitern wurden, wie in der Textil-, Draht- und Nagelindustrie, dann mußte er gewöhnlich in einen zweiten und erbitterteren Kampf mit anderen maschinellen Großbetrieben in seinem Fach treten. Dies führte zu Vereinigungen der betreffenden Geschäfte, um sich gegenseitig auf dem Markt zu erhalten. Im Spätherbst 1887 kam z. B. solcher Art der Deutsche Walzeisenverband zu stande. Der Verkauf des Walzeisens erfolgte durch die einzelnen Gruppen: schlesische, mitteldeutsche, rheinische; der niedrigste Verkaufspreis wurde für ein Vierteljahr gemeinsam festgesetzt. Dabei war eine Verteilung des norddeutschen Absatzgebietes insofern vorgenommen, als Schlesien und Posen der schlesischen Gruppe, Hessen, Hannover und Holstein, sowie Rheinland und Westfalen der rheinischen als ausschließliches Absatzgebiet vorbehalten waren*).

Festere Verbindungen der Großbetriebe, die mächtige Geldkräfte darstellten, führten bis zur Bildung von „Ringen“, womit die Preise beherrscht und der Markt dem ertrotzten Monopol dienstbar gemacht werden sollte. Auf verschiedenen Gebieten tauchten, zuerst und besonders in Nordamerika, solche, man möchte sagen industrielle Kriegserscheinungen auf. Auf dem europäischen Festlande bildete sich 1885 ein Ring zur Hebung des Preises der Rohseide unter einem Turiner Konsortium mit schweizerischen, französischen und italienischen Kapitalisten; in Belgien und Nordfrankreich ein solcher 1886 zur Hebung des Schafwollpreises.

*) Wasserab, Preise und Krisen. 1889. S. 204. 157.

Die erfolgreichen Unternehmungen dieser beiden Ringe wurden aber in den Schatten gestellt durch die 1887 planmäßig durchgeführte Preissteigerung für Kupfer von seiten eines in Paris gebildeten internationalen, kapitalmächtigen Verbandes. Derselbe steigerte den Kupferpreis durch Aufkäufe und Lieferungsverträge der Minen binnen drei Monaten um 80 Prozent. Dann bewies sein schmählicher Krach die Krankhaftigkeit dieser kapitalistischen Bildungen.

Abgesehen von dem Kolossalvermögen im alten und weitervererbten Großgrundbesitz, bevölkerte sich die kapitalistische Gesellschaft unter all dieser Entfaltung von Arbeitskraft und Spekulation unter den neugebildeten und fort und fort neu sich bildenden wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnissen erklärlicherweise immer mehr mit Millionären, diesem höchsten Inbegriff privaten Reichtums, bei dem das Geld als ideale Quote des gesamten Gütervorrats gedacht ist. Von den amerikanischen Nabobs ist schon des besonderen erzählt worden*). Es mag hier auch noch der europäischen Millionäre gedacht sein, wie sie als neues Midasgeschlecht vornehmlich der Industrie sich vermehrten. Seit der Mitte der 1860er Jahre ist dafür eine neueste Ära anzunehmen, den verschiedenen statistischen Aufführungen gemäß, welche zur Öffentlichkeit gelangten, so unsicher und unvollkommen der Natur der Dinge nach solche Angaben auch sein müssen. Unbedingt kann man sie nur bei allbekannten Millionären übernehmen, deren Reichtum in ihren großen sichtbaren Unternehmungen und Geschäften beruht und wächst. Seltener, daß Privatleute genannt werden, die aus Fideikommissen, aus Anteilen an gewinnbringenden Geschäften, aus Anlage von Wertpapieren Einnahmen beziehen, die kapitalisiert Millionen darstellen. Auch ist das Millionärgeschlecht heut, wie bereits bei dem amerikanischen erwähnt wurde, so zahlreich in seinen Mitgliedern geworden, daß es sich naturgemäß in groß und klein scheidet und ein wahrer Millionär erst im Genußbesitz eines Privatvermögens von vielen Millionen Mark angenommen wird.

*) Abschnitt IV, S. 111 fg.

Nach einer 1884 erschienenen Broschüre „The bitts offices“ hätte es damals derartig zeitgemäß respektabler Millionäre in Europa und Nordamerika rund 700 gegeben, denen ein achtungswerter Mittelstand mit 18—5 Millionen Mark Vermögen folgt, von den kleineren nicht zu reden. Jene Siebenhundert der Allerreichsten verteilten sich folgendermaßen: in England 200, in den Vereinigten Staaten 100, in Deutschland und Österreich-Ungarn 100, Frankreich 75, Rußland 50, Indien 50, in anderen Ländern zusammen 125.

Verbleiben wir bei einer genaueren statistischen preußischen Aufstellung, so zählt sie 1874, nach dem großen Krach, an Millionären klein und groß — das Einkommen, wie es eingeschätzt wurde, mit 20 kapitalisiert:

49	mit je	1 Million	Thaler	oder 3 Millionen Mark, davon 23	in Berlin;
37	" "	1300000	"	10	" "
24	" "	1600000	"	10	" "
14	" "	2000000	"	5	" "
13	" "	2400000	"	7	" "
3	" "	2800000	"	2	" "
3	" "	3200000	"	2	" "
4	" "	3600000	"	2	" "
2	" "	4000000	"	beide	" "
10	" "	4800000	"	1	" "
1	"	6000000	"		" "
1	"	7600000	"		" "
1	"	9600000	"		" "
1	"	10000000	"		" Oppeln;
2	" "	12000000	"	1	" Berlin;
				1	" Wiesbaden;
1	"	14000000	"		" Frankfurt a. M.
1	"	33600000	"		im Reg.-Bez. Düsseldorf.

Die letzten Beiden sind offenbar Rothschild und Krupp. Zu-

sammen in Preußen damals 169 Millionäre, von denen 68 in Berlin wohnten.

Im Jahre 1886 ist der Reichste in Preußen noch immer der im Düsseldorfer Regierungsbezirk; er zahlte bei einem veranlagten jährlichen Einkommen von 3120000 bis 3180000 Mark 93600 Mark Steuer. In ganz Preußen gab es nach dieser Liste nur 8 Personen, deren Einkommen auf über eine Million Mark veranschlagt war. Drei davon wohnten in Berlin, unter denen einer mit einem jährlichen Einkommen von 2 Millionen Mark; während zwei im Regierungsbezirk Wiesbaden jährlich über $2^1/_2$ Millionen Einkünfte verfügten.

Die Einschätzung von 1891 ergab, daß der reichste Berliner jährlich bis drei Millionen Mark zu verzehren hatte. Bei einer vierprozentigen Verzinsung stellte dies ein Vermögen von über 70 Millionen dar. Sein Einkommen wurde nur noch von zwei Personen im Lande übertroffen, von Rothschild mit einem eingeschätzten Einkommen von 4200000 Mark, und von Krupp mit über 6 Millionen. Der Oppelner Millionär berechnete 1890 über $2^1/_2$ Millionen Einkünfte, 1891: $1^1/_2$ Millionen mehr. — Jährlich 120000 Mark Einkommen, was ein Vermögen von ca. 3 Millionen Mark bedeutete, wenn es nicht, wie bei Bankdirektoren u. dergl., in Gehalt und Tantiemen besteht, hatte Berlin im letzteren Jahre 223 gegen 198 im Vorjahre. Bloße Markmillionäre mit 40000 Mark und mehr Einkünfte gab es in der preußischen Hauptstadt 1167 gegen 1088 im Jahre 1890. In ganz Preußen war die Zahl derer, die über mehr als 120000 Mark jährlich verfügten, also als Dreimillionen-Mark-Millionäre anzunehmen wären, in Jahresfrist (die schärfere Einschätzung ist dabei zu beachten) von 523 auf 565 gestiegen. In Bonn allein wurden fünfzig kleine und große Millionäre gezählt.

Nicht so wie in Amerika charakterisiert sich der europäische Millionär in prahlerischer Weise kostspieligster Art und Ausübung von Werken wunderlicher Laune, oder dies doch nur vereinzelt. Gelegentlich hört man aber auch von großen Wohlthätigkeitsstiftungen, die von ihm gemacht werden. Gern stattet er seine Töchter mit großer Mitgift aus, um sie vornehm zu verheiraten, und kavaliere Lebensrichtung und Verschwendung der Söhne dürfen oft von dem Reichtum zeugen, den der Vater für seine Familie erarbeitet oder glücklich gemehrt hat.

In Veszprim war Anton von Freistädter einer der reichsten Großgrundbesitzer Ungarns. Vor seinem jüngst erfolgten Tode ließ er im ungarischen Kultusministerium eine Million Gulden hinterlegen, deren Zinsen durch zehn Jahre für die Errichtung und Erhaltung eines jüdischen Gymnasiums verwendet werden sollten. Von seinen zwei Töchtern war die eine mit einem Gutsbesitzer, die zweite mit einem Husarenoffizier vermählt. Der älteste Sohn war etliche Jahre vor des Vaters Tode an religiösem Wahnsinn zu Grunde gegangen. Als derselbe noch als Husarenleutnant in Bosnien stand, wo er viele verschwenderische Gastereien gab, wendete sich einmal besorgt der Gastwirt telegraphisch an den Vater mit der Frage, wieviel er ihm kreditieren könne. Freistädter sandte die Depeschenantwort zurück: „Nicht mehr als eine Million!“

VI.

Das Geld.

Die Großfinanz. — Die Banken und die Börse. — Schwindelbanken. — Das Gründertum. — Krisen und Krach. — Die Jagd nach Reichtum. — Spekulationen und Börsenspiel. — Die Spielbanken. — Die Verbrechen. — Der Geiz. — Schattenbilder des Reichtums.

Die gesellschaftliche Lage in der Zeit der feudalen Ordnung war nicht darnach angethan, den Erwerb großer Vermögen zu erleichtern, da große Industrie nicht aufkam und Großhandel förmlich verboten war. Die Zünfte setzten demjenigen Schranken, der reich werden wollte, und es war schwer, diese Schranken zu durchbrechen. Handel mit Geld war am meisten gewagt und am schärfsten verfolgt. Die Juden erfuhren es genug. Wer trotzdem auf diese Weise zum Reichtum kam, sei es mit Hilfe der politischen Gewalt, sei es in eigener Ausübung derselben, wie der auf S. 21 erwähnte Jude Süß in Württemberg, endete gewöhnlich am Galgen, nachdem man ihm genommen, was er hatte. Nur in kleinen Staaten, wie in den italienischen, verlief die Sache anders. Der Reiche kaufte einfach den ganzen Staat, Republik oder Fürstentum, und wurde unter diesem oder jenem Namen der Souverän. So die Medizi in Florenz*). Thron oder Galgen also für denjenigen damals, dessen Reichtum die geduldeten Grenzen überschritten hatte.

*) d'Avanel, la fortune mobilière dans l'histoire. Revue d. d. mondes, 1892, Juli.

Die spätere Zeit änderte dies und die neuere vollends, so daß eine Großfinanz in Frankreich zumal, in Italien, Holland, England entstand, die mit dem Gelde als Kapital an der Börse und in Banken Geschäfte machte. Börse und Banken gewannen damit eine andere wirtschaftliche und auch politische Bedeutung. Bereits unter Napoleon I. war die Börse eine wichtige und von ihm sehr beachtete Kulturmacht, die das einzige Organ bildete, durch das die unterdrückte öffentliche Meinung ein Urteil über die Ereignisse wie auch über den Kredit der Regierungen kundgeben konnte.

Große, einflußreiche Banquiers und Finanzleute gab es in wachsender Zahl. Aber unter allen ragte das Haus Rothschild empor, zu dem der alte Mayer Anselm*) den festen Grund gelegt hatte. In seinem Geiste arbeitete klug und glücklich sein Sohn Nathan weiter, der in London sein Geschäft betrieb. Auf dem Boden der Börse als Kulturmacht erhob sich die Dynastie Rothschild zu sprichwörtlichem Krösustum. Nach den napoleonischen Kriegen fehlte es in allen europäischen Staaten an Geld. Sie waren daher zu Anleihen genötigt und Nathan Rothschild war es, der sich ihnen dafür als Agent mit seinen großen Mitteln nützlich erwies. Er brachte die Anleihen in London an der Börse mit Leichtigkeit unter, denn er beherrschte sie wie ihr König. Von 1818 bis 1832 schloß er für Preußen, Rußland, Österreich, Neapel, Belgien, England, Brasilien zusammen 523 Millionen Francs in Anleihen ab, die ihm einen Provisionsgewinn von 150000 Pfd. Sterl. oder drei Millionen Mark eintrugen.

Anekdoten charakterisierten sein hohes Selbstgefühl als Börsenfürsten in London in origineller Weise. Einmal führte er Krieg mit der stolzen Bank von England, um ihr beweisen zu wollen, daß er sie mit seinen Geldmitteln in Verlegenheit setzen könne. Er ließ von früh bis spät ihre zehn Zahlungsschalter mit seinen Beamten bepflanzen, die nur einzelne Fünfpfundnoten in Goldstücke

*) S. S. 22.

umwechseln mußten. An einem Tage kassierte er so 210000 Pfd. Sterl. ein und hatte für jeden anderen die Bank blockiert. Er erklärte, dies zwei Monate lang fortsetzen zu wollen. Da zog es die Bank vor, Frieden mit ihm zu schließen. — Prinzen, Gesandte, Minister, Lords war er gewohnt, in seinem Hause zu New-Court, das fürstlich eingerichtet war, zu empfangen. Aber er wurde durch ihren Rang und Titel nicht weiter in Ergebenheit versetzt. Ein deutscher Prinz stellte sich bei ihm ein und ließ sich anmelden. Nathan, mit Schreiben beschäftigt, nickte leicht mit dem Haupte und ersuchte ihn, sich zu setzen. Dann schrieb er weiter. Der Prinz, betreten darüber, fragte hohen Tones:

„Wissen Sie, wer ich bin?"

„Man hat mir es ja gesagt," entgegnete der Krösus nachlässig, ohne aufzusehen. „Ich werde gleich zu Ihren Diensten sein. Nehmen Sie nur inzwischen einen Stuhl."

Höher hob der Prinz seinen Ton:

„Ich bin der Prinz von X!"

„Gut," warf Rothschild hin, „so nehmen Sie zwei Stühle."

Außer New-Court kaufte er noch das prächtige Gunnersbury-House, das einer Tante Georgs III. gehörte, und rückte sich derart äußerlich in die aristokratische Region. Im Jahre 1836 starb er. Er hinterließ für seine Brüder und Söhne testamentarische Bestimmungen über die Geschäftsführung in einheitlichem Sinne; jeder seiner Töchter vermachte er zwei Millionen unter der Bedingung, sich nur mit Zustimmung ihrer Mutter und Brüder zu verheiraten*).

Das Haus Rothschild hatte außer Frankfurt und London auch Bankgeschäfte in Paris, Wien und Neapel unter Leitung seiner Mitglieder errichtet, die alle in gemeinsamem Interesse handelten und nach den Grundsätzen einer dynastischen Finanzpolitik streng ihre Geschäfte richteten. So mehrten sie das riesige

*) The Rothschilds. — Barigny 97, 98.

Familienvermögen, das sie zudem durch Heiraten unter ihre Angehörigen zu erhalten trachteten.

Wesentlich war es das Anleihegeschäft, in dem sie zusammenarbeiteten, und wie sie damit für fast alle großen und kleinen Staaten Europas die Agenten wurden, so fehlte es ihnen auch nicht an Ehrenbelohnungen und Auszeichnungen seitens der Monarchen. Der Kaiser von Österreich erteilte ihnen zuerst ein Adelswappen, 1822 den Freiherrnstand. Lionel Rothschild in London, Nathans Sohn, wurde englischer Baronet und Mitglied des Parlaments, sein Sohn sogar Lord und der erste jüdische Peer. Als Vertrauensmann Rußlands, Englands, Nordamerikas hatte Lionel binnen zwanzig Jahren für 160 Millionen Pfd. Sterl. oder vier Milliarden Francs Anleihen an die Börsen gebracht. Wenn Rothschild eine Anleihe auflegte, so war es für ihn ein sicheres Geschäft, gewöhnlich gegen zwei Prozent Provision des Anleihebetrages. Dazu kam ein weiterer Gewinn durch die Differenz des Übernahmekurses zu dem der Ausgabe an das Publikum, auch meist zwei Prozent. Das Bankhaus deckte dafür den Erfolg des Anlehens mit seinem Kredit und übernahm auch andererseits das Risiko für den Fall eines Mißglückens, was aber bei ihm kaum zu besorgen war.

Bei den zerrütteten Geldverhältnissen Österreichs gab es keine Finanzoperation dieses Staates, an der das Haus Rothschild in Wien nicht in hervorragender Weise direkt oder indirekt teilgenommen hätte. Alle österreichischen Schuldpapiere wurden zumeist vom Freiherrn Anselm Sal. von Rothschild ausgegeben und in die günstigsten Absatzgebiete gebracht. Er war bis 1860 durchaus der Banquier der Wiener Regierung, und den großen Finanzunternehmen, die er als solcher auszuführen hatte, verdankt sein Haus nicht den geringsten Teil seines Glanzes und seines Ansehens.

Von maßgebendem Einfluß auf die bedeutendsten Geldgeschäfte und auf die Eisenbahnverwaltungen nicht minder, war die Macht der Rothschilds herrschend auf dem Kapitalmarkt und auf wirtschaft-

lichem Gebiet, wie sie in finanzpolitischer Hinsicht auch neben den aufkommenden Nebenbuhlern in Banken noch von größtem Gewicht blieb. Sah doch des alten Nathan ältester Sohn Anschel in Frankfurt die Welt eigentlich nur für ein Bankhaus und den lieben Gott für den Banquier darin an. Als er zweiundachtzigjährig erkrankte und den Tod befürchtete, sagte er auf den Trost seines Arztes, daß er wohl noch hundert Jahr alt werden könne: „Wird der liebe Gott mich nehmen zu pari, wenn er mich haben kann zu 82!“ In Paris stand Baron James Rothschild besonders an der Spitze großer Industrieunternehmungen von Bergwerken und Eisenbahnverwaltungen. Er galt für den reichsten Mann in Frankreich bis zur Zeit des Zweiten Kaiserreichs. Nach seinem Tode im Jahre 1868 schätzte man seine Hinterlassenschaft nach Abzug von Möbeln, Juwelen und vielen kostbaren Kunstgegenständen auf 800 Millionen Francs.

Das Geld hatte im Verlauf unseres Jahrhunderts eine so ungeheure Bedeutung gegen früher erhalten, daß auch Banken und Börse als die Geschäftsplätze dafür einen immer größeren Machtkreis in der Gesellschaft gewannen. Lombardstreet, wie man die Bank von England nach ihrer örtlichen Heimstätte in London bezeichnet, wurde für das unbedingt größte Geldland der Welt der Sammelplatz ungeheurer und immer verleihbarer Kapitalien, die in Umsatz aller Art gebracht wurden. Von den vielen Millionen daselbst besaßen bei weitem den größten Teil die englischen Banquiers oder andere auf kurze Frist oder gegen Zahlung bei Sicht, d. h. die Eigentümer konnten es jeden Tag zurückfordern.

Über die inneren Räume dieses Weltinstituts berichtete ein Augenzeuge jüngst in „La Nature“: Der Besucher gelangt zunächst in das Bullion Office, einen Raum, in welchem die in die Bank fließenden oder von derselben ausgegebenen Gold- und Silbermünzen kontrolliert werden. Dies geschieht mittels einer großen Wage, welche 2000 kg wiegt und in einem großen Glasgehäuse steckt. Sie wird durch Wasser in Thätigkeit gesetzt und ist so empfindlich, daß sie einen Gewichtsunterschied von 28 mg angiebt.

Legt man eine Briefmarke auf die eine Schale, so schwankt der Zeiger gleich um 15 cm. Sobald ein Goldstück oder ein Goldbarren das geringste Übergewicht hat, ertönt eine elektrische Klingel und warnt die Beamten. Der Besucher gelangt alsdann in ein elektrisch beleuchtetes Gewölbe, welches Tausende von Goldbarren birgt. Sie sind in Fächern aufgestellt oder ruhen auf Karren, von denen jeder einer Last von 3200000 Mark in Gold gewachsen ist. In einem weiteren Raum werden die bei der Bank einlaufenden Goldstücke daraufhin geprüft, ob sie noch das Mindestgewicht besitzen. Sie liegen in Reihen aufgestapelt und rutschen der Reihe nach auf sehr empfindliche kleine Wagen. Von diesen fallen sie selbstthätig rechts in untergestellte Kästen, falls sie dieses Gewicht besitzen, und links, wenn sie unterwertig sind. In diesem Falle werden sie von einer Maschine gleich zerschnitten. Die Wagen wägen 26 Goldstücke in der Minute. Die Bank hat die Eigentümlichkeit, daß sie nur neue Banknoten ausgiebt und die alten bei ihr einlaufenden nicht von Zeit zu Zeit vernichtet, sondern aufbewahrt. Sie hat daher ausgedehnte Räume zur Unterbringung der alten Scheine. Zur Zeit des Besuches lagen in Kästen geordnet 77745000 Banknoten, welche aufgestapelt eine Höhe von 9 km und aneinandergereiht eine Länge von 20000 km hätten. Ihr Gewicht beträgt 90 Tonnen und ihr Wert etwa 34 Milliarden Mark. Gedruckt werden die Scheine zu je zwei zusammen mittels großer Kupferdruckpressen auf Handpapier. Daher die dreizackigen Ränder. Von Interesse ist die Angabe, daß die Farbe für den Druck aus verkohlten Weinreben bereitet wird. Diese geben das beste bekannte Schwarz. Die eigentliche Schatzkammer der Bank, aus der die Kassen schöpfen, enthält eine Anzahl schwerer Geldschränke, in welchen die Goldstücke in Beuteln zu 2000 Lstrl. und die Noten in Paketen von einer Million Lstrl. aufgestapelt sind. Die Schatzkammer birgt durchschnittlich 1600 Millionen Mark. Zur Bewachung der Bank dienen 34 Schutzleute mit scharfgeladenen Gewehren und zahlreiche Geheimpolizisten, welche jeden Eintretenden streng im Auge behalten.

Wird eine falsche Note eingereicht, so alarmiert der Kassenbeamte die Posten am Eingange sogleich auf elektrischem Wege.

Die nächstreiche Bank von Frankreich verfügte über ein Kapital von mehr als 91 Millionen Francs und hatte um die Mitte des Jahrhunderts einen so kolossalen Aufschwung genommen, daß sie einen Gesamt-Geldumsatz von zehnfacher Milliarde jährlich hatte und an eine Vermehrung ihres Aktien-Grundkapitals denken mußte, die 1856 auch um das Doppelte stattfand. Gedenken wir hier auch der Deutschen Reichsbank in Berlin, so hat nach dem „Bankbeamten“ ihr Kontor für Wertpapiere in 220000 offenen Depots zweiundeinehalbe Milliarde zu verwalten. Mit dem Abschneiden der Koupons in den Tresorschätzen wird schon vier bis fünf Monat vor den Fälligkeitsterminen derselben begonnen. Größere Summen Geldes werden ausschließlich durch Gewicht festgestellt. Die Verpackung der Doppelkronen geschieht entweder in Säcken zu 100000 Mark oder in Rollen zu tausend Mark. Auch verschlossene Depots hat die Bank, deren Wert ihr unbekannt ist; es giebt deren zur Zeit an siebentausend.

Der russische Bankschatz in der Peter-Paulveste zu Petersburg oder in der Reichsbank soll gewöhnlich 1800 Millionen Francs in Gold betragen.

Der Sinn für Geldspekulation mit Eisenbahn- und anderen Wertpapieren an der Börse wurde immer begehrlicher und machte aus ihr, zunächst in Paris, einen Spielplatz nach amerikanischer Art. War dies schon unter der Julimonarchie der Fall gewesen, so mit neuem Eifer nach der schweren Stockung in den revolutionären Jahren.

Befördert wurde dieser Sinn und dieses Börsenspiel durch den Charakter der Gesellschaft, die mit Errichtung des Zweiten Kaiserreichs sich in der neuen Sonne spreizen konnte. Die reiche Pariser Bourgeoisieherrschaft unter Louis Philipp war mit ihm gestürzt; abenteuerliche Leute kamen obenauf, die vor dem Staatsstreich arm oder tief verschuldet waren und nun unter kaiserlicher Gunst nach Reichtum und sinnlichem Lebensgenuß lechzten. Louis

Napoleon selbst war als armer Teufel zur Macht gelangt, der alte Prinz Jerome und sein Sohn hatten von dürftigem Einkommen gelebt. Nun wollten sie die ersten in dem reichen Frankreich nicht sein, ohne auch auf Staatskosten die glänzendsten Verhältnisse sich verschaffen zu können, und Louis Napoleon sorgte klugerweise früh für den Fall des Endes der Herrlichkeit, daß er auf der sicheren Bank von England ein anständiges Vermögen angelegt habe. Dazu mußten Spekulationsgeschäfte gemacht werden, vertraute Agenten die Geheimnisse der Politik an der Börse verwerten, wobei sie selber ihr Schäfchen scheren konnten.

Diesem Drang in der sich umbildenden französischen Gesellschaft nach Spekulation zur schnellen Bereicherung sollte eine neue Bank vor allem Rechnung tragen, die unter Louis Napoleons Patronat, ehe er sich noch zum Kaiser hatte ausrufen lassen, im November 1852 von den Gebrüdern Isaak und Emil Péreire, portugiesischen Juden und eine Zeitlang eifrigen Mitgliedern der Sekte der Saint-Simonisten, in Gemeinschaft mit B. L. Fould und Fould-Oppenheim gegründet wurde. Es war der „Crédit mobilier“, der als Aktienunternehmer nicht nur die Börse beherrschen, sondern auch einen großartigen Schwung in die materiellen Interessen der Gesellschaft bringen sollte, um das Volk zu betäuben, die Arbeiter zu beschäftigen und dadurch für das Kaiserreich zu gewinnen, das Geld in Massen in Umsatz zu bringen, um nach der politischen Umwälzung auch die soziale zu bewirken.

Dieser „Crédit mobilier“ erhob sich in der That schnell zu einem für die Menge berückenden Glanz. Er baute Eisenbahnen und Kanäle, eröffnete Bergwerke und Eisenhütten, vereinigte die Gasgesellschaften und die der Omnibus in Paris. Die Geschäfte blühten, Arbeit gab es in Menge, Geld und Gold strömte unter die Leute, die Industrie rührte sich auf allen Gebieten und die Börse wurde der Tummelplatz der Spekulation in den neuen Aktien, auf die fette Dividenden fielen — 10, 13, ja 1855 sogar 47 Prozent. Ihr Kurs stieg von 700 bis auf 1700 und

1800*). Aus diesem Taumel riß die Franzosen erst die Krisis von 1857, welche durch die Überspekulation hervorgerufen worden war und alle Geschäfte lahm legte. Der „Crédit mobilier" zahlte nun gar keine Dividende und wurde später auch trotz aller Beschützung durch den Kaiser vor Gericht gezogen; er hatte den Ruin einer großen Anzahl von Familien herbeigeführt, der freilich nur die Folge der Spekulationsgier derselben war.

Auf diesem Boden schossen noch andere Existenzen empor, die das Glückmachen an der Börse in jener Zeit charakterisierten. So Mirès, einer der kühnsten unter den Pariser Börsenabenteurern. Er war bis 1848 ein unbedeutender, mittelloser Zeitungsschreiber gewesen. Binnen ein paar Jahren hatte er aber mit jähem Sprunge alle neuen Finanzmänner überholt, besaß zwei bedeutende politische Zeitungen in Paris und arbeitete mit Senatoren und Deputierten als Genossen in großartigen Bankgeschäften. Er war der Chef der mit 50 Millionen gegründeten Eisenbahnkasse, Eigentümer der verbreiteten „Eisenbahnzeitung", das hieß so viel wie der Bankhalter der kleinen Rentenbesitzer, denen er darin Rat erteilte. Er besaß Kohlengruben, Hochöfen und Gießereien, die Gasanstalt von Marseille, wo er auch mehrere Häfen baute. Ferner war er Konzessionsinhaber der römischen Eisenbahnen und einer spanischen Linie, hatte die spanische Anleihe im Betrag von 800 Millionen Realen (160 Millionen Mark) übernommen und dann auch die berüchtigte türkische. Das Kapital, das in diesen Unternehmungen steckte, wurde auf 700 Millionen Francs veranschlagt. Er war der vollendetste Vertreter des Bankwesens im freien Geiste des Empire. Bei ihm schweifwedelten auch der neue Adel und der alte, hohe und gemeine Finanziers; die fürstliche Familie Polignac gab ihm einen Schwiegersohn. Tausende beneideten ihn und wollten es ihm nachahmen; der letzte Reporter hatte Mirès als leuchtendes Ideal vor Augen.

Niemand konnte sich denken, daß Mirès je fallen würde.

*) M. Wirth, Geschichte der Handelskrisen, 268, 274.

Aber seine Feinde klagten ihn unlauterer Spekulationen an und die Entrüstung im Publikum war so groß, daß man der Justiz nicht mehr in den Arm zu fallen wagte. Mirès wurde verhaftet, sein Geschäft in Konkurs erklärt. Es standen 350 Millionen Passiva gegen 50 Millionen Aktiva. Der Prozeß brachte nicht viel mehr als geschäftliche Umtriebe zu Tage, die auf die Börsenspekulations-Zeit von 1852—1860 ein grelles Licht warfen. Mirès war freilich nun als ein Börsenfürst gestürzt; aber es gab andere gleich ihm, die den alten Größen der Finanz, Rothschild an der Spitze, die Herrschaft streitig machten*). Einer der glücklichsten von ihnen war der dann zum Baron gemachte Finanzmann Hirsch, der mit türkischen Anleihen und Eisenbahnen zum Millionär wurde, dann im Pariser Krach als Sieger in seinen Börsenoperationen hervorging. Von seinem Reichtum legte er durch Millionenstiftungen und Schenkungen mehrfach Zeugnis ab.

Das Bankwesen war auch anderwärts um diese Zeit durch Gründung einer großen Zahl von Kreditanstalten, Handels-, Gewerbe- und Volksbanken, Noten- und Hypothekenbanken ausgebildet worden, ebenso wie Bauunternehmungen, zumal in Eisenbahnen, und industrielle Anlagen gleich Pilzen aus der Erde schossen und das leicht verführbare Geldkapital, weil es in Fülle da war, an sich lockten. In Deutschland und Österreich entstanden Banken, die es ersichtlich dem „Crédit mobilier" mit seinen ersten Erfolgen nachthun wollten. So fand im Jahre 1856 die Gründung der Wiener Kreditanstalt statt, aber in weit gesicherteren Verhältnissen als der „Crédit mobilier". Mehrere hundert Millionen kamen in verschiedenen Bankaktien auf den Markt und überschwemmten ihn. Diese Umwandlung einer so ungeheuren Masse von Umlaufkapital in stehendes war natürlicherweise von einer wahren Umwälzung des Verkehrs begleitet. Der Zinsfuß stieg, ebenso der Arbeitslohn; es fehlte an Händen. Dazu die unermüdlichen Börsenspekulationen und eine Sucht nach Luxus, die mit

*) Frankreich und die Franzosen von Schmidt-Weißenfels. I., S. 50.

der Verschwendungslust bei Spielgewinnen zusammenhing. Es war die Einleitung einer Schwindelperiode, die in dem spekulativen Erwerb und Erstreben des Reichtums hundertfältige Erscheinungen darbot.

Aktienbanken und -Gesellschaften gehörten zu den bevorzugtesten Gründungen. Zunächst entstanden sie unter dem wirtschaftlich verstärkten Zuge, durch Vereinigung der Kapitalien große Geschäfte zu gedeihlichen Erfolgen zu bringen. Doch wurden sie auch vielfach Hauptnester des Schwindels. In dieser Beziehung gab England für die neuen Verhältnisse ein interessantes Musterbild in der „Royal-British-Bank", deren Hauptgeschäft aus dem in London bis unter die Mittelklassen gebräuchlichen Giroverkehr bestand, das heißt, die Bank nahm Depositen entgegen und eröffnete ihren Kunden dafür ein Konto. Die Gründung erfolgte unter den merkwürdigsten Umständen. Die Männer, die 1848 den Gedanken dazu faßten, besaßen keinen Shilling im Vermögen, und die ihn dann wirklich nach einigen Monaten unter Reklamen zur Ausführung brachten, hatten auch kein Geld. Sie ernannten sich mit großem Gehalt zu Direktoren, Sekretären, Verwaltungsräten, ehe sie noch Aktienabnehmer gefunden hatten. Aber sie fanden solche in Leichtgläubigen und Handwerkern, denen sie für Einrichtung der schönen Geschäftsräume die Zahlung schuldeten und die dafür Aktien erhielten. Das Grundkapital sollte aus 500000 Pfd. Sterl. in Aktien zu 100 Pfd. bestehen. Eines Morgens im November 1849 eröffnete dieses Schwindelunternehmen unter dem stolzen Titel „Royal-British-Bank" in der City von London seine Geschäfte, und das Publikum ließ sich wirklich bethören, so daß es eine Menge Depotgelder zugetragen erhielt, die ja hoch verzinst werden sollten. Das ging bis 1856; dann endete die Geschichte vor dem Bankerottgericht, wo ein Betrug zu Tage kam, wie er in solcher Dreistigkeit auf dem Gebiet des Bankwesens noch ungekannt war. Es hatten sich nämlich alle höheren Beamten des Instituts zu schönen Summen aus den eingegangenen Depotgeldern verholfen, wofür sie Wechsel ohne Wert hinterlegten.

Der erste Direktor hatte derart sich mit 30000 Pfd., der zweite mit 70000 Pfd. bezahlt gemacht. Die Schuldverschreibungen dieser Personen betrugen 125000 Pfd., die Passiva der Bank 250000 Pfd., meist Spargelder kleiner Gewerbtreibender*).

Aber die Leichtgläubigkeit des Publikums auf schöne Versprechungen und Scheinhantierungen hin, in dem Maße sich erhöhend, als seine Gewinnsucht sich gereizt fühlte, hat mehr als einer solchen Schwindelbank eine, wenn auch nur kurze Herrlichkeit bereitet. Die ehemalige Schauspielerin Spitzeder verschaffte unter der Maske der Frömmigkeit ihrer Dachauerbank in München einige Jahre lang (bis 1871) einen unglaublichen Kredit namentlich bei den Leuten, die ihr das Geld übergaben, um die versprochenen hohen Zinsen dafür zu erhalten — bis 20 Prozent. An drei Millionen Gulden kamen so in ihre Tasche, von denen niemand etwas als die etwa bezogenen Zinsen wiedersah. — In Wien wußte zu gleicher Zeit ein entlassener Offizier, Namens Pacht, durch das ausposaunte Versprechen, Darlehne bis zu 40 Prozent zu verzinsen, die Sparsummen von ca. 1600 Leuten an sich zu locken, indem er vorgab, den Zins durch Börsenspiel noch vermehren zu können. Er brachte sie alle um ihr Geld. Ganz neuerdings blühte auf Malta ähnlicher Schwindel. Eine Scheuerfrau kündigte da an, daß sie Geld „in Verwahr" zu nehmen bereit sei und dafür 1 Shilling per Pfund Sterling wöchentlich oder 260 Prozent jährlich zahlen wolle! Anfangs fand sie wenig Beachtung; allein da sie die Zinsen pünktlich zahlte, mehrte sich allmählich die Zahl derjenigen, welche ihr Geld der Frau anvertrauten, und schließlich eilten Regierungsbeamte und Geistliche, gebildete und ungebildete Leute aus allen Teilen der Insel herbei, um ihr Geld bei dem unternehmenden weiblichen Bankier anzulegen. Große Summen wurden den staatlichen Sparkassen entzogen und der Frau übergeben, die staatliche Pfandleihanstalt mußte thatsächlich ihre Thore schließen, da der Andrang

*) Wirth, Handelskrisen. S. 326.

der Pfänder bringenden Personen zu groß wurde, denn die Scheinerfrau machte auch kleinere Vorschüsse auf Juwelen, wobei das geliehene Geld bei ihr als Depot blieb. Arbeiter, welche 20 bis 30 Lst. anlegen konnten, arbeiteten nicht mehr, und andere lebten flott auf ihre große Zinsen los. Andere Frauen folgten dem Beispiel und boten 50 Prozent mehr Zinsen als die „ursprüngliche Firma", allein selbst diese Zinsrate — $1^1/_2$ Sh. per Pfund die Woche oder 360 Prozent jährlich! — machte die Leute nicht stutzig. Dabei warnten die Frauen ihre Klienten, daß sie sich für das Geld nicht verantwortlich hielten, daß aber die Depositen zurückgezogen werden könnten, solange Geld vorhanden. Die Behörden thaten nichts, um die Thörichten aufzuklären. Als jedoch die Zinszahlungen nicht mehr so reichlich flossen, wie die Depositen eingingen, wurde das Gerücht verbreitet, daß der Bischof diese sogenannten Banken zu verbieten beabsichtige; da erfolgte ein solcher „run" auf die „Banken", daß die Polizei einschreiten mußte, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Bei einer Haussuchung der „ursprünglichen Firma", deren Inhaberin mittlerweile durchgegangen war, fanden sich weder Geld noch Juwelen vor, während ein anderer weiblicher Banquier noch Depots im Betrage von 30000 Lst. hinterlassen hatte. Man schätzte den Betrag der bei verschiedenen Frauen angebrachten Depositen auf mehr als 100000 Lst. (2 Millionen Mark!).

Gründeranteil wurde eine andere Art, mittels Aktiengesellschaften und Umwandlung industrieller Unternehmungen in solche zu reichem Geldgewinn mühelos und schnell zu gelangen. Bei Eisenbahnbauten war dies vor allem der Fall. In Frankreich erhielten die Gründer von den Generalunternehmern durchschnittlich 10 Prozent, was bei den vielen Millionen des Anlagekapitals große Summen abwarf. Es waren etwa für drei Milliarden Bahnen in Frankreich binnen zwanzig Jahren gebaut worden, so daß darnach 300 Millionen Francs für die Gründerbeute abgefallen war, die höchstens unter hundert Personen sich verteilt hatte. Auch beim Bau war hoher Gewinn heraus-

zuschlagen. Die Bahn Straßburg-Basel wurde mit einem Kapital von 40 Millionen Francs veranlagt; sie kostete den Bauunternehmern aber nur 27*).

Überspekulation und Schwindelei züchteten ein neues Industriegeschlecht aus Männern von beschränkten oder gar keinen reellen Existenzmitteln, die rücksichtslos sich auf jedes Gründerprojekt einließen und auch ein System der Wechselreiterei aufbrachten, das in den fünfziger und sechziger Jahren wahre Orgien feiern konnte. Man deckte hierbei einen schlechten Wechsel mit einem neuen von Leuten, die gegen eine Entschädigung bereit waren, ihren Namen dafür herzugeben. Auch gute Häuser trauten solcher Wechselreiterei und wurden dann mit in die Bankerotte gerissen. So stürzte 1866 die größte Diskontobank: Overend, Gurney & Co., die sich kurz zuvor in eine Aktiengesellschaft umgewandelt hatte. Ihre Wechselverbindlichkeiten breiteten sich über alle Handelsstädte Englands aus und daher erschütterte ihr Konkurs 1866 den ganzen englischen Geldmarkt. Die Passiva betrugen über 15 Millionen Pfd., denen nur etwa 120000 Pfd. bar und 371000 in guten Staatspapieren gegenüberstanden.

Eine großartige Gründung, die für die Schiffahrt und Handelswelt eine enorme Bedeutung haben sollte, war die für Durchstich der Landenge von Suez, um den Seeweg zwischen Europa und Indien abzukürzen. Sie konnte, ebenso wie die Straßenverschönerung von Paris unter Baron Haußmann, nur in einer Zeit verwirklicht werden, die so kolossale Geldkapitalien leicht flüssig zur Verfügung hatte, wie frühere Zeiten es nicht gekannt hatten und die als der Überschuß aus den modernen industriellen Gewinnen aller Art anzusehen waren. Ferdinand von Lesseps war der geniale und glückliche Unternehmer, der es verstand, einen uralten Plan zur Verwirklichung zu bringen. Er war 1805 in Versailles geboren und widmete sich als junger Mann der diplomatischen Laufbahn. Im Jahre 1854 faßte er den Plan einer

*) Wirth, Handelskrisen, S. 321, ferner 377 fg.

Kanalisierung der Landenge von Suez und wußte die Handelswelt und den Geldmarkt unter der Begünstigung durch Napoleon III., der mit dergleichen Unternehmungen die Geister und Geldinteressen zu beschäftigen liebte, derart dafür zu erwärmen, daß er 200 Millionen in Aktien zusammenbrachte. Die Arbeiten wurden 1859 begonnen und 1869 waren sie beendet; das große Werk war fertig zur Bewunderung der Welt. Freilich hatte es viel mehr gekostet, als berechnet worden war, nämlich beinahe 500 Millionen. Aber das Unternehmen versprach sich doch für die Aktionäre gut zu rentieren, denn die durchlaufenden Schiffe zahlten einen hohen Zoll. Im Jahre 1880 betrug derselbe über 41 Millionen Francs gegen eine Jahresausgabe von 28 bis 29 Millionen. (Die Einnahmen von 1890 ergaben ca. 67, die von 1891 = 83, die von 1892 ca. 75 Millionen, so daß die Verzinsung mit 5—6 Prozent geschah.) Stark ins Gewicht fiel, daß der Weg z. B. von Triest nach Bombay 37 Tage, von Bordeaux und London dahin um 24 Tage abgekürzt war. Wegen der politischen Wichtigkeit dieser Straße nach Indien setzte sich England vorschauend in Ägypten fest und kaufte 1876 schon die Aktien auf, wozu Rothschild hundert Millionen in Gold beschaffte. Auch der neue Plan Lesseps, die Landenge von Panama zu durchstechen und derart die Umschiffung des amerikanischen Südlandes unnötig zu machen, fand die Unterstützung durch ein Aktienunternehmen. Aber die Angelegenheit verlief unglücklicher und die übergroßen Kosten brachten schließlich einen Krach in Panama-Aktien hervor, der Lesseps sogar neuerdings in einen Prozeß verwickelte, um über die Verwendung der eingezogenen Gelder Rechenschaft abzulegen.

Gut und schlecht hörten die Gründungen nicht auf und bildeten sich vielmehr immer schärfer zu einer modernen Spekulationsart auf Reichtum aus. Von 1867 bis 1873 wurde in Österreich allein die staatliche Konzession 1005 Aktiengesellschaften erteilt, die ein Kapital von über vier Milliarden Gulden ö. W. angaben, über 1200 Millionen zu ihrer Begründung aufzuweisen hatten. Unter diesen Gründungen waren 175 Banken, 604 Industrieunternehmungen und Baugesellschaften, 34 Eisenbahngesellschaften, dann Versicherungsgesellschaften und Bergwerke, Schiffahrtunternehmungen, Hotels.

In Deutschland wurde nicht minder gegründet, und die Fieberhaftigkeit darin steigerte sich nach dem glücklichen Krieg von 1870 und durch die Vorstellung, daß die Zahlung der französischen Milliarden alle Welt reich machen müsse. Die Spekulation ergriff immer weitere Kreise. Im Jahre 1871 wurde in allem Möglichen für über anderthalb Milliarden gegründet. So ging es in wilder Weise weiter. Jeder wähnte spekulieren zu müssen, um nicht einfältig die Geldgewinne abzuweisen, die er sich täglich bei der Bank, bei der Börse mit einem Wort, einem Gang, verschaffen konnte. In Berlin wie in Wien tanzte man um das goldene Kalb. Wer nichts hatte, verschaffte sich etwas durch Spekulation, um spekulieren zu können im großen. Der Inhaber eines Hauses oder eines Baugrundes konnte es z. B. erleben, daß irgendwer ihm ohne sein Wissen diesen Besitz verkaufte, weil er sich eines Abnehmers dafür mit hohem Kaufpreis versichert hatte, wovon er dem Verkäufer einen Teil anbot, um ihn dem Handel geneigt zu machen. So gewannen beide. Manche verhandelten auf solche Weise in einer Woche ein Haus dreimal, oder mehrere Häuser zu gleicher Zeit, indem sie das erheischte Angeld vorweg ja in der Tasche durch den eigentlichen Käufer hatten, und erschwindelten sich damit Tausende im Handumdrehen.

Kein gutes Geschäft war sicher, nicht in Aktiengesellschaft gegründet zu werden. Im ersten Halbjahr 1873 zählte man in Preußen 196 Neugründungen mit einem Grundkapital von 166 Millionen Thaler, darunter 23 Banken, 45 Bergwerkgesellschaften, 22 Baugesellschaften. Der über Nacht zufallende Gewinn bei Ausgabe der Aktien hierbei wirkte so verführerisch, daß auch die vornehmsten und geachtetsten Aristokraten nicht Anstand nahmen, sich damit zu bereichern, sei es, indem sie selbst etwas zum Vorteil ihres Grundbesitzes und Einkommens gründeten, sei es, daß sie sich nur ihren Namen teuer erkaufen ließen,

um einem Gründungsgeschäft beim Publikum Kredit zu verschaffen.

Namentlich bei neuen Eisenbahnunternehmungen fand man sie an der Spitze derselben in den ausgegebenen Prospekten für die Aktienzeichnung. In den verschiedenen Verwaltungsräten der seit 1866 gebauten Bahnen saßen zur Blütezeit dieser Spekulationsperiode aus den Reihen des historischen Adels Österreichs 13 Fürsten, 1 Landgraf, 64 Grafen, 29 Barone und 41 andere Edelleute; in denen der Banken 1 Herzog, 24 Grafen, 12 Freiherren und 4 Adlige, denen in den für industrielle Unternehmungen noch 1 Fürst, 16 Grafen, 6 Freiherren und 2 Adlige sich anreihten*). In Preußen war es ähnlich so, und der Abgeordnete Lasker brachte 1873 von der Tribüne herab diese Sache als ein öffentliches Ärgernis unter höchstem Aufsehen zur Sprache.

Eines interessanten Berliner Spekulanten ist hierbei zu gedenken, der ein Jahrzehnt lang die Welt von sich reden machte und zu einer gewissen Popularität wie finanziellen Bedeutung gelangte. Dies war Dr. Bethel Henry Strousberg, eigentlich Baruch Hirsch Straußberg, ein geborener Ostpreuße, der als Knabe von zwölf Jahren 1835 nach England kam, 1848 in Amerika war, und dann als englischer Agent für Spekulationen in Berlin lebte, wo er seit 1861 seine eigenen industriellen Unternehmungen nach Vorbildern wie Mirès und englischen Eisenbahngründern begann. Er verschaffte sich zunächst die Konzession für eine Eisenbahnlinie, kaufte die Baugründe dafür, um sie vorteilhaft der Aktiengesellschaft wieder zu verkaufen, und machte auch mittels zweckmäßiger Ersparnisse im Ankauf der Materialien, sowie in der Vergebung des Baus an einzelne Unternehmer seine enormen Gewinnste. Er war etwas Neues in Berlin, ein erstes Exemplar der modernen Großspekulation. Durch den Bau der Berlin-Görlitzer Bahn kam er in die Höhe. Rastlos thätig in neuen Spekulationen

*) Wirth, Handelskrisen, 466, 491, 518

war er ein dreißigfacher Thalermillionär, „der doch nie etwas hatte," wie er zu scherzen pflegte. Sein Reichtum, sein ganzes Geschäft mit Hunderten von Beamten schwebten in der Luft. Aber alle Niederschläge wurden eine Zeitlang Goldregen für ihn. Er legte Fabriken an, kaufte große Herrschaften in Schlesien und Böhmen, gründete eine bedeutende Zeitung, die „Post", in Berlin, und erbaute sich da im diplomatischen Viertel der Wilhelmstraße neben den Ministerien ein Palais, das wegen seiner luxuriösen Einrichtung für eine Sehenswürdigkeit galt. Hoher Adel aß da von schwerem Silbergeschirr; Künstler und Schriftsteller kamen dahin zu Besuch. Strousberg kaufte teure Gemälde und liebte auch den Mäcen zu spielen. Gern rühmte er sich seines Glücks und erfreute auch andere damit. Da kam der Bau der rumänischen Eisenbahn in seine Hände. Was aber damit als der Gipfelpunkt seines Glücks erschien, erwies sich bald als die Ursache seines Niedergangs, als die rumänische Regierung Anstände gegen das verwendete Baumaterial erhob und die Zinszahlungen für die ausgegebenen Eisenbahnaktien sperrte. Der Kredit Strousbergs wurde dadurch schwer erschüttert und alle seine Anstrengungen, sich obenauf zu erhalten, scheiterten. Er trat in den Hintergrund, verlor sein Vermögen und mußte 1876 Bankerott machen. Noch einmal versuchte er mit der Gründung des „Kleinen Journal" in Berlin sein Glück, ohne daß es ihm gelang. Arm und von den früheren Freunden und Verehrern seines Reichtums verlassen, starb er 1884 in Berlin.

Die Jagd nach Reichtum charakterisierte sich nirgends öffentlicher und rücksichtloser wie an den Börsen. Überall hatte das Spiel mit allerhand Papieren, guten und schwindelhaften, die durch alle die Gründungen in ihren Milliardenwerten gehandelt wurden, auf diesem Gebiet seine größte Freiheit zu kühnen Wagnissen. An einem Tage 1872 konnte an der Wiener Börse ein Umsatz von fast einer halben Milliarde möglich sein; manches Mal fanden dort damals Geschäftsabschlüsse in Zahl von über hunderttausend statt. Während 1867 nur neunhundert bis tausend

Besucher gezählt wurden, war anfangs 1873 diese Börse von 2300 bis 3600 Personen überfüllt.

Der Krach, größer als je einer, entsprechend der massenhaften und tollen Überspekulation, blieb nicht aus. Er begann 1873 in Wien, riß dann Berlin nach sich und machte seine unheilvollen Folgen auch anderwärts, bis nach Amerika hin geltend, wo Bank- und Börsenschwindel eigentlich die Muster für die europäischen gegeben hatten. Die Tage des 8. und 9. Mai in Wien glichen dem berüchtigten „Schwarzen Freitag" im September 1869 in New-York. Die Börse stand förmlich unter der Herrschaft des Schreckens, denn die Entwertung der meisten gehandelten Papiere war unaufhaltsam. Das Börsengeschäft mußte eingestellt werden. Die Spekulanten waren in Verzweiflung. Manche aus der „Kulisse" faßten große Herren vom „Schranken" an der Gurgel und forderten mit dem Schrei der Todesangst ihr Hab und Gut, um das die Gründer sie gebracht. Anderen umnebelte der Gedanke ihres entsetzlichen Ruins das Gehirn, so daß sie der Pein durch Selbstmord ein Ende machten*). Selbstmorde, Bankbrüche, Flucht der Betrüger und Schwindler waren an der Tagesordnung. Auch der Feldzeugmeister Freiherr von Gablenz nahm sich damals als Opfer der Spekulation das Leben. Andere wieder verbreiteten die glaubliche Nachricht von ihrem Selbstmord, suchten aber nur das Weite. Ein Dienstmann, der an der Börse sich ein Vermögen erworben und in diesem Glück eine Equipage gehalten hatte, war philosophisch genug, nach dem Verlust seines Reichtums durch den Krach, sich wieder an seine Ecke zu stellen.

In Berlin brachen während zweier Monate Banken, wie die Quistorpsche, Eisenbahn- und Baugesellschaften, große Fabriken und Tausende von Existenzen zusammen, die der Fata morgana, der Million, zugejagt hatten. Nach Berlin kamen eine Menge anderer deutscher Städte mit solchen Katastrophen. Überall war es zumeist das Börsendifferenzgeschäft, das die Leidenschaften als

*) Neuwirth, die Spekulationskrisis von 1873.

ein anderes Hazardspiel aufgestachelt hatte. In Preußen gingen noch mehr große Fabriken als in Österreich zu Grunde, weil ihre Eigentümer gleich den verwegensten Spekulanten sich in den Börsenstrudel geworfen hatten.

Die eigenartigen russischen Handelsverhältnisse wurden mit erschüttert. In Nischni-Nowgorod stellten große Geschäfte ihre Zahlungen ein, eins mit Verschuldungen von 700000 Rubel, ein anderes mit solchen von 500000 Rubel. Eine Moskauer Firma kam wegen Zahlungverbindlichkeiten von einer halben Million in Liquidation. In Odessa verbreitete die Menge der Bankerotte Schrecken. Die Verschuldung eines Hauses daselbst betrug anderthalb Millionen, die eines anderen an fünfviertel Millionen; bei anderen schwankten die Passiva zwischen hunderttausend Rubel und einer Million.

In Schottland bildete der Zusammenbruch der Glasgower Stadtbank mit unbeschränkter Haftpflicht ihrer Mitglieder ein tragisches Ereignis. Unter den 1300 Aktionären waren die meisten kleine Beamte und Geschäftsleute, Witwen, unverheiratete Mädchen, die einige hundert Pfund Vermögen dieser Bank übergeben hatten und nun infolge des Bankerotts zu einer so ungeheuren Nachzahlung herangezogen wurden — auf jede Aktie von hundert Pfund 2600 Pfd. oder 52000 Mark! — daß sie alle an den Bettelstab kamen und auch die reichen Mitglieder den größten Teil ihres Vermögens verloren*).

Dann kamen als Nachspiel wie gewöhnlich die Prozesse, die der verstörten öffentlichen Moral Rechnung tragen sollten und Licht auf das Gebaren solcher Millionenspekulationen warfen, deren Möglichkeit man sich ohne Betrügereien nicht denken konnte. Unter diesen Prozessen machte derjenige gegen Ofenheim in Wien anfangs 1875 ein großartiges Aufsehen.

Dieses Namens ist schon bei dem biographischen Beispiel Brassseys, des glücklichen Eisenbahnbau-Unternehmers, Erwähnung

*) Wirth, Handelskrisen. S. 600 u. 520, 569.

gethan worden*). Er war dessen Agent in Österreich-Ungarn und hatte es dann seinem Meister nachgemacht, war Millionär geworden, eine gefeierte Finanzgröße in Wien, wo er einen Palast bewohnte, auch Generaldirektor und österreichischer Ritter. In diesem Prozeß traten Minister, Fürsten, Grafen, Barone, Reichsratabgeordnete als Zeugen auf, und die pikantesten Enthüllungen über die Geheimnisse des Gründertums kamen zu Tage.

Ofenheim war bei nicht weniger als siebzehn Banken und Aktiengesellschaften Verwaltungsrat, nicht umsonst, und Generaldirektor der galizischen Karl-Ludwigsbahn. Die Anklage richtete sich gegen die Lüderlichkeit des ganzen Bahnbaues und Betriebs, wodurch für Wiederherstellungen von Brücken und Deichen, Erneuerung schlechten Materials und dergleichen nachträglich zum Schaden der Aktionäre kolossale Summen verausgabt und verrechnet wurden. Diese Schädigung war auf sieben Millionen Gulden geschätzt. Außerdem waren für die Gründer wie für die Konzession fette Beuten abgefallen. In den Verhandlungen verfolgte Ofenheim das Verteidigungssystem, sich auf andere Beispiele solcher Verrechnungen zu berufen. Bei der Gründung der böhmischen Bahnen hätten Aristokraten und Minister Millionen in die Tasche gesteckt, die den Aktionären als „Bauvorschuß" aufgebucht wurden; bei der Kaschau-Oderberger Bahn etwa vier Millionen, bei der böhmischen Nordbahn eine Vergütung von 20 Prozent an jeder Aktie. Bei der Ofenheimschen galizischen wären es dagegen noch nicht zwei Millionen Gulden gewesen. Der Prozeß dauerte sieben Wochen; Staatsanwalt und Verteidiger hielten schöne pathetische Reden und das Urteil der Geschworenen lautete auf nichtschuldig. Daß Ofenheim seine Verbindungen und Stellungen zur Erwerbung eines großen Privatvermögens ausgenutzt hatte, wie die Sache hauptsächlich aufgefaßt wurde, wollte man ihm nicht als Verbrechen anrechnen. Sie bewies nur, sagte der Pessimismus jener Tage,

*) S. S. 127.

daß alles öffentliche Leben und Wesen in eine große Verlotterung geraten waren, und daß diese auch noch nicht aufhören werde.

In der That bildeten alle diese Ereignisse in der Geschichte des modernen Reichtums, sein Schnellerwerb auf unlautere Spekulationen hin, wie sein gemeingefährliches Zusammenbrechen, wohl einige Lehren für die Gesetzgebung, aber nicht für das große Publikum. Es ließ sich immer wieder zum Spekulieren und Spiel um Reichtum einfangen. Immer wieder gab es Strousbergs, Ofenheims und Mirès. Ein Langrand-Dumonceau hatte es in Belgien und Frankreich nach 1873 mit einer „Katholischen Bank" versucht, vielen Geistlichen das Geld abgenommen und dann sein Werk dem Krach überlassen. Kaum war dies Aladinlicht erloschen, als ein neues in Paris aufleuchtete und eine Zeitlang den neuen Börsenkönig Simon Philippart bestrahlte.

Es tauchte gleich als glänzender Stern am Finanzhimmel auf, obwohl man Philippart nicht kannte und nichts von ihm wußte. Zuerst war sein Name in Belgien genannt worden, als er im Luxemburgischen auf Erze suchen ließ, sich dort die Konzession einer Eisenbahn verschaffte und mit der Miene eines jener genialen Generalunternehmer auftrat, die im stande seien, alles zu gründen und Papier in Gold zu verwandeln. Im Jahre 1874 hatte er sein Thätigkeitsfeld nach Paris verlegt. Dort führten, so entnehmen wir einem Pariser Zeitungsbericht*), zwei Banken ein stilles und beschauliches Leben, nährten sich redlich von den Verdiensten, die sie erzielen wollten, besoldeten eine stattliche Anzahl von Direktoren mit stattlichen Namen (Präsident war beispielsweise der kaiserliche Exminister Drouin de Lhuys), die in stattlichen Büreaus ihr angenehmes Dasein führten, während die beiden Banken selbst langsam, aber gewissenhaft der Auflösung entgegengingen. Die eine führte den kühnen Namen „Banque franco-autrichienne-hongroise"; sie war in der großen Gründungsperiode von Pariser Finanzmännern gemeinsam mit einer Wiener, einer

*) Berlin. Börsen-Kourier 1875, Februar.

Pester, einer Madrider, einer Frankfurter und einer Neapolitanischen Bank errichtet worden und ihre Aktien hatte man an der Börse von Paris und Berlin, Frankfurt und Wien mit dem üblichen Agio eingeführt. Ihr Kapital war 50 Millionen Francs groß. Dasselbe Kapital hatte die andere Bank, die „franco-hollandaise" hieß, deren Aktien überall in Deutschland ausgegeben, dann aber nach Frankreich zurückgewandert waren. Dieser letzteren nun bemächtigte sich Philippart als „genialer" Finanzkünstler, der aus Luxemburg einiges Geld mitgebracht hatte. Er setzte auch leicht eine Vereinigung mit der anderen Bank durch und war so mit einem Schlage an der Spitze einer großen Kapitalkraft. Doch sein Sieg war noch nicht vollständig damit. An der Pariser Börse traute man ihm nicht und darum waren große Summen in Aktien der „franco-hollandaise" in blanko abgegeben worden, in der Absicht, sie später billiger zurückzukaufen. Philippart wußte dies schlau zu benutzen, sperrte die Titres ein und ließ die Verkäufer sitzen, die dann froh waren, als er ihnen die Stücke gegen ein Leihgeld von je 150 Francs zurückstellte. Auf die Aktie waren aber 250 Francs eingezahlt worden.

Er machte nun von sich reden und rührte sich gewaltig. In einer Generalversammlung des alten, wieder zusammengeleimten Péreireschen „Crédit mobilier" sprengte er die bisherige Verwaltung in die Luft und machte sich selbst zum Herrn und Meister des seit Jahren siechenden Instituts. Er „freierte" neue Aktien, gab sie mit hohem Agio aus, „lanzierte" mit seinen Bankgeldern seine alten und neuen Unternehmungen, kurz, er und der ihm Geschäftsfreund gewordene Péreire eröffneten an der Pariser Börse eine neue Ära des Schwindels, deren Bedeutung in nichts hinter der Mirès-Péreireschen zwanzig Jahre zuvor zurückblieb.

Lange dauerte Philipparts Glück nicht. Die Großen fressen auf dem Jagdgebiet der Börse die Kleinen und die Größeren wieder die Großen. Man bekämpfte den Emporkömmling an der Börse mit Leidenschaft, als sein Plan bekannt wurde, sich an die Spitze der kleinen Eisenbahnen in Frankreich zu setzen, um sie zu

größeren, mächtigeren Gesellschaften mit freier Konkurrenz zu gruppieren. Ihm gegenüber standen die sechs alten Gesellschaften, die bisher das Monopol der großen Linien hatten. Sie versuchten, um sich den gefürchteten Gegner fernzuhalten, ihn durch Prozesse um den Kredit zu bringen. Dies gelang ihnen auch. An der Börse konnte Philippart seine Werte nicht mehr halten und bald brachen seine Banken zusammen.

Dieser Krach berührte nur eine eigene Klasse von Menschen, alte Spieler und junge Lebemänner, bekannte Journalisten, Künstler und Schriftsteller, Damen der Halbwelt von allen Altersstufen, solche, die sich in das Privatleben zurückgezogen hatten, und solche, die mit einem Wurf ein Vermögen gewinnen wollten; ferner elegante Damen der besseren Lebewelt und Mode-Kokotten, die morgens ihren Agenten empfingen und deren Gefährt mittags vor der Säulenhalle der Börse hielt, in dem sie sich berichten ließen, wie ihre Spekulationen verliefen. Die Börse hatte sich nur wenig an dem tollen Wirbel der Philippartschen Geschäfte beteiligt, die hohe Finanz ihn nicht für voll angesehen.

Es ist ja überhaupt meist der Fall, daß der Zusammenbruch einer großen Spekulationsfirma die Börse nicht überrascht. Sie hat eine feine Witterung, um zu erkennen, wenn ein Spekulant seine Kräfte übernimmt, und die eigentlichen Börsenmänner sehen sich dann vor. Mag das Publikum sein Geld verlieren; keiner ist zu warnen verpflichtet, nicht einmal ohne Beweise berechtigt. Was für die Börse oft längst „offene Geheimnisse" sind, bleibt dem Publikum verhüllt. Ahnungslos wird es dann das Opfer der Katastrophe. Die blind leidenschaftliche Teilnahme des Publikums am Börsenspiel hat doch die schwindelhaften Unternehmungen dafür befördert, und es konnte im „Kampf ums Dasein" nicht ausbleiben, daß Gründer von Profession auftraten, um durch verlockende Subskriptions- und Spielgelegenheiten den Leuten das Geld abzunehmen. Beide Erscheinungen, sowohl die Spielwut des Volks wie das ausgeartete und gewissenlose Gründertum, hatten ihre Ursachen nicht bloß auf wirtschaftlichem, sondern auch auf so-

zialem und sittlichem Gebiete: das gleichzeitige Auftreten in den verschiedenen Ländern erklärt sich hieraus.

So fand diese Gier im Publikum, bei denen zumal, die rasch und mühelos reich werden wollten, auch keine merkliche Schwächung durch die Börsen- und Bankkatastrophen. Als Philipparts Herrlichkeit zu Ende war, kam ein anderer als König des Spekulationsvolks obenauf: Eugen Bontoux.

Er hatte sich aus Frankreich mit anderen Eisenbahnbeamten nach Österreich begeben, als die Südbahn an eine österreichisch-französische Aktiengesellschaft übergegangen, und war Generaldirektor dieser großen Bahnverwaltung geworden. Man versprach sich viel von seinen Fähigkeiten und wunderte sich daher nicht wenig, als unter ihm gerade eine Mißwirtschaft einriß, die die Gesellschaft in schwere Verluste brachte. Dies führte seinen Sturz herbei. Im Jahre 1878 mußte er seine Entlassung nehmen. Bontoux kehrte nun nach Frankreich zurück, und es gelang ihm mit Hilfe klerikaler und hochadliger Kreise im Herbst des genannten Jahres schon, die „Société de l'union générale" mit einem Kapital von 13 Millionen zu gründen. Das Geld strömte ihm zum Geschäftemachen auch gleich zu. Schon Ende des Jahres hatte man Bontoux über 21 Millionen Francs als Depots anvertraut, ein Jahr später 62, bis April 1880 fast 80 Millionen und Ende 1881 waren es 130 Millionen. Gleichzeitig wurde das Aktienkapital in ähnlichem Verhältnis vermehrt, erst bis auf 100 Millionen, dann bis auf 150. Noch nicht zufrieden mit solcher Kapitalmacht zu seiner Verfügung, errichtete Bontoux mit deren Hilfe die „österreichische Länderbank", welche die Wiener Regierung besonders begünstigte. Auch hier verdoppelte er nach Jahresfrist schon das Aktienkapital von hundert Millionen Francs. In fieberhafter Thätigkeit suchte er mit diesen riesigen Kapitalien gewinnbringend zu wirtschaften. Die abenteuerlichsten Pläne kamen dazu in Erwägung und Ankäufe von Berg- und Eisenwerken wurden überstürzt bewirkt. Serbien kam finanziell in die Hände Bontoux; sämtliche orientalische Eisenbahnen wollte er in ein Netz vereinigen, neue Linien in

Österreich und Ungarn bauen. Bald hatte er an zwei Dutzend Unternehmungen sich mit 234 Millionen beteiligt. Triumphierend wies er in der Generalversammlung am 5. November 1881 darauf hin, daß er einen Gewinn von 61½ Millionen Francs gemacht, und die Kontrolleure fanden diese Rechnung richtig. Später ergab sich aber, daß den Aktivas von ca. 112 Millionen mehr als noch einmal soviel in Passiven gegenüberstand, wodurch ein Verlust von sechzig Prozent auf die Aktien entfiel, also ziemlich das Gegenteil von dem so dreist behaupteten Gewinn. Der schreiende Gegensatz zwischen den Angaben des Vermögensstandes und seinem wahren Befunde erklärte sich dadurch, daß die „Union générale" im Besitze von 10000 Stück ihrer eigenen Aktien, es fertig bekommen hatte, den Kurs derselben, 500 Francs Nennwerth, durch schwindelhafte Vorspiegelungen über ihre guten Geschäfte bis auf 3000 zu treiben, eine Höhe, auf der sie natürlich nicht blieben. Es krachte denn auch trotz aller Anstrengungen der bedrohten Institute, die Gründung über Wasser zu halten. Die Depositengläubiger verlangten in Massen ihre Einlagen zurück. Die Aktien, die im Kurs noch bis 3050 getrieben waren, sanken im neuen Jahre von Tag zu Tag um Hunderte, was eine große Panik hervorrief; sie sanken bis auf 610. Am 29. Januar 1882 stellte die „Union générale" ihre Zahlungen ein; am 1. Februar wurde Bontoux und sein Mitdirektor Feder verhaftet, bald jedoch wieder entlassen; da ihnen nach dem Gesetz kein Vergehen nachzuweisen war. Die österreichische Länderbank hatte das sinkende Schiff noch rechtzeitig verlassen und blühte dann in gesünderen Verhältnissen empor.

Spekulation und Spielwut ergriffen jede Verlockung, um das Glück zu versuchen. Nicht zum wenigsten waren es daher die auswärtigen Papiere mit ihren schwankenden Kursen, in denen an den Börsen gehandelt wurde, heute mit Gewinn, morgen mit Verlust. Spanier, Türken, Rumänier, amerikanische Eisenbahn-Prioritäten, Lombarden und Franzosen, Portugiesen, Argentinier, haben schlaflose Nächte und Thränen der Reue durch die Unsicher-

heit ihrer Werte verursacht und zahllose Kapitalien zerstört. Die Argentiniker brachten sogar ein altes, großes Bankhaus wie das von Baring*) im Jahre 1891 zu Fall. Auf dem Londoner Kurszettel waren 1884 Wertpapiere beziffert mit ca. 70000 Millionen Mark, darunter die Hälfte etwa britische und fremde Stücke**).

Wie sich Geld, Kredit und Börse, Handel, Industrie und Gewerbe, Transport- und Versicherungwesen immer mehr mit tausend unsichtbaren Fäden miteinander verbanden, so unterwarf die Spekulation auch immer mehr das arbeitende Geschäft und drang in die Privatkreise immer weiter ein. Das langsame Tempo, in dem sich früher, noch bis in die siebziger Jahre, Handel und Industrie bewegt hatten, machte einem sich überstürzenden Treiben Platz. Bald war es die Haussebewegung, bald die Baisse, die nun von der Börse her viele Geschäfte in Unruhe über ihre Verhältnisse versetzten.

Diese weltwirtschaftlichen Beziehungen traten durch die Handelskrisen gerade am erkennbarsten hervor. Die Dampfkraft im Dienst des Land- und Seetransportes „mobilisierte" die Waren in allen Weltteilen, und noch schneller der Telegraph, der Aufträge nach allen Plätzen blitzschnell trug. Die Spekulation verwertete diese Mittel, nicht nur jene Spekulation im weitesten Sinne, indem sie ein Grundelement jeder geschäftlichen und also auch auf Gewinn gerichteten Unternehmung ist, sondern die auf Taxieren und Berechnen ungewisser Umstände hin Käufe und Verkäufe abschließt. Sie beeinflußt damit oft die Preise der Ware bei Nachfrage und Angebot, ebenso Produktion und Absatz, bildet womöglich auch nach amerikanischen Mustern Hausseringe, Hausse-Syndikate, „corners".

Gegenstände solcher Spekulationen, die oft in die Millionen an Geldwert gehen, bildeten und bilden vor allem Getreide und

*) S. S. 5.
**) Wasserrab, Preise und Krisen (1889). S. 50.

Baumwolle, Petroleum, Indigo. Es ist wie das Differenzspiel an der Börse mit Papieren. Mit einem Abschluß werden Summen gewonnen oder verloren, riesige Vermögen manchmal. Von dem Baumwollenkönig Steensstrand in Liverpool wurde 1890 berichtet, daß er 400000 Pfd. Sterl. = 8 Millionen Mark an einem Tage gewonnen und am anderen wieder verloren habe.

Diesen leicht erregbaren Sinn nach Gelderwerb durch Spiel tragen ja auch die Lotterien Rechnung, die trotz ihrer moralischen Verurteilung von einzelnen Staaten als eine gute Einnahmequelle unterhalten werden, und die ebenso Gemeinden, Vereine und Kirchenvorstände fort und fort mit obrigkeitlicher Genehmigung in Szene setzen. Eine schlimmste Sorte darunter ist wegen seiner lebhafteren und nahegerückten Verlockung für die „kleinen Leute" das in Österreich und Italien betriebene Lotto. Leidenschaftliche Erregungen sucht und findet dieser Spielsinn in den Klubs der feinen Welt, die in allen Hauptstädten dem Hazardspiel dienen und die sich gemehrt haben, seitdem die öffentlichen Spielbanken, wie sie früher in Spaa, Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden existierten, aufgehoben worden sind.

Von solchen hat sich in glänzendster Art die in Monte Carlo erhalten. Sie besteht seit 1867 und wurde durch den Franzosen Blanc errichtet, der als Millionär dann für seine Töchter fürstliche Partien fand. Er machte durch die Spielbank aus dem elenden Fischerdorf in seiner herrlichen Lage einen Zaubergarten mit schimmernden Palästen und prächtigsten Hotels inmitten der schönsten Parkanlagen, und die ehemals armen Fischer wurden behäbige Rentner. Nach Blancs Tode kam die Spielbank an eine Aktiengesellschaft und der Fürst von Monaco verlängerte den Vertrag mit ihr. Der Gewinn der Bank berechnet sich jährlich auf 25—30 Millionen Franks. Das Kapital der Gesellschaft beträgt dreißig Millionen, bestehend in 60000 Aktien zu 500 Franks. Der Zins ist fünf Prozent, die Dividende verschieden, im Jahre 1891 betrug sie 38 Prozent. Zum Reservefonds ist schon eine Million geschrieben worden und er soll im Jahre 1913 so hoch

sein, daß man das Gesellschaftskapital dann voll zurückzahlen kann. Der jetzige Fürst verwendet die jährliche Konzessionsabgabe von 1250000 Franks zum Bau von Schulen, Hospitälern und Kirchen. Die Gesellschaft trägt die Kosten für sämtliche Regierungsbedürfnisse des Fürstentums Monaco, für Gerichte, Polizei und Verwaltungsbehörden; die Bevölkerung bezahlt keine Steuern noch Abgaben und hat die Schulen umsonst. Dem Theater giebt die Bank 250000 Franks; ihre Beamten, darunter über hundert Croupiers, kosten sie jährlich anderthalb Millionen Francs. Die Bilder schrecklichen Elends, die durch ruinierte Vermögen und Existenzen mit diesem Unternehmen verbunden sind, kennt alle Welt.

In Ostende duldete man neuerdings eine Spielbank, die dafür jährlich 320000 Franks an die Stadt bezahlte, ihren Gewinn selbst auf 2 Millionen jährlich berechnen konnte. Die Pächter hielten aber auch noch einen „cercle privé" neben dem öffentlichen Spielsaal, in dem das Hazardspiel — Roulette und Pharo — nur bis zu Einsätzen von gewisser Höhe gestattet war. In dem Privatspielklub durfte dagegen bis zu jeder beliebigen Höhe gespielt werden. Die Behörde übte insofern eine Aufsicht darüber, als sie verlangte, daß nur Personen, die von einem ordentlichen Mitgliede gekannt und empfohlen waren, in den Klub aufgenommen werden durften und daß ihre Namen vor der Aufnahme zwei Tage lang am schwarzen Brett angeschlagen sein mußten. Doch umging man diese Vorschrift und jeder Fremde konnte ohne weiteres da Zutritt finden, um seiner Leidenschaft des Spiels zu fröhnen. Auch hier wie in Monte Carlo gingen Vermögen im Betrage von Hunderttausenden und Millionen Francs verloren. Der Bürgermeister von Ostende war zum Ehrenpräsidenten dieses Klubs ernannt und bezog als solcher ein Jahr- richtiger Schweiggeld von 25000 Francs.

Das Spiel hat in dieser wie in Börsenart weniger eigentlich mit Reichtum als mit Elend zu thun. Denn was dadurch gewonnen wird, pflegt nicht zu genießendem Besitz zu werden. So steigen Finanzmänner zu Millionären empor und stürzen auf

einmal in die Armut; so gebieten Spekulanten und Spieler heut über große Schätze und haben morgen keinen Pfennig, wenn nicht noch Schulden und Verbrechen sie in die Tiefe des sozialen Abgrunds ziehen. Tausende von Beispielen sind dafür da, daß mit dem Goldhunger Geschicke voll Kummer, Laster und Verbrechen verbunden sind, und in unserer Zeit, die in der Jagd nach Reichtum und in der Vielfältigkeit der Mittel, ihr zu entsprechen, das Höchste bietet, massenhafter wie je zu finden. Die Tragik schlägt in diesem Wechsel der Spekulantengeschicke oft in Humor um. Es ruft doch ein Lächeln auf, wenn man z. B. liest, daß der Branntweinpächter Utin in Petersburg sich in der Üppigkeit seines Spekulationsglücks ein Haus für drei Millionen bauen ließ und eines Tages als durch die Spekulation ruinierter Mann es heimlich verließ, daß dies selbe Prachthaus dann nacheinander zum Sitz zweier anderer emporgeschossener Finanzgrößen erkoren wurde, von denen jeder es auch mit dem Bettelstab verlassen mußte.

Die gewerbmäßige Spekulation auf Reichtum oder doch auf großen, schnellerworbenen Geldgewinn wurde auch zu einer verbrecherischen auf das Gut anderer und diese Ausraubung durch Täuschung vertrauensthörichter Kunden konnte von üppig sich gebärdenden Banquiers offen vor aller Welt und zum Hohn der Gerichte getrieben werden. Was offenbar schon Betrug war, vermochten die Gerichte als solchen nach dem Wortlaut der Gesetze nicht anzuerkennen, sodaß die angestrengten Prozesse dieser Art mit Freisprechung der Angeklagten endigten und das Jobbertum triumphierte. Es stellte beispielsweise für Anteilscheine an industriellen Unternehmungen die Reklame in Börsenzeitungen in seinen Dienst, weil es Aktien dieses Unternehmens zum größten Teil in seinem Besitz hatte und sie in die Höhe treiben wollte. Gelang dies, so wurden sie mit ungeheurem Gewinn an die leichtgläubigen Käufer „abgestoßen". Dies „Kursmachen" konnten die Gerichte aber nicht für strafbar erachten, da jeder, der daraufhin sein Geld für Papiere hergebe, sich selbst zu versichern habe, welche Anlage er mit dem Erwerb der „Werte" mache.

In Berlin kamen neuerdings sensationelle Fälle vor, die zur Illustrierung solcher Gewinnspekulationen auf die Täuschung des Publikums und auf seine Vertrauensseligkeit zumal in Überlassung von Geld- und Vermögendepots an für reell und blühend gehaltene Banquiergeschäfte dienten und deshalb auch hier erwähnt sein mögen. Der Krach der Geschäfte von Hirschfeld und Wolff, Friedländer und Sommerfeld, dann des jüngeren geschäftrührigen Bankhauses Loewy führte, abgesehen von ihrem betrügerischen Geschäftsgebaren, durch das sie eine Menge kleiner und großer Vermögen in ihrem eigenen Genuß und Nutzen verbrauchten, die Verschwendungslust vor Augen, die sie trieben. Die Leichtigkeit spekulativer Gewinne rief das Gelüst nach gefährlicheren Versuchen darin auf, und als diese mißglückten, mußten die anvertrauten Gelddepots der Kundschaft solange die Verbindlichkeiten decken, als es möglich war und bis der Sturz nicht mehr aufzuhalten ging. Andererseits sollten Luxus und Verschwendung sowohl dem sinnlichen Verlangen genügen, das gerade solch zugeflossener, unredlich gemehrter oder erhaltener, und auf einmal in der Luft schwebender Reichtum aufrief, als auch hinter glänzendem Schein die fressende Fäulnis und Haltlosigkeit der geschäftlichen Existenz vor den Augen der Welt verhüllen.

In der Zeit seines lebemännischen Wohlseins, auch als es schon vom Gelde anderer Leute unterhalten wurde, war die Tafel und Küche von Felix Sommerfeld in Berlin berühmt. Eine königliche Pracht der Geschirre wurde bei Tisch entfaltet. Er selbst verbrachte seine Zeit vorzugsweise damit, seine Küche zu überwachen, immer neue Gerichte und Schüsseln zu ersinnen, um seinen französischen Koch, den er wie einen Minister bezahlte, in den Schatten zu stellen. Seine Monatdiners versammelten Berühmtheiten auf den Gebieten der Kunst, Litteratur und Wissenschaft; an seiner Samstagtafel schwelgten seine besonderen Freunde und Börsengenossen. Als es aus war mit dem Reichtum und dem solange künstlich in Kredit erhaltenen Geschäft, erschoß er sich mit seinem Bruder. — Der Banquier Wolff brauchte jährlich

seine 200000 Mark für sich; der Betrugsprozeß führte ihn auf zehn Jahre ins Gefängnis. — Sein Geschäftsteilhaber Hirschfeld besaß einen Sohn James, der in seiner Art im „Berliner Tageblatt“ als ein Original hingestellt wurde, wie es Übermut auf den väterlichen Reichtum gebildet hatte. Schon als Tertianer des Gymnasiums spielte er den Gigerl in auffälliger Weise. Zur Zeit des Pepita-Enthusiasmus in den fünfziger Jahren erschien er mit großkarrierten Beinkleidern, deren Felder Figuren tanzender Pepitas ausfüllten. Der Geschichtsprofessor seiner Schulklasse besah ihn sich in dieser Kleidung von oben bis unten und spottete darüber. Der blasierte Tertianer fühlte sich dadurch nur geschmeichelt und grinste vergnügt vor sich hin. Als James später sein Vermögen vergeudet hatte, besorgte er Reklamen für Zirkusse und Konzertaufführungen. „Es ist doch unverantwortlich,“ sagte einmal im Zirkus ein früherer Schulgenosse zu ihm, „daß Sie eine halbe Million durchgebracht haben!“ — „Ist ja übertrieben,“ entgegnete er mit mißächtlicher Miene; „es sind höchstens 400000 Thaler gewesen.“

Von dem Bankerotteur Hugo Loewy, der früher in Wien und Paris seine Börsenspekulationsschule durchgemacht hatte, wurde im Prozeß berichtet, daß er monatlich in seinen vier oder fünf Berliner Geschäften 20—30000 Mark nur für Provisionen à 10 Prozent eingenommen, für Reklamen etwa 4000 Mark wöchentlich, in 72 Wochen seiner Herrlichkeit 280000 Mark dafür verausgabt hatte. In sechs Monaten 1891 verbrauchte er, obwohl unverheiratet, 63000 Mark. Nach seinem Krach ergaben sich 376000 Mark Schulden. Er wurde zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Verführung zum Börsenspiel zumal ist es, die eine so große Menge Unterschleife und Kassendiebstähle von Bankbeamten und Kassenverwaltern veranlaßt, welche nach Verlusten im Spiel der Versuchung zum Verbrechen nicht widerstehen konnten. Es ist dann natürlich vollends ihr Verderben. Lange hat 1892 die Defraudation bei Rothschild in Frankfurt durch seinen Kassierer

Jäger wegen der hohen Summe von $1^3/_4$ Millionen und der gelungenen Flucht desselben auf der Tagesordnung gestanden. Er wurde aber doch nach fünf Wochen der Verfolgung in Ägypten verhaftet und vom Gericht in Frankfurt darauf zu mehrjährigem Gefängnis mitsamt seinen Helfershelfern verurteilt.

Bei dieser Gelegenheit ist die Frage naheliegend, ob dies große Diebsgeschäft, das doch durch die Begier nach Geld, nach Reichtum groß oder klein, tausendfältig mit allen Mitteln und Künsten betrieben wird, überhaupt, auch im glücklichsten Fall des Gelingens und gleichsam als Beruf, einträglich sei und die Hoffnungen verwirkliche, in denen es unternommen wird. Niemand wird diese Frage in heutiger Zeit bejahen. Während der Eine im großen Stil sich als ein wahres Genie im Verbrechertum erweist, und der Andere nur ein kleines Licht darin ist, kommen sie beide doch nicht zu einem Vermögen, ihrem wahren und höchsten Ideenziel. Ein gemeinschaftliches Schicksal harrt ihrer. Alle diese Verbrecher sind zugleich Spieler und Verschwender. Viele „arbeiten" nur, wenn das Letzte der Beute verprasst ist, und viele nur, wenn die Gelegenheit ihnen günstig erscheint. Aber daß sich der und jener vom Geschäft zurückzieht, um dessen Früchte in Ruhe und Freiheit zu genießen, dürfte nicht zu behaupten sein, oder doch nur eine sehr seltene Ausnahme bilden. Der größte Teil der Spitzbuben und Betrüger stirbt im Zuchthaus oder in bitterer Armut, heruntergekommen durch Trunk und wüste Lebensweise.

Ein New-Yorker Kriminalist gab einmal in einer Zeitung*) darüber einige interessante und zur Schlußfolgerung geeignete Belege selbst aus der amerikanischen Welt. Minor, erzählte er, war ein Bankräuber, der in Baltimore abgefaßt wurde und ins Zuchthaus kam. Er hatte bedeutendes Grundeigentum in New-York, wo er sich aber nicht sehen lassen durfte. Sein Reichtum, den er wirklich erreicht hatte, was nützte er ihm? — Mortimer Kelly,

*) Abdruck im „Schwäb. Merkur" 1883, No. 226.

der einem Nabob 200000 Dollars raubte und mit seiner Beute nach Paris glücklich entkam, starb an den Folgen seiner Orgien dann im Irrenhause. Das war das Glück, das er sich durch das Geld bereitete. „Jonny the Greek". der geriebenste Taschendieb New-Yorks, hinterließ nur ein Vermögen von 10000 Dollars. Jonny Dobbs, Jack Irvin und Billy Porter, lauter große Spitzbuben, waren sehr vermögend; nur mußten sie immer auf ihrer Hut vor der Polizei sein, da die gegen sie vorliegenden Anklagen sicher zu ihrer Verurteilung auf Lebenszeit geführt hätten. „Deutsch Heinrich" war an so bedeutenden Räubereien beteiligt gewesen, daß ihm ein paar Millionen Dollars durch die Finger gingen, und doch war er einer der Ärmsten der Zunft, zuletzt ein blödsinniger Vagabund, der seine Nächte in den Polizeistationshäusern zuzubringen pflegte, bis seine ehemaligen Kumpane eine Sammlung für ihn veranstalteten und ihn nach seiner deutschen Heimat schickten, wo er elendiglich umkam. Er war einer der genialsten Einbrecher gewesen, aber Weiber und Spiel hatten ihn ruiniert. Der berüchtigte Ladendieb Charles Rothschild, der einst verspämig in New-York umherfuhr und das Geld geradezu vergeudete, hinterließ nicht einmal genug, daß man hätte seine Begräbniskosten damit bestreiten können. Kerwine Carr, ein Hoteldieb, der in Gemeinschaft mit zwei anderen einer Millionärin 200000 Dollars stahl, starb ebenfalls arm und irrsinnig; einer seiner Genossen wurde auf der Straße von einem herabfallenden Fensterladen erschlagen.

Sicherlich, das glücklichste Stehlen gewährt kein Glück.

Neuerdings kam die Nachricht aus New-York, daß der Sparkassendieb Ernst Voß aus Verden tot in Hoboken aufgefunden worden sei. Acht Jahre lang hat Voß in Amerika sich seines auf zwei Millionen Mark geschätzten Raubes zu erfreuen gehabt und scheint dort ein trauriges Ende gefunden zu haben. Mitte Dezember 1884 wurde in Verden der Direktor der dortigen Amtssparkasse, Voß, wegen Unterschlagungen plötzlich verhaftet. Voß war mehrere Jahre vorher Steuereinnehmer gewesen und hatte als solcher gelegentlich der Hebungen in den ländlichen Kreisen des

Amtes Verden zu verkehren. Er wußte sich hier so beliebt zu machen, daß er später zum Leiter der unter Haftbarkeit sämtlicher Gemeinden des Amtes Verden gegründeten Sparkasse gewählt wurde. Da er Tantiemen bezog und der Umsatz der Kasse sehr beträchtlich war, so hatte er ein ganz bedeutendes Einkommen. Außerdem trieb er vielfach Spekulationen mit Bauplätzen und Häusern in Hannover. Der Verdacht von Veruntreuungen in der von Voß verwalteten Kasse wurde erst rege, als sich herausstellte, daß er die Einnahme aus einem Konkursverfahren mit 160000 Mark nicht gebucht hatte. Schließlich wurde ein Fehlbetrag von mehr als 2 Millionen Mark gefunden. Voß wurde später zur Beobachtung seines Geisteszustandes der Irrenanstalt in Hildesheim überwiesen. Aus dieser entfloh er und entkam nach Amerika, wo er in Hoboken in den letzten Jahren mehrfach von Verdener Bürgern, die ausgewandert waren, gesehen und gesprochen worden sein soll. Das Amt Verden aber schrieb für seine Gemeinden eine „Voß-Steuer“ zur Deckung der veruntreuten Beträge aus, da die Gläubiger der Sparkasse wegen der Haftpflicht der Amtsgemeinden gesichert waren. Dieselbe wird heute noch in den Gemeinden des Amts Verden erhoben; sie überdauerte das Leben ihres Urhebers.

Es giebt Menschen genug, die im Ansammeln von Geld, auch auf ehrlichste Weise, ihr Glück finden und doch wahrlich wegen ihres Geizes die bedauernswertesten Geschöpfe sind. Sie werden selbst reich, sei es durch eigene Arbeit, sei es durch Erbschaft oder einen Glückszufall; aber sie werden umsomehr die jämmerlichsten Sklaven des Mammons, durch den sie nichts genießen wollen und der ihnen nichts als Angst darüber bereitet, daß er oder ein Teil davon ihnen geraubt werden oder verloren gehen könne. Das ist dann die Spekulation, zu der ihr Vermögen sie einzig belebt, sich davon selbst nichts, was das Leben edelt und verschönt, zu gönnen, noch viel weniger anderen. Es ist der Fluch des Reichtums in einer der vielfachen Wirkungen für ihren Besitzer. Sagte Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien“, daß „Geld eine entsetzliche Erfindung sei, das wahre Übel in der Welt,“ so ist es doch richtiger, daß die Liebe zum Gelde, nicht das Geld selbst die Wurzel der Übel bildet. Denn sie ist es, die die Seele engherzig macht und unzugänglich für vornehme Handlungsweise. „Ein wenig Silber,“ heißt es bei Walter Scott, „hat mehr Seelen getötet, als das gezückte Schwert Leiber.“ Aber der reiche Geizhals und der Filz gehören auch unter die Illustrationen, die den Reichtum, den aller Zeiten freilich, charakterisieren.

Ein junger Engländer, erzählt John Forster*), hatte sein väterliches Erbteil als Verschwender durchgebracht. Er wollte verzweiflungsvoll seinem Leben ein Ende machen. Noch einmal warf er einen Blick auf seine ehemaligen Landgüter und dieser Rückblick zugleich auf sein Leben rief merkwürdigerweise den Entschluß in ihm auf, sich dieselben durch Arbeit und Sparsamkeit wieder zu erwerben. Er begann daraufhin in einer fremden Stadt zu arbeiten, was sich ihm tagelöhnerisch bot, und sparte von diesem Erwerb mit Sorgfalt soviel als möglich. Ein kleines Vermögen sammelte sich so an und damit unternahm er Viehhandel. Er wurde dabei wohlhabend, endlich reich, viel reicher als er gewesen. Aber er kaufte aus Geiz seine Güter nicht zurück, sondern hütete seine Schätze und starb bei ihnen in Schmutz und Elend.

In New-York verhaftete die Polizei einen gewissen Bryant unter dem Verdacht, mit gestohlenen Briefmarken zu handeln. Er genoß eines Rufes als Händler in seltenen und merkwürdigen Münzen; es hieß aber auch, daß er von Laufburschen Brief- und Stempelmarken, die sie ihren Geschäften entwendeten, kaufe. Die Anklage richtete sich darauf. Nachdem Bryant drei Wochen im Gefängnis gesessen, hörte man, daß in seine armselige Wohnung eingebrochen worden sei. Er hatte da in ängstlicher Zurückgezogenheit allein gelebt. Als die Polizei sie nach Aufschluß von drei Thüren betrat, gelangte sie durch einen Raum voll Moder und Lumpen in ein wohlgeborgenes, luxuriös ausgestattetes Zimmer.

*) Smiles, Hilf dir selbst. S. 281.

Hier gab es schöne Teppiche und kostbare Möbel; hier hatte Bryant 70000 Dollars in Goldstücken aufbewahrt gehabt, dazu Diamanten, Juwelen, teure Münzen und Silberwaren. All dies war ihm nun wirklich gestohlen worden, während er im Gefängnis saß. Die Nachricht davon brachte den alten Gauner von Sinnen; er konnte diesen Schlag nicht überleben. Mehr als Ehre und Freiheit liebte er sein Geld.

Ein alter Rentier hatte seit einer langen Reihe von Jahren in Berlin eine kleine Dachwohnung inne. Er war als menschenscheuer Geizhals bekannt und hieß Johl, stammte aus Österreich und hatte dort ein paar vermögenslose Brüder in der Armee. Mittellos war er vor Jahren nach Berlin gekommen. Durch glückliche Grundstück-Spekulationen und im Börsenspiel hatte er dann ein großes Vermögen gewonnen, das die Steuer-Einschätzungs-Kommission auf ungefährhin zu 240000 Mark annahm. Trotz seinem Vermögen lebte Johl aber schlechter als der ärmste Bettler. Nur zweimal in der Woche ging er aus, um auf dem Wochenmarkt jedesmal für zwanzig Pfennig Suppenknochen zu kaufen; neben trockenem Brot war die aus diesen Knochen gekochte Brühe seine einzige Nahrung. Seine Wohnung durfte niemand betreten; er hielt der Kursnotierungen wegen drei Zeitungen, bekam auch oft Briefe von seinen Banquiers, doch niemals durfte der Postbote die Wohnung betreten. Derselbe mußte vielmehr Briefe und Zeitungen vor der Thier niederlegen, dann klopfen und sich schleunigst entfernen. Diese Postsendungen waren nun seit einiger Zeit nicht mehr von der Thür weggenommen worden, so daß die Hausbewohner, weil sie ein Unglück des Geizhalses oder seinen Tod vermuteten, die Polizei davon benachrichtigten. Die Wohnung wurde nun amtsmäßig eröffnet und richtig fand man in ihr die Leiche des alten Mannes. Einen tieftraurigen Anblick gewährte ein an der Wand hängendes großes Heckbauer, in dem sich zwanzig Kanarienvögel befanden. Dieselben waren bis auf drei verhungert und verdurstet. An dem Umherliegen der Federn und an äußeren Verletzungen ließ sich erkennen, daß sich die armen

Tierchen vor Hunger gegenseitig angefressen hatten. Die Leiche Johls befand sich bereits in Verwesung, Mund und Augen standen offen. Der arme Reiche hatte in seiner letzten Stunde keine Menschenseele gehabt, die ihm die Augen zugedrückt hätte. Der Körper war nur mit alten Hosen und einer schlechten Jacke bekleidet. Das Hemd fehlte, er hatte ein solches nicht getragen. Der Schlag mußte ihn vielleicht wegen einer Nachricht von Geldverlust gerührt haben. Mit der einzigen Pferdedecke, die sich in der Wohnung vorfand, wurde die Leiche umhüllt und diese auf einem Kohlenwagen fortgeschafft. In einem Koffer ruhten aber die Schätze des Gestorbenen zum Hohn auf sein Elend.

Die Gefahren des Reichtums sind in dem so schnell und massenhaft zu erwerbenden der neueren Zeit den Familien, die ihn besitzen, oft verhängnisvoll. Er wurzelt nicht recht oder ausnahmsweise nur an, um einen Baum mit goldenen Früchten auf die Dauer zu bilden. Der Reiche der Gegenwart, hebt der Vicomte d'Avenel in seinem schon erwähnten Aufsatz in der „Revue des deux Mondes" hervor, ist unter einem gewissen Gesichtspunkte viel reicher als derjenige von ehemals, da auf ihm keine jener politischen und sozialen Pflichten lasten, die auf den aristokratischen Reichtümern der Vergangenheit ruhten. Der moderne demokratische Reichtum legt keine besonderen Pflichten auf, wie er auch keine besonderen Rechte giebt. Früher war dies anders. Der Grundbesitz, die einzige Form des Reichtums, hatte vor allem die großen Kosten des militärischen Schutzes zu tragen und Justiz wie Polizei zum Nutzen seiner Nachbarn, Lehnsleute und Unterthanen zu unterhalten.

Aber diese modernen Vermögen sind dafür auch flüchtiger Natur, oft nur meteorartige Erscheinungen, und für die Nachkommen dessen, der ein solches von Belang erwarb, meist ein unheilvolles Erbteil. Die Thatsachen beweisen zunächst, daß die modernen Vermögen nicht lange beisammen bleiben, wie es auch im alten Römerreich zur Zeit seiner üppigsten Blüte der Fall gewesen sein dürfte. Die zähe Ausdauer und der unerschütterliche Wagemut,

der die Emporkömmlinge auszeichnet und sie auf die Höhe des Reichtums zu Macht, Ansehen und Ehren heben, diese Kraft aus dem Volkstum mit schöpferischer Fähigkeit, sie brechen zumeist im nachfolgenden Geschlechte schon. Der gewaltige Arbeitsdrang, der sich in dem Ahnen in großen Unternehmungen bethätigte, fehlt den verweichlichten Enkeln, die mit den ererbten Mitteln des Reichtums nur zu leicht in Unthätigkeit und Schlemmerleben sich gefallen, in sinnlichen Exzessen körperlich und in ihrem Vermögen zu Grunde gehen. Insofern kann man sagen, daß das einzige, wahre Glück in der fördernden Arbeit als Talisman ruht und fälschlich nur im Reichtum gesucht wird, weil er allerdings durch die Vorzüge blendet, die er durch möglichste Unabhängigkeit von den Gemeinheiten des Lebens und durch die Möglichkeit bietet, alle Wünsche für äußeres Wohlergehen und für Lebensgenuß befriedigen zu können.

Ererbte Geschäfte von bedeutendem Umfang sind häufig in ihrer Fortführung nur Stützen eines Reichtums, in denen der Wurm frißt und die eines Tages zum allgemeinen Erstaunen morsch zusammenbrechen. Für die gute Verwaltung eines solchen Erbes bedarf es vor allem besonderer Befähigung. Diese Eigenschaft erbt sich aber nicht regelmäßig und ohne Unterbrechung fort. Der Fall mit Overend, Gurney & Co*), ein Musterbeispiel aller Übelstände im Geschäft, war zugleich ein beunruhigendes Bild dieses Übels, das hier deshalb noch des Näheren vorgehalten sein mag. Fähigere und tüchtigere Männer für ein solches Bankgeschäft, als die ersten Gründer und ersten Verwalter waren, konnten kaum gefunden werden. Aber schon nach einigen Jahren vererbte es sich einer Nachkommenschaft, deren Thorheiten ihre völlige Unfähigkeit bezeugte. Binnen kurzer Zeit wurde Ruin, was vordem blühendster Erfolg gewesen und verwandelte sich Reichtum in Bankerott. Eine große Diskontogesellschaft ist schwieriger zu leiten als ein gewöhnliches Bankgeschäft. Der Vater hatte ein

*) S. S. 179.

großes Gehirn und gründete das Geschäft, aber der Sohn besaß ein kleines und verlotterte das Erbe. So geht es einer großen Bank dann wie einer großen Monarchie. Die Firma hätte bei kluger Führung nicht bloß unglaubliche Verluste vermieden, sondern diese hätten sogar von ihren aufgehäuften unermeßlichen Gewinnen ruhig abgeschrieben werden können. Die durch das Land sich verbreitende Beunruhigung, die erst den endlichen Fall des Hauses verursachte, bewies, wie allgemein und ungeschwächt sein guter Ruf beim Volke gewesen war. Niemand wollte in den ländlichen Gegenden ein gegen Overend, Gurney & Co. gesprochenes Wort glauben. Das Unglück trat ein, weil beim Wechsel der Geschäftgenossen in der alten Privatfirma diese, namentlich die Gurneys, die neue Aktiengesellschaft gegen frühere Verluste versichert hatte und diese Verluste sich über Erwarten groß erwiesen. Um das Notwendigste zu bezahlen, mußten Gurneys ihren wertvollen Grundbesitz verkaufen, und die so sichtbar werdende Verlegenheit dieser Familie zerstörte den Kredit des ganzen Geschäfts. Ohne diese Verkäufe hätten die großen Verluste in einem Buche geschlafen und die Firma wäre ungetrübt in ihrem Glanze verblieben*).

Eitelkeit und Hoffart versetzen den Reichtum der Emporkömmlinge so oft in Abhängigkeit, daß er beklagenswürdig wird. Er verhärtet in solchem Sklaventum das Gemüt und bringt das Glück der Herzen seinem Baal des Hochmuts zum Opfer. Er wird Tyrann, und die Lächerlichkeit seines Übermuts wird verächtlich, wenn derselbe in anderer Menschen, zumal der eigenen Kinder Geschick bestimmend einzugreifen sich vermißt. Die Geschichte des modernen Reichtums hat denn auch dafür ein starkes Kapitel. Man sieht die Reichgewordenen sich in die aristokratische Gesellschaft drängen, indem sie sich den Adel erkaufen oder in höfischer Demut erbetteln, oder ihre Töchter an Aristokraten verschachern, die mit der Mitgift den verblichenen oder verbleichenden

*) Bagehot, Lombardstreet, Deutsche Übers. (1874), S. 140.

Glanz ihres Wappens auffrischen. Das Protzentum will die Herkunft aus der armen Volksschicht verleugnen und als neuer Adel sich in den Gewohnheiten und Vorurteilen der alten Aristokratie bewegen. Oder es kehrt mit dem Geldstolz seine Ansprüche auf besondere Ehrerweisung in Gesellschaft, Gemeinde und im Staat heraus, und fühlt sich in einer hohen Schicht der Auserlesenen, hier der Zehntausend, da der Vierhundert, von der es verächtlich auf die Masse der Nichtreichen niederschaut.

Unter den unzähligen Beispielen solcher Art sei ein jüngstes bevorzugt, weil es ein Licht auch auf die aristokratisch sich aufspielende „Standesehre" des Emporkömmlingtums wirft und zwar auf die in der amerikanischen „Dynastie" Vanderbilt, von deren Entstehen und üppigen Geldherrlichkeit früher erzählt wurde*).

Jakob H. Vanderbilt ist ein Sohn des Bruders vom Kommodore, als „Jake" allgemein in New-York bekannt. Nach dem Tode seiner ersten Frau lernte Jakob ein bildschönes, aber armes Mädchen gelegentlich eines Besuches kennen, den es seinen Verwandten in der Hauptstadt machte, und verliebte sich sofort in dasselbe. So heiß war seine Liebe, daß er einige Wochen später schon, als Mary wieder abgereist war, sie in ihrer Heimat einige Stunden von New-York aufsuchte, ihr sein Herzensgeständnis bekannt gab und um ihre Hand bat. Zu seiner höchsten Freude willigte sie ein, sein Weib zu werden. Nun erst kam ihm der Gedanke an seinen alten Vater Jake und die Gewißheit, daß derselbe unter keinen Umständen seine Zustimmung zu einer Ehe mit dem armen Mädchen geben würde. Er erinnerte sich der Auftritte, die vor seiner ersten Heirat im väterlichen Hause stattgefunden hatten, die gleich dieser beabsichtigten eine „Mesallianz" war, da auch seine erste Frau bettelarm gewesen. Er teilte seiner Braut seine Befürchtungen mit, sagte ihr, daß ihn sein Vater sicherlich enterben werde, wenn er von seiner Absicht höre, und

*) S. S. 116.

kam schließlich mit Mary überein, sich mit ihr unter anderem Namen und heimlich trauen zu lassen.

Im Frühjahr 1886 ging diese Trauung vor sich. Das junge Paar bezog eine hübsch eingerichtete Wohnung in der 22. Straße, die später mit einem Hause auf dem Lande vertauscht wurde, und lebte glücklich und zufrieden in stiller Zurückgezogenheit. Jeden zweiten oder dritten Tag brachte Jakob im Hause seines Vaters auf Staten Island zu, so den alten Mann über den ohne seine Einwilligung gethanen Schritt in Unkenntnis lassend. Er hatte ein jährliches Einkommen aus der Hinterlassenschaft seines Onkels, des Millionenmannes, von 2000 Dollars, was für einen Vanderbilt ja sehr wenig ist, so daß ihm sein Vater noch 1200 Dollars jährlich zuschoß. Im Jahre 1887 bezog das junge Paar eine Villa in Long Branch, und hier war es, wo die Frau von ihrem Manne über eine Woche lang allein gelassen wurde. Als er schließlich zurückkehrte, war sein bis dahin liebenswürdiges Wesen gänzlich verändert. Er war rauh und unfreundlich und gab auf ihre ängstlichen Fragen schließlich die Eröffnung, daß sein Vater alles erfahren und ihm den jährlichen Zuschuß gesperrt habe. Ihrem Vorschlage, sich doch mit seinen 2000 Dollars zu begnügen, setzte er entgegen, daß er nicht im Stande sei, in Armut zu leben, und ging schließlich nach einer tragischen Szene davon, um nicht wiederzukommen.

Die Verlassene nahm Wohnung in einem Kosthause und klagte auf Scheidung. Von ihrem Manne erhielt sie darauf einen Brief, dessen Inhalt beweist, in welchem Sklaventum ein Vanderbilt wie durch sein Geld, so durch seine Eitelkeit und die Hoffart seiner Familie sich befand. „Meine liebe Frau!" schrieb er. „Mit großer Betrübnis hat mich die Entdeckung erfüllt, daß Du in einem Kosthause unter dem Namen Vanderbilt wohnst. Du weißt sehr wohl, daß dies nicht Dein Name ist. Er mag es sein nach dem Gesetze, aber Du mußt hier andere Rücksichten nehmen. Wenn Du den Namen Vanderbilt beibehältst, machst Du mich zum Bettler. Ich werde mich und meine lieben Kinder allein

ernähren müssen, und das Heim, wo ich geboren wurde, wird in fremde Hände kommen. Ich werde Dir schicken, was ich versprochen, aber nicht der Frau Vanderbilt, denn eine solche giebt es nicht, das weißt Du selbst am besten. Denke doch um Gottes willen darüber nach, liebes Kind, und wenn Du noch etwas Liebe für mich übrig hast, wirst Du Deines Gatten wegen meine Bitte erfüllen. Dein Jakob."

Mary willigte ein, in ihre alte Wohnung zurückzukehren, wenn ihr fünfzig Dollars wöchentlich zum Unterhalt gezahlt würden, doch weigerte sich Jakob, dies zu thun. Eine richterliche Entscheidung, die seine Frau anrief, verurteilte ihn aber, derselben monatlich 200 Dollars zu zahlen. Die Scheidung kam nicht zur Verhandlung, sondern Mary klagte nun gegen ihren Schwiegervater Jake, daß er ihr die Liebe ihres Gatten abspenstig gemacht und ihr als Schadenersatz dafür 100000 Dollars geben müsse. Das bildete natürlich einen großen Skandalprozeß aus dem Reiche der „heiligen Vierhundert", der Millionäre von New-York, und das Charakteristische desselben ist, daß ihn die Vanderbilts lieber zuließen, als edleren und dabei gerechteren Gesinnungen nachzugeben.

Die Plutokratie in Nordamerika zeigt sich in ihrem Hochmut wie in ihren Ansprüchen erklärlicherweise am auffälligsten. Sie betrachtet auch den politischen Staat als ihrer Herrschaft verfallen. So ist es möglich daselbst, daß die Staatsstellungen käuflich wurden. Vom Generalpostmeister Wangmaker wird behauptet, daß er es sich 400000 Dollars kosten ließ, um diese Stelle zu bekleiden. Einen Ministerposten in der Union zu erlangen, wird auf hunderttausend Dollars taxiert, einen Gesandtschaftsposten auf fünfzigtausend, ein Konsulat auf mehrere Tausend. Diese Geldeinflüsse fressen an der Republik und mahnen an das Wort Condillacs: „In einer Zeit, die alles glaubt mit Geld abmachen zu können, ist der Ruin von allen das letzte Ziel der kaufmännischen, finanziellen und politischen Spekulation."

VII.

Das Arbeitertum und das Kapital.

Die Fabrik und die Fabrikarbeiter. — Der Zwiespalt. Heilslehren und Versuche damit. Sektiererei. Phalanstères und Familistères. Kommunistische Gemeinden. — Nationalwerkstätten. — Arbeiter-Assoziationen in Frankreich, England, Deutschland. — Anteilwirtschaft und Spargenossenschaft. — Die revolutionäre Bekämpfung des Kapitals: Chartisten, die trades unions, Kommunisten, die internationale, die deutsche Sozialdemokratie. — Bilder der Verwirklichung ihrer Programme. — Die Anarchisten. — Die Massenstreiks. — Friedliche Ausgleichorganisation in England und Amerika.

Da ist eine Spinnerei, eine der größten und schönsten im Lande. Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen sind in derselben beschäftigt und verdienen, dank dem Genius der Erfindungen unseres Jahrhunderts, einen Wochenlohn, der für ihre Lebensbedürfnisse und Ansprüche ausreicht, mit dem die Mädchen den Haushalt ihrer Familie unterstützen, von dem manche sich noch etwas ersparen. Alle Männer sehen wohl und in ihrer schlichten Kleidung nicht armselig und liederlich, die Mädchen und Kinder zum größten Teil sauber und gesund aus.

Vor hundert Jahren hätte wie seit Jahrhunderten der Mann auf dem Acker, teilweis umsonst auf dem der Gutsherrschaft arbeiten müssen, oder in einem Handwerk, oder als Knecht sich sein Brot verdient. Die Mädchen wären im Hause der Eltern oder im Dienst bei anderen thätig gewesen. Sie hätten auch gelebt

zufriedener vielleicht in ihren Ansprüchen an das Leben, die keinen höheren Flug nahmen und von begehrlichen Wünschen nicht gereizt wurden. Sie waren in der Ordnung der damaligen Gesellschaft Unterthänige, und sie dachten auch nicht anders, als daß es so sein müsse und nicht zu ändern gehe.

Jetzt sind sie in der Fabrik tagüber und nach der Arbeitzeit halten sie ihren Feierabend nach Belieben. Die Besitzer und Gründer der Spinnerei sind verständige und edeldenkende Männer, denen das Wohl der bei ihnen Arbeitenden Gewissenssache ist. Das Mögliche ist geschehen, um die Werksäle rein und gut gelüftet zu erhalten. In der Mittagstunde können die Leute in der Fabrik ihr Mahl bereiten. Ein Speisesaal ist da, in dem sie es in Behaglichkeit verzehren können, der Raum ist gut gewärmt im Winter. Einige Zeitungen hängen an der Wand, eine kleine Bücherssammlung steht zum Gebrauch. Abends ist derselbe Saal denen zur Verfügung, die gesellig bei einem Glas Bier miteinander verkehren wollen, vielleicht auch einen Gesangverein gebildet haben, der hier seine Lieder einübt. Nicht weit ab von der Fabrik giebt es schon eine Reihe kleiner, freundlicher Häuser, mit einem Gärtchen dabei; sie sind von den Arbeitern mit Familie bewohnt. Die Besitzer selbst wohnen dicht dabei in einem schmucken Hause, das ein kleiner Park mit hübschen Anlagen umgiebt, für jedermann bis zur Nacht zugänglich. Überall, wohin man blickt, die Ordnung, die Reinlichkeit; nach der Arbeit unter dem Lärm der Maschinen die Ruhe. Allen technischen Fortschritten ist in der Fabrik Rechnung getragen, alle Fürsorge für das Wohl und die Zufriedenheit der Arbeiter bei ihrer emsigen Thätigkeit und darüber hinaus ist ins Auge gefaßt.

Solche Fabrikanlage, wie sie nach den ersten Mustern in England vielfach eingerichtet wurde, sollte in der patriarchalischen, patronhaften Auffassung ihrer vermöglichen oder durch sie reich gewordenen Besitzer eine Wohlthat für die Arbeiter werden, eine Stätte, wo sie nicht nur den Lohn für ihren Lebensunterhalt regelmäßig, in Dauer, und daher höher sich auch wertend, verdienten, sondern durch geregeltes Leben und Förderung der Häuslichkeit das Dasein freundlicher wie vordem in ihren ärmlichen Verhältnissen auffassen konnten. Mit dieser Absicht verband sich allerdings unmittelbar der eigene Nutzen der Fabrikbesitzer, sich einen festen, seßhaften Stamm von Arbeitern zu erhalten. Aber die vielen Beispiele fürsorglicher und oft großartiger, luxusvoller Einrichtungen von Industriellen für ihre Arbeiter, von denen wir in diesem Werke schon Erwähnung gethan, sprechen ausdrucksvoll dafür, daß edle Absichten, selbstloses, verständiges Beurteilen, vielfach religiöse Auffassung von Menschenliebe dabei maßgebend waren. Das mächtig emporkommende Bürgertum versuchte zum Ausgleich zwischen reich und arm mit dem neu sich bildenden Fabrikarbeitertum sich auf einen ähnlichen Fuß zu stellen, wie die alten Zunftmeister mit ihren Gesellen gestanden hatten, wenigstens soweit die veränderten Umstände und die Interessen eines großen, kostspieligen Fabrikunternehmens es zuließen. Und dieser Zug blieb auch lebendig in einem Teil desselben bis heute.

Die Verhältnisse entwickelten sich indessen anders und in ihrer erstarkenden Hauptrichtung einer derartigen Auffassung immer mehr widerstrebend. Die maschinenmäßig betriebene Industrie bedurfte notwendig einer großen Anzahl solcher Arbeiter, die sich als selbständige Personen fühlten, und die nächste Folge war eine Anhäufung derselben an bestimmten Orten. Die Bevölkerung mehrte sich rasch in den fabriktreibenden Städten; aber diese Vermehrung bestand hauptsächlich in der Zunahme des Arbeiterstandes, der dann in diesen Orten wohl auch die eigentliche Masse des Volks wurde. Wenn nun die Arbeiter oft in dem Fabrikherrn einen Mann sahen, der aus der Armut des Volks sich zu Vermögen und Ansehen emporgebracht hatte, so nahm sie dies mehr gegen als für ihn ein. Sie wurden in Wirklichkeit ein besonderer Stand, der sich vom Kapitalerwerb ausgeschlossen sah, von diesem in völlige Abhängigkeit der Existenz geriet. Es entstand durch die Maschinenarbeit ein Unterschied zwischen Kapital und Arbeit, der sich verschärfte, weil mit dem ersteren politische Rechte verbunden waren,

die dem kapitallosen Arbeiter nicht zukommen sollten, und zwar entwickelte sich dieser Unterschied gerade in einer Zeit, wo der Gedanke der rechtlichen Gleichheit aller Menschen siegreich in die neuen Staatsverfassungen einzog. Die Ungleichheit existierte in Wirklichkeit, wo sie gebrochen sein sollte. Die alten Privilegien des Adels waren zwar gefallen, aber an Stelle derselben war das Privilegium des Kapitals getreten, und es schuf zwei neue Klassen, die fast Kasten zu nennen waren.

Hinzukam, daß durch die Habsucht einzelner und die sich mehrende Konkurrenz in der Industrie die Löhne willkürlich gedrückt wurden, daß bei Stockungen im Geschäftsverkehr häufig die Arbeiter in den Fabriken massenhaft entlassen wurden und dann dem Elend verfielen, das sie sogar für die Polizei strafbar machte. In England lernte man auch diese Erscheinungen und ihre traurigen wie bedrohlichen Folgen zuerst kennen. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurde die Lage der arbeitenden Klassen in England so entsetzlich, daß sie allgemeine Teilnahme aufrief. Außer der Herabdrückung des Lohnes gab es eine ganze Menge anderer Bestimmungen, die dort zu ungunsten der Arbeiter von den Fabrikherren getroffen worden waren und dies Elend bewirkt hatten*). Hierzu gehörte die Festsetzung der Arbeitszeit. Es gab Arbeitstage von zwanzig Stunden, Nachtarbeit in großem Umfang, empörenden Mißbrauch mit Frauen- und Kinderarbeit um den billigsten Preis. Verbreitet war ferner das Truck- und das Cottagesystem. Durch beide, die unter dem Schein der Fürsorge für den Arbeiter eingerichtet waren, wurde dieser völlig dem Arbeitgeber unterworfen, der ihn zumal durch die Wohnung in seiner Hand hatte.

Angesichts dieser Zustände, die ihrerseits darlegten, daß die Industrie für die Arbeiter sich aus dem gefeierten Segen in einen Fluch verwandelte, entstanden mehr oder minder christlich-religiös begründete Theorien, um solchem Elend aus und in der Arbeit

*) Vergl. Life and work of the seventh Earl of Shaftesbury (1888).

entgegenzuwirken. Es sollten neue Gesellschaft- und neue Arbeitorganisationen durch Aufhebung des schroffen Gegensatzes zwischen reich und arm eine äußere Glücklichkeit unter den Menschen herstellen.

Ein reicher Engländer, Robert Owen, war im Anfang dieses Jahrhunderts durch Heirat an die Spitze einer schottischen Baumwollspinnerei getreten und lernte hierbei das Elend und die Verwilderung der Arbeiter kennen. Er nahm sich vor, ihnen ein Wohlthäter zu werden und mit ihnen ein Beispiel aufzustellen, wie eine bessere, menschenwürdigere Organisation des Fabriklebens zu ermöglichen sei. Er trat nicht nur als Priester der Menschenliebe in Predigten unter ihnen auf, sondern regelte auch die Lohnverhältnisse zur Zufriedenheit seiner Arbeiter. Nach vier Jahren stand sein Werk wirklich in vollem Glanze da. Seine Fabrikleute waren gesittet geworden und ihre Kolonie bildete ein Muster von Ordnung und Wohlstand, sodaß der Ruf davon durch die Welt ging. Owen unternahm nun im Triumph seines Erfolges die Anlage oder Umwandlung anderer Fabriken, um sein System zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Er wirkte mit Wort und Schrift und durch die schöpferische That. Sein Vermögen von zehn Millionen Mark setzte er für seine Mission als Gesellschaftsreformator ein. Er empfahl die Auflösung der großen Industrieanlagen und Errichtung von zerstreuten Industriedörfern, in denen jeder Arbeiter in den Stand gesetzt werden sollte, sich durch Anbau eines Stück Landes die notwendigsten Lebensbedürfnisse für sein Haus zu sichern. Es waren hochbeachtenswerte Gedanken, auch vielfach hochgewürdigt. Aber zu größeren praktischen Ausführungen kam es wegen der Anfeindungen nicht, die sich Owen von seiten der Geistlichkeit und der politischen Radikalen zuzog; auch die idyllische Schöpfung auf seiner eigenen Besitzung in Schottland löste sich unter Undank der Arbeiter auf.

Owen begab sich nun 1823 nach Nordamerika, um da auf jungfräulichem Boden einen Musterstaat nach seinen Grundsätzen und auf seine Kosten zu errichten. Er war bis zu kommunistischen Ideen gelangt. In Nordamerika setzte er sich mit dem württem-

bergischen Sektenchef Georg Rapp in Verbindung, der seit achtzehn Jahren seiner blühenden kommunistischen Gemeinde ein geschickter Leiter und Sachwalter war. Owen kaufte diese Gemeindeeinrichtung in New-Harmony mit 30000 Acres meist bebautem Land und Wohnungen dabei für 1500 Menschen um eine halbe Million Dollars. Mit Feuereifer unternahm er es, hier aus zusammengelaufenem Volke einen kommunistischen Staat, aber ohne religiöse Grundlage zu bilden. Nach zwei Jahren jedoch machte das Unternehmen finanziell bankerott und löste sich auf. Der schwer enttäuschte Menschenfreund kehrte nach England zurück; der größte Teil seines Vermögens war nutzlos geopfert. Aber dennoch minderte sich sein schwärmerischer Eifer nicht; nur verlor sich seine erstaunliche Thätigkeit fortan in Agitationen und Gründungen von Arbeitervereinen, aus denen dann die radikale, erste revolutionäre Arbeiterpartei, die der englischen Chartisten, hervorgehen sollte. Owen starb 1858*).

Diesem Beispiel eines unglücklichen Versuchs, die Welt für die Armen und Elenden schöner zu gestalten durch Aufhebung des Reichtums einzelner in derselben, sei das der Kolonie des erwähnten Georg Rapp als ein nach seinen Ideen mit größtem Erfolg gekröntes gegenübergestellt.

Als ein in seiner württembergischen Heimat verfolgter Apostel des tausendjährigen Reichs der Gläubigen unter Jesus Christus war Rapp, ein Weber, im Jahre 1805 mit seinen Anhängern, dem „ausgezogenen Leibkorps des Heilandes", nach Pennsylvanien gekommen. Er ließ sich hier alles Geld, was die ihm aus der Heimat gefolgten Männer mit und ohne Familie bei sich hatten, ausliefern. Es waren 20000 Dollars, die nun den „Bundesschatz" bilden sollten, dessen Verwaltung Rapp als Haupt der neu zu gründenden christlich-kommunistischen Gemeinde allein übernahm. Diese Gemeinde Harmony, mitten in der Wildnis,

*) Vergl. Owen, the book of the new moral word und life of R. Owen (1866).

blühte schnell empor. Nach zehn Jahren konnte sie Rapp für hunderttausend Dollars verkaufen, um eine größere in Indiana anzulegen. Dies war New-Harmony, das später Owen erwarb. Die Rappisten zogen darauf nach dem Ohio bei Pittsburg und gründeten da Harmony-Economy. Es erstand glänzender noch als die beiden Ansiedelungen zuvor. Da gab es das beste Vieh, die besten landwirtschaftlichen Maschinen, blühende Fabrik- und Gewerbebetriebe, Obst- und Weingärten, Äcker und Weiden. Auch stand die Gemeinde wegen der Sittenstrenge und Rechtschaffenheit ihrer Bewohner in hohem Ansehen. Sie waren unzweifelhaft Millionäre; aber sie lebten nach dem Gebot ihres Patriarchen in spartanischer Einfachheit. Nur Georg Rapp erlaubte sich, den von ihm verwalteten Gemeindereichtum luxusvoller zu genießen. Der Mitglieder wurden durch den Tod der alten und spärlichen Zuzug neuer, durch Abfall und Ausstoßung ungläubig Gewordener, immer weniger. Im Jahre 1847 starb Georg Rapp als ein neunzigjähriger Greis, ohne daß jedoch sein Werk dadurch erschüttert wurde. Sein Nachfolger regierte in seinem Sinne und Glauben an die baldige Ankunft des Heilandes bei den guten Christen von Harmony-Economy die paar hundert Gemeindemitglieder.

Dem Eintritt der paradiesischen Seligkeit sahen sie mit ihrem Schatz entgegen, der schon auf angeblich zwölf Millionen Dollars gewachsen war*).

Die Befriedigung darüber gewährte ihnen allein ihr fester religiöser Glaube, der ihr Unternehmen auch emporgebracht und gefestigt hatte. Ähnlich war es bei den Mormonen am Salzsee der Fall. Als Sekte war ihnen unter der Despotie eines Gebieters kommunistischen Zeichens ihr Versuch gelungen, sich eine eigene Welt ohne reich und arm, ohne Elend und Lebenssorge in strenger Arbeit zu schaffen.

Gleichzeitig mit Owens Theorien und Versuchen, das Elend von der Arbeit zu verscheuchen, traten in dem nächst England hoch

*) Deutsche Biographie, Rapp. — Gartenlaube 1890, No. 47.

entwickelten Industriestaat Frankreich ähnliche Bestrebungen hervor. Bereits 1796 hatte Babeuf daselbst versucht, durch eine Verschwörung gegen die republikanische Staatsverfassung seiner kommunistischen Schwärmerei praktischen Ausdruck zu geben. Er war dafür prozessiert und hingerichtet worden. Aber die Lehren, die er in seinem Journal „Le Tribun" entwickelt hatte, an sich ganz und gar nicht neu, wirkten nachträglich, und als sie 1828 von seinem Freunde Filippo Buonarotti in besonderer Schrift erschienen, fanden sie vermehrte Beachtung. Babeuf wollte ländliche Gütergemeinschaft, wie es ja auch Owen in seinen Gründungen erstrebte*).

Dann verbreiteten sich die Ideen des Grafen Henri von St. Simon, die auf der Grundlage der Menschenliebe für eine Umgestaltung der europäischen Gesellschaft in gebildeteren Kreisen der Jugend zu begeistern wußten. Die Welt sollte darnach eine große Industriewerkstätte sein, in der ein neues Rechtsverhältnis zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn eintrete, jeder nur das sein, was er leisten könne, und das besitzen solle, was er erarbeite. In seiner letzten Schrift: „Das neue Christentum," die 1825 erschien, summierte er alle seine Ideen über einen derartigen Gesellschaftsvertrag, in dem mit der höchsten persönlichen Freiheit die Befriedigung des Gesamtinteresses der Menschheit und das Staatswohl gewährleistet würde. Jünger des edlen Denkers suchten dann weiteren Anhang für dieses neue Evangelium und bildeten eine förmliche Sekte, in der erst Bazard, dann Enfantin die Führung hatte. Was von diesen Lehren der Saint-Simonisten hier Erwähnung verdient, ist die Darlegung von der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen", wie sie in der Maschinenindustrie zu Tage trat. Es sollte das Erbrecht abgeschafft und jedermann durch den Staat zu Eigentum verholfen werden. Das Mittel dazu sollte ein über das Land verzweigtes Banksystem bilden; der Staat ermittelte das Vermögen der Verstorbenen und führte es der Bank zu, um es durch sie verteilen zu lassen.

*) Conspiration pour l'égalité, dite de Babeuf.

Diese Sekte, die nach der Revolution von 1830 einen größeren Aufschwung nahm, verband auch praktische Versuche mit ihren Lehren. Nicht nur, daß sie sich zu einer „Familie" vereinigte, die in der Straße Monsigny einen gemeinsamen Haushalt führte und ein Bild der verbesserten Welt im kleinen vorstellen sollte; sondern sie errichtete auch eine Menge Werkstätten, in denen sich bald gegen viertausend Arbeiter einfanden, um das neue Christentum zu erproben. Die Sekte verbreitete ihre Schulen und Unternehmungen auch in die Provinzen Frankreichs. Große Pläne, wie Durchstich des Suezkanals*), wurden gefaßt; höchst intelligente Köpfe arbeiteten begeistert für die Sache. Leute, wie Péreire, die spätere Bankgröße, wie Michel Chevalier, unter Napoleon III. Senator, wie Carnot, Sohn des berühmten Kriegsleiters in der Revolutionszeit und Vater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik — andere nicht zu nennen — gehörten dazu. Als Enfantin durch kindische Prophetenspielerei den Zwiespalt in diese Gesellschaft gebracht, geriet sie in Auflösung. Die eingerichteten Anstalten konnten sich nicht mehr halten, die meist schon leeren Werkstätten wurden geschlossen. Die Regierung machte auch dem letzten Treiben Enfantins als Hohempriester und seiner ihm verbliebenen Gemeinde durch einen Prozeß im Jahre 1832 ein klägliches Ende.

Eine andere sozialistische Lösung der Elendsfrage stellte der Buchhalter Charles Fourier aus Besançon auf. Er verdammte den Handel als eine Quelle der Unmoralität. In seinem 1808 erschienenen Buche über die „Theorie der vier Triebe" im Menschen philosophierte er sich einen harmonischen Gesellschaftszustand, eine Lehre des menschlichen Glücks zusammen. Die Leidenschaften des Menschen sollten auf das Gute gelenkt werden. Da derselbe eine Maschine sei, in der soviel Räder thätig wären, als er Triebe habe, so könne jeder derselben auch Gutes hervorbringen, wie sonst Schlechtes. Seine neue industrielle Welt sollte aus großen Fabriken

*) Jules Simon über Michel Chevalier in der französischen Akademie, im Supplément du Journal des Débats vom 8. Dezember 1889.

für Handwerker und Künstler bestehen und die Arbeit so verteilt werden, daß jeder Zugehörige als Genossenschaftmitglied die ihm passende erhalte. Jedes Arbeitsfach habe seine Gruppe, die nur einige Stunden arbeitet. Das Einkommen für die Arbeiter des ganzen Jahres sollte in drei Teile gehen, in einen für die Unterhaltung des Kapitals, in die anderen Teile für die Entlohnung der Handarbeit und des Talents. Die Handarbeit erhielt $^5/_{12}$, also den größten Anteil; das Talent, nämlich die Vorsteher, Lehrer, Chemiker, Techniker, ein Viertel des Ganzen. In Phalangen, Phalanstères oder Familienwirtschaften von 1200—1800 Personen, glaubte Fourier die Ausgleichung von Arbeitkraft, Fähigkeit und Kapital zu stande bringen zu können. Seine „théorie de l'unité universelle" erörterte die einzelnen Formen solch einer Gesellschaftverfassung — als „Kollektivismus" später bezeichnet —, die sich von einer kommunistischen merklich unterschied.

Fourier war des Glaubens, daß nach Gründung und Gedeihen einer einzigen Phalanx bald alle Völker die Vorteile seines Systems erkennen und sich in eine zusammenhängende Reihe solcher Wirtschaftereien vereinigen würden, denen dann eine Zentralbehörde vorstände. Indessen mißlang der erste praktische Versuch, den seine Anhänger zu Condé-sur-Vègres bei Versailles machten, und auch später noch angelegte Kolonien hatten keinen besseren Erfolg.

Aber in Guise existiert seit zwanzig Jahren etwa ein „Familistère" genanntes Gießereigeschäft, das wesentlich im Fourierschen Sinne eingerichtet und erfolgreich verwaltet ist. Es ist von einem Menschenfreund A. J. V. Godin begründet worden, der 1888 starb und dem ein Denkmal an der Stätte seines segenvollen Wirkens errichtet worden. In den weitläufigen Gebäuden eines ehemaligen Klosters wohnen zweitausend Personen mit Frauen, Schwestern und Kindern. Jedes von ihnen bewohnte Zimmer kostet monatlich 5 Franks. Ein Konsumverein mit jährlicher Dividendenzahlung ist im Hause und wird von den Frauen verwaltet. Für die Kinder bis zu vier Jahren giebt es ein Asyl, und sind sie im Familistère geboren, so erfolgt ihre Erziehung

auf Kosten des Geschäfts. Godin hatte sich dasselbe mit eigenen Mitteln begründet. Als Meister war er aber auch ein Prediger und Lehrer seiner Leute; im Geiste der christlichen Brüderlichkeit, der Freiheit und Gleichheit suchte er sie zu einer glücklichen Arbeitergemeinde zu einen. Wohl wäre es auch ihm mit diesen Ideen allein nicht gelungen, wenn die Arbeiter nach seinem Tode nicht erfahren hätten, daß er ihnen, nachdem er schon im Leben von seinem Gewinn als Kapitalist und Arbeitgeber ihnen reichlich für ihre Lebensversorgung hatte zu gute kommen lassen, 2 Millionen Franks als geschäftliches Familienkapital vermachte. So band sie ein erhöhtes materielles Interesse an das Geschäft und die damit vereinigte Gesellschaft- und Hauseinrichtung. Alles verdankten sie den wohlwollenden Gesinnungen eines Mannes, der in patriarchalischen Absichten den Segen der Arbeit seinen Leuten beweisen wollte. In den Aufsätzen Jules Hurets über die soziale Frage, die er nach eigener Besichtigung interessanter Geschäftanlagen und Unterredung mit Arbeitern wie Fabrikanten im Pariser „Figaro" 1892 fortgesetzt erscheinen ließ, wird dieser Godinschen Stiftung des Näheren gedacht*).

Seine Träumerei von einer Umwandlung der Menschheitverhältnisse in unendlich glückliche durch kommunistische Gemeinschaft suchte auch Etienne Cabet zu verwirklichen. Nach seinem Roman „Reise in Ikarien", den er 1840 veröffentlichte, gründete er mit den Anhängern, die er gefunden, 1848 eine Kolonie in Texas. Statt Glück im sorgenlosen Wohlstand und Verbrüderung der Genossen, fanden sie in diesem „Ikarien" bald nur Elend und Streit. Cabet wurde verwünscht von denen, die zusammen 200000 Franks an ihn abgeliefert hatten, ihr Vermögen aus früherer Arbeit, um sich von ihm das Paradies schaffen zu lassen, das er ihnen verheißen.

Manch andere solcher Versuche werden noch in den Wildnissen Amerikas unternommen worden sein, ohne daß sie doch selbst im

*) No. vom 27. August 1892.

glücklichsten Fall etwas für die Lösung der großen Frage in der menschlichen Gesellschaft beitrugen, ob und wie die Armut überhaupt, oder besonders in dem Arbeitertum aufzuheben sei. Es waren Experimente im einzelnen, die an der geschichtlichen Erfahrung nicht rüttelten, daß es Arme und Reiche giebt, damit die Armen kämpfen, um reich werden zu wollen. In der Zivilisation, die auf der Arbeit beruht und ohne sie nicht zu ertragen wäre, bedeutet dieser Kampf die soziale Bewegung. Arm und Reich haben durch das Emporkommen der einen und den Niedergang der andern immer abgewechselt. Große Vermögen gehen zu Grunde und entstehen neu. Wie oftmals ist dies Auf und Nieder seit den Zeiten des feudalen Grundbesitzes schon erfolgt! Und wenn man bedenkt, daß von jedem heut Lebenden auf 16 Generationen zurück, etwa fünfhundert Jahre, 65532 Eltern zu rechnen sind, so waren sicherlich Personen aller Stände, reiche und arme darunter, hohe und niedere. Millionäre haben zu leiblichen Nachkommen arme Arbeiter gehabt; arme Arbeiter haben in unserer Zeit zumal massenhaft die hohen Stufen der Gesellschaftsleiter ersteigen können und erstiegen und Millionen ihr eigen genannt.

Aber die Experimente mit Beglückungstheorien, die einen natürlichen Werde- und Lebeprozeß gleichsam künstlich verhindern wollen, werden nicht aufhören und sind unserer Zeit besonders eigentümlich. Der nordamerikanische Ingenieur Albert Kimsey Owen, wohl zur Familie des berühmten Philanthropen gehörig, hat neuerdings seine Lehre einer „Integral-Cooperation", die 1884 bis 1890 in drei Bänden veröffentlicht wurde*), in Mexiko zu verwirklichen gesucht. Nach ihr sollen Staat und Stadt als Aktiengesellschaft eingerichtet werden, denen der Grund und Boden gehöre und die ihn an die Aktionäre verkaufen. Der Käufer bliebe nur solange Nutznießer davon, als er das Grundstück wirklich bewirtschafte, und die Gesellschaft kauft es immer wieder zurück. Solche Genossenschaft von Grundbesitzern soll seit 1886 von

*) S. Allgem. Ztg., Beilage vom 18. Sept. 1892.

A. K. Owen als „Credit foncier company of Sinoloa" in der mexikanischen Stadt oder Ortschaft dieses Namens existieren. Sie hätte halb kommunistischen Charakter, treibe Handel und Großindustrie; jeder habe sein Konto, Geld gebe es da nicht.

Von einer geschichtlich verhängnisvollen Bedeutung wurde Louis Blanes Lehre von der „Organisation der Arbeit", die in den 1840er Jahren auch mehr als die kommunistischen Sektiererein die Köpfe der französischen Arbeiterwelt beschäftigte. Darnach sollte die industrielle Arbeit zur Gleichstellung mit dem Kapital erhoben werden, die Herrschaft des letzteren also fallen. Die Konkurrenz, lehrte Blanc, vernichte das arme Volk, weil sie zu einer fortwährenden Herabsetzung der Arbeitlöhne zwinge; sie vernichte aber auch die Besitzenden, weil sie die Kapitalien gegeneinander aufreibe. Da nun der Staat der größte Kapitalist sei, so solle er selbst als Konkurrent der übrigen Kapitalisten auftreten; dann werde er alle kleineren darunter vernichten und die gesamte Produktion zu einer Staatssache machen. Er vermöge aber auch den Lohn so hoch zu bemessen, als er es für gerecht erachte, und mithin die niedere Gesellschaftklasse, die des Proletariats, zu heben und zu schützen. Damit in dieser Bewegung die Freiheit des Volkes nicht verloren gehe, müsse solche Staatsindustrie demokratisch geregelt werden. Jede Arbeitsanstalt würde daher von erwählten Vorstehern geleitet und die Staatsindustrie durch sich selbst beherrscht sein*).

Die Februarrevolution, die einen wesentlich sozialistischen Charakter hatte und gegen die unter Louis Philipp allmächtige Geldherrschaft gerichtet war, machte den Boden frei zu einem Verwirklichungsversuch dieser Ideen, um so leichter, als Louis Blanc Mitglied der provisorischen Regierung war. Das Proletariat erwartete von ihm, daß er nun die Richtigkeit seiner Lehre beweise. In der That wurden in den Forts um Paris „Nationalwerkstätten" auf Staatskosten eingerichtet. Sie beschäftigten die

*) Vergl. Schmidt-Weißenfels, Das neunzehnte Jahrhundert, S. 300 fg.

brotlosen Arbeiter weniger, als daß sie hunderttausend Müßiggänger bezahlten. Das Experiment, das grundsätzlich den Besitz der Einzelnen durch die unbedingte Herrschaft des Staats über die Privatindustrie bedrohte, erbitterte das Bürgertum umsomehr, als es sich als thörichte Spielerei erwies, welche die Staatsmittel verschlang. Die Erhaltung dieser Werkstätten würde in kurzer Zeit das Kapital der Nation aufgerieben, alle Quellen der Produktion und des Verkehrs verstopft und Frankreich in unsägliche Zerrüttung gebracht haben.

Gegen einen solchen Gang der Dinge empörten sich die Besitzenden. Die Staatswerkstätten wurden, um dieser berechtigten Entrüstung zu entsprechen, von der Nationalversammlung einer Umwandlung unterworfen, die als der erste Schritt zu ihrer Auflösung gelten konnte. Die Wut des Proletariats darüber führte dann zu dem furchtbaren Juni-Aufstande, der eine blutige Schlacht zwischen reich und arm zu nennen war. Der Sieg fiel dem besitzenden Bürgertum, dem Kapital, zu. Louis Blancs Staatssozialismus war gerichtet und vernichtet.

* * *

Zumeist um die niedergeworfene Arbeiterpartei in ihren besseren Elementen wieder zu versöhnen, gab die französische Nationalversammlung bereits anfangs Juli 1848 drei Millionen Franks als Staatsunterstützung für Arbeiter-Assoziationen her. Es war dies auch als ein sozialistisches Experiment anzusehen, um in Vereinigung kleiner Kapitalien und Arbeitskraft mit dem Großkapital einen Wettbetrieb eingehen zu können, um die Arbeiter zu Kapitalisten zu machen. Ermunternde Erfahrungen lagen aber dafür vor. Nach den Ideen Buchez', eines begabten Schülers des Grafen St. Simon, errichteten einige Tischlergesellen in Paris und gleich darauf mehrere Goldarbeiter je eine Produktivgenossenschaft. Die Leitung der letzteren übernahm Leroy, nach dem sie auch den Namen führte.

In ihrem Vertrag erklärten die also vereinigten Goldarbeiter, daß sie zu der Überzeugung gelangt seien, sich ein gesellschaftliches

Kapital erwerben zu müssen, um direkt Arbeiten unternehmen und dadurch sich selbständig machen zu können. Brüderliche Liebe und Gleichheit, Eifer in Arbeit, sollte der Geist sein, in dem ihre Genossenschaft wirke.

Beide Assoziationen gelangten zur Blüte. Die Leroysche wuchs namentlich an Umfang ihrer Mitglieder wie an Ausdehnung des Geschäfts, sodaß sie ein respektables Kapital ansammelte und ihren Teilhabern einen größeren Lohn auszahlte, wie die Handwerkmeister ihren Gesellen. Die Tüchtigkeit und puritanische Strenge Leroys, der Fleiß der Arbeiter, die er mit einer Begeisterung für die sittlichen Ideen ihrer, für die Arbeiterwelt wichtigen Frage erfüllte, brachte diesen Erfolg zu stande. Die Leistung der Genossenschaft bestand in Schmuckfabrikation; sie lieferte, was der Markt begehrte.

Durch diesen Erfolg erstanden mehr und mehr Produktivgenossenschaften in Frankreich und namentlich unter der Freiheit der Republik von 1848. Das hierin gesammelte Arbeitertum hielt sich der revolutionären Bewegung fern; es hatte mehr den Charakter eines mystischen Sektentums unter dem Zeichen des Dreiecks mit der Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Nicht alle diese Assoziationen kamen auf, und als die Regierung ihnen das votierte Unterstützungskapital von drei Millionen, das sie als Darlehen an die einzelnen hergegeben hatte, wieder kündigte, brach sie dadurch die Existenz von vielen, was auch der Zweck ihrer Maßregel war. Die existenzfähig bleibenden Genossenschaften verbündeten sich daraufhin untereinander und waren mitten in ihrer Bundesorganisation, als der Napoleonische Staatsstreich sie gewaltsam überfiel und als angeblich politische Verschwörungskreise verfolgungssüchtig behandelte.

Von den 150 Assoziationen, die unter der Republik erstanden waren, blieben nach dem Staatsstreich nur vierzehn übrig, darunter die Leroysche der Goldarbeiter, die älteste und glücklichste von allen. Aber der Arbeiterstand nahm nach einigen Jahren der gebrochenen Unternehmungskraft von neuem die Bildung von

Produktivgenossenschaften wieder auf, wie Ameisen, denen man ihren Bau zerstört hatte. Auf eigene Kraft allein, nachdem man die Staatshilfe als trügerisch erkannt hatte, ging man vorsichtig an neue Gründungen.

Die Kesselmacher fingen mit einem Kapital von 522 Franks an und besaßen nach zehn Jahren ein Vermögen von 400000 Franks, nachdem sie einen Gewinn von 10000 Franks verteilt hatten. Die Feilenhauer begannen mit vierzehn Arbeitern, einem Geldfond von 500 Franks und einem Materialkapital im Werte von 2280 Franks. Bald waren es 34 Arbeiter, die für 80000 Franks jährlich Geschäfte machten. Die ältere große Maurer-Assoziation, die 1848 ohne Geldfond gegründet war, verfügte sechzehn Jahre später über fast eine Viertelmillion. Die Lampenmacher waren 1849 vierzehn Arbeiter in ihrer Genossenschaft stark, 1861 zählte diese 45 mit einem freien Kapital von 74000 Franks. Im Jahre 1874 besaßen die sechzehn existierenden Genossenschaften ein Gesamtkapital von 1370000 Franks. Auf den Kopf der 366 Mitglieder derselben kam im Durchschnitt also 3500 Franks. Rechnete man im Mittel nur 10 Prozent an Dividenden dieses Kapitals, so ergab sich als geringstes Einkommen für den Mann 350 Franks. Hierzu kam der Tagelohn, den die Arbeiter sich untereinander bezahlten und der im Durchschnitt $4^1/_2$ Franks betrug. Das ergab bei 300 Arbeittagen 1350 Franks im Jahre, sodaß der Genossenschaftler nicht unter 1700 Franks oder 1300 Mark reines Einkommen hatte*).

Die Produktivgenossenschaft war also in der That ein wohl geeignetes Mittel, durch vereinigte Kraft Kapital zu erwerben. Die Erfahrung lehrte aber, daß keine solche Gesellschaft gedeiht, die nicht durch Tüchtigkeit und Hingebung der Arbeiter an ihre Sache, wie durch kluge Leitung sich charakterisiert; daß somit ihrer mehrere nur durch solche Eigenschaften vorwärts kommen, mit deren

*) P. Blanc, Bericht an den Amsterdamer Kongreß der Genossenschaft. 1864.

Anwendung der Einzelne sich emporbringen konnte und zur Selbstständigkeit durchkämpfte.

Die Leroysche Assoziation, dies soviel nachgeahmte Beispiel des Erfolges, erkannte auch zuerst, daß die Produktivgenossenschaft für eine Lösung der sozialen Frage nicht mehr leiste, wie eine jede andere Geschäftsgesellschaft. Ihr Charakter, wie der jeder der anderen sozialistischen Assoziationen, ging nach Erwerb eines Kapitals in den aller gewöhnlichen Handelskompagnien oder sonst gebildeten Gesellschaftsgeschäfte über. Die geheiligte Brüderlichkeit hielt erfahrungsmäßig auch nur solange in diesen Assoziationen vor, als sie im Aufstreben ihre Kraft einsetzten. War der Erfolg mit dem Erwerb des Kapitals gesichert, so trat auch in dem Sozialisten der alte Adam wieder hervor und er wünschte wie ein behäbig gestellter Bourgeois die Früchte seiner Arbeit allein zu genießen. Die Beispiele hierfür sind genug gegeben worden. Auch in der Leroyschen Assoziation. Sie hatte an dem Grundsatz des „unteilbaren Kapitals" treu festgehalten und es dadurch bei dem vieljährigen Bestehen zu großer Bedeutung gebracht. Als nun im Jahre 1860 ein altes Mitglied der Assoziation sich verdientermaßen zur Ruhe setzen wollte, ward ihm sein Anteil vorschriftmäßig ausgezahlt. Der Ausscheidende verlangte indessen auch noch seinen Anteil vom „unteilbaren Kapital", prozessierte und gewann*).

Nicht unerwähnt ist zur Kennzeichnung dieser Erwerbsbewegung in der französischen Arbeiterwelt zu lassen, daß 1863 in Paris eine Bank gegründet wurde, die lediglich dem Kreditbedürfnis der Arbeitergenossenschaften zu Diensten sein sollte. Dieselbe begann mit einer Barschaft von 4000 Franks, nachdem ein Nominalkapital von 20000 Franks von 172 Personen gezeichnet war. Bald zählte die Bank mehr als 650 Teilhaber, 100000 Franks waren gezeichnet, 60000 eingezahlt. Die Einzahlungen konnten monatlich nur 1 Franks betragen; Personen aller Stände beteiligten sich daran, um die genossenschaftliche Entwicklung zu fördern.

*) Sigm. Engländer, Gesch. d. franz. Arbeiter-Assoziationen (1864). — Deutsche Handw.-Biblioth. VII, Goldarbeiter, S. 170 f.

Unabhängig von dem französischen Sozialismus war in England die Selbsthilfe durch Assoziation der Arbeiter zur Ausführung gelangt. Das englische Proletariat hatte sich auch im Strom der politischen Chartistenbewegung nicht in die revolutionäre Fieberhitze des französischen versetzen können. Die Engländer hielten sich ihrem Naturell nach immer an das ihnen zunächst Liegende, und für die Fabrikarbeiter war dies die wachsende Not. Die Genossenschaft hatte sich in den Konsumvereinen bewährt; nun wurde es auch mit der Produktiv-Assoziation versucht.

Von Interesse ist die Geschichte der Genossenschaft, die von den Baumwollwebern von Hebden-Bridge, in der Nähe von Manchester, gegründet wurde. Sie brauchten so wenig Betriebskapital, daß sie nur mit 10 Pfd. Sterl. anfingen, die sie aus wöchentlichen Beiträgen von 3 Pence zusammenbrachten. Das Geschäft hob sich; Konsumvereine waren und blieben die wichtigsten Kunden desselben, da es einen begehrten Verbrauchsgegenstand der Arbeiter, das sogenannte Manchestertuch, lieferte. Einer ihrer Mitbegründer war Jos. Greenwood, und diesem Manne war aller Erfolg zu danken. „Ganz von der genossenschaftlichen Idee erfüllt, den alten christlichen Sozialisten ergeben, hatte er sein Leben völlig in den Dienst seiner Sache gestellt. Noch heute leuchten die Augen des Greises in Begeisterung, wenn er einem Fremden entwickelt, wie die Genossenschaft der Menschheit Erlösung bringen werde"*). Am Ende des Jahres 1872 besaß die Assoziation von Hebden-Bridge bereits ein Kapital von 2697 Pfd. Sterl. Sie kaufte ein eigenes Fabrikgebäude und arbeitete fortwährend nur mit Gewinn.

Viele der alten Mitglieder, die Anteilbesitzer am Geschäft geworden waren, traten aus demselben, und damit stellte sich, was man prinzipiell hatte vermeiden wollen, die Trennung von Kapital und Arbeit ein. Die Genossenschaft wurde nun von solchen regiert, die Kapitalbesitzer waren. Greenwood suchte dem Übelstande

*) Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden. (1890.) I., 367 fg.

durch Statutenänderung abzuhelfen. Aber er erlebte es auch, daß das persönliche Interesse der Genossenschafter stets gegen das genossenschaftliche ging. Immer sollte die Gesellschaft zu einem kapitalistischen Unternehmen gemacht werden. Er kämpfte mit einer Art Verzweiflung dagegen in den Versammlungen, die auf solche Beschlüsse drängten. „Es saß ein Mann dort," erzählte er nach Schulze-Gaevernitz a. a. O. selbst, „der ein Gründer der Genossenschaft gewesen war, finster blickend, mit fliegendem Atem und auf das innerste bewegt. Lange hielt er an sich, dann aber erhob er sich, um die Annahme der gestellten Anträge als Verletzung derjenigen Pflicht zu brandmarken, die alle Mitglieder den Gründern gegenüber bänden." Die Anträge wurden denn auch verworfen.

So sind in der That von den 67 produktiven Genossenschaften, die es in England im Jahre 1887 gab und die zusammen ein Kapital in Anteilscheinen von rund 650000 Pfd. Sterl. und einen Reingewinn von rund 60000 Pfd. Sterl. hatten, schon viele kapitalistische Aktiengesellschaften geworden, die so oder so den Arbeitern eine Gewinnbeteiligung gewähren. Die Aktienspinnereien zu Oldham sind derartig. Ihre Anteilscheine waren zum großen Teil in der Hand der in den Spinnereien beschäftigten Arbeiter, gingen dann aber in anderen Besitz über, so daß nur noch 2 Prozent in dem der ursprünglichen Teilhaber verblieben. Sie hatten damit förmlich spekuliert und gewisse Wirtshäuser der Stadt waren Fondsbörsen für Oldham-Aktien geworden. Das Gesamtkapital dieser Spinnereien war bedeutend; es betrug fünf und eine halbe Millionen Pfd. Sterl. Ihrer sei deshalb hier mit gedacht, weil sie bezeugen, daß der Arbeiter sich unter Umständen auch der Aktiengesellschaft zu bedienen im stande ist*).

In Deutschland gelangte das Genossenschaftswesen zum Zweck der Gütererzeugung durch Schulze-Delitzsch ebenfalls zu einer Bedeutung in den fünfziger und sechziger Jahren. Eine Rohstoff-Assoziation der Schuhmacher in Delitzsch war 1849 die

*) Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden, I., 361.

erste solcher Gründungen. Die Sache fand mehr die Teilnahme der deutschen Handwerker und Kleinmeister als der Arbeiter, die vom Lohn abhingen. Die Industrie hatte in Deutschland teils noch nicht die große Ausbreitung gefunden, die eine hundert- und tausendfache Arbeitermasse auf Fabrikbezirke vereinigte, teils waren die Löhne meist in noch genügender Übereinstimmung mit den gewohnten Lebensverhältnissen. Das deutsche Genossenschaftswesen gewann daher außerhalb des Arbeiterstandes seine Ausdehnung bis auf Höhe von etwa tausend Vereinigungen, die eine Mitgliedschaft von 250000 Personen und ein Gesamtvermögen von ca. dreißig Millionen Thaler aufweisen konnten. Ein Fünftel der Genossenschaften waren nur Rohstoffvereine, von denen die wenigsten noch dazu einen Anfang mit gemeinsamem Produktions- und Verkaufsgeschäft machten. Am ausgiebigsten gediehen die Konsumvereine.

* * *

War das sozialistische Assoziationswesen wesentlich eine selbständige Bestrebung der Arbeiter, sich aus eigener Kraft Kapital zu schaffen und damit dem Arbeitselend entrückt zu werden, so trat daneben auch der wohlgesinnte und einsichtige Arbeitgeber noch mit anderen als bloß humanitären Wohlfahrteinrichtungen für seine Arbeiter auf, um sie mit ihrem Lose zu versöhnen, eine feste Brücke zwischen den Interessen des Kapitals und der Arbeit zu schlagen, die entstandene Kluft zwischen beiden womöglich ganz auszufüllen. Es geschah dies durch vertragmäßige Anteilwirtschaft. Der Arbeiter sollte nach einer bestimmten Zeit der Zugehörigkeit im Geschäft Sozietär desselben insofern werden, als er am Gewinn entsprechenden Anteil erhalte.

Berühmt geworden als ein erstes Vorbild dieser Art ist das Geschäft Leclaire in Paris. In seiner Kindheit hatte Leclaire in seinem Geburtsdorf des Yonnedepartements die Kühe und Schafe gehütet. Ohne Mittel kam er 1818 nach Paris und wurde Lehrling bei einem Stubenmaler. Mit zwanzig Jahren rückte er zum Werkmeister vor, verheiratete sich dann und fing sein Geschäft als

ein Glasmaler an. Bald übernahm er größere Malereiarbeiten auch in den Häusern. Er bot seinen Arbeitern in kluger Berechnung einen Frank mehr als den gewöhnlichen Tagelohn und die Arbeiter leisteten dafür auch ihre Sache mit mehr Lust und Liebe. Es kam ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Meister und Gehilfen auf und Leclaire befestigte es, indem er 1838 schon eine gegenseitige Hilfsgesellschaft für seine Leute gründete. Vier Jahre darnach verhieß er ihnen Beteiligung am Unternehmergewinn, obwohl ihm hierbei die Behörde Schwierigkeiten entgegensetzte. Die Arbeiter selbst nahmen das Versprechen ihres Patrons sehr ungläubig auf. Als dieser aber nach einem Jahre unter ihnen, die er bei sich versammelt, mit einem Sack voller Goldstücke erschien, den er auf einem Tische leerte und dessen Inhalt er dann als Gewinnanteil für sie bezeichnete, besiegte er natürlich ihre Zweifel. Er verteilte unter sie nach Höhe des von ihnen im Jahre verdienten Lohnes 11886 Franks. Das war die Hälfte des Geschäftsgewinnes nach Abzug von 5 Prozent Verzinsung des Kapitals und von 6000 Franks, die Leclaire als Arbeitgeber und Geschäftsleiter für sich beanspruchte. Er hatte sich vorweg auch die Auswahl derer vorbehalten, die einen solchen Anteil je nach der Zeitdauer ihrer Zugehörigkeit zum Geschäft genießen sollten und die er dann als dessen „Elitestamm" bezeichnete. Im nächsten Jahre verteilte er 17349 Franks und 1845: 12350. Bis 1864 überstieg der Betrag all dieser Tantièmen 460000 Franks. So kamen durchschnittlich 450 Franks jährlich auf den Arbeiter; dazu der übliche Lohn eines Pariser Malers, im Sommer 4, im Winter 3 Franks täglich, was innerhalb der dreihundert Arbeitstage des Jahres etwa 1050 Franks ergab. Das Einkommen des Einzelnen wurde daher um nahezu zwei Fünftel gemehrt.

Leclaire starb 1872, hatte aber dafür gesorgt, daß seine Einrichtungen mit ihm nicht untergingen. Er selbst hinterließ ein Vermögen von 1200000 Franks; der von ihm in dreißig Jahren verteilte Geschäftsüberschuß betrug etwa die gleiche Summe. Das Vermögen der für die Arbeiter errichteten gegenseitigen Hilfsgesell-

schaft betrug bei seinem Tode wohl schon etwa 800000 Franks. (Fünf Jahre später giebt es der Ausweis auf 933652 Franks an.) Daraus konnten bestimmungsmäßig die Rentner ihre tausend Franks, die Witwen von Arbeitern fünfhundert Franks jährlich beziehen.

Der Nachfolger dieses verdienten Mannes, der so arm anfing und so viel Wohlhabenheit für andere schuf, war sein Kompagnon Defournaux. Er setzte auch das Werk des Verstorbenen treulich in dessen Sinne fort. Schon 1875 starb auch er. Nun wurde er durch den neuen Associé Redouly ersetzt und außerdem noch der erste Angestellte des Hauses Marquot von den Arbeitern, deren es damals 1050 gab, durch Wahl diesem zur Seite gestellt. Jeder von ihnen bezog wie einst Leclaire 6000 Franks Gehalt und selbstverständlich den entsprechenden Anteil am Reingewinn des Geschäfts. Den Statuten gemäß soll die Gesellschaft in ihrer seither so bewährten Organisation bis 1919 bestehen und auch darüber hinaus womöglich forterhalten werden. Würde dann die Auflösung beschlossen, so könne die gegenseitige Hilfsgesellschaft das ganz oder teilweis von ihr amortisierte Kapital und die Reservefonds beanspruchen. Diese Gesellschaft verbliebe und würde als „Hilfskasse für arbeitunfähige Stubenmaler des Seinedepartements" fortbestehen, auch zur Unterstützung von deren Witwen und Waisen dienen.

Die vom Hause Leclaire kannten also, dank dem Begründer desselben, keine Not. In den schlechtesten Zeitläufen hatten sie ihr geregeltes Auskommen, wenn nicht alle durch Arbeit und den Lohn dafür, so durch die Hilfskasse. Im Jahre 1878 bezahlte sie an 28 Invaliden der Arbeit jährliche Pensionen von tausend Franks und an elf Witwen von Arbeitern solche von je fünfhundert Franks*). Aus der ganzen Schöpfung Leclaires sprechen hohe Humanität und redlichstes Interesse an dem leiblichen und geistigen Wohl seiner Leute, die er, um ihre Existenz sorgenlos

*) S. Viktor Böhmert, Die Gewinnbeteiligung, I., 29, 319 fg.

zu machen, sittlich heben wollte, und für deren Angehörige und Hinterbliebene er nicht minder die dankwertesten Bestimmungen traf.

Vor Leclaire war übrigens ein Engländer auf landwirtschaftlichem Gebiet mit einer solchen Unternehmung der Anteilwirtschaft seiner Arbeiter aufgetreten, die an sich hochinteressant ist. Sir John Scott Vandeleur war in den dreißiger Jahren Besitzer zweier Landgüter in der irischen Grafschaft Clare. Das eine von ihnen war an kleine Farmer verpachtet; das andere, in der Größe von 618 Acres und mit dem Wohnhaus des Eigentümers, wurde durch ihn selbst bewirtschaftet. Letzteres hieß Kalahine und lag zwölf englische Meilen von Limerick, sechs von Ennis. Die ländlichen Arbeiterverhältnisse Irlands gehören bekanntlich zu den allertraurigsten. Gutsherr und Gutsleute stehen sich bis heute meist feindlich gegenüber; der erstere und seine Verwalter sind ihres Lebens nie sicher. Die Arbeiter sind verwahrlost, unwissend, trunksüchtig und roh. Die Hungersnot, die früher so oft das unglückliche Land heimsuchte, trieb sie von da hinaus, nach England, nach Amerika; die Zurückgebliebenen wurden desto erbitterter über ihr Schicksal, für das die herrschende englische Aristokratie allerdings auch keine Teilnahme mehr bezeigen wollte, da sie auf eine Erkenntlichkeit nicht rechnen durfte.

Vandeleur war ein eifriger Zuhörer Robert Owens gewesen, als dieser seine Lehren 1823 in Irland predigte. Darnach begann er schon 1830 allerlei Einrichtungen zum Besten seiner Gutsleute. Die Taglöhner würdigten es gar nicht und ihre feindselige Gesinnung blieb dieselbe. Ein Beweis dafür war die Ermordung des Verwalters, der sich ihre besondere Feindschaft zugezogen hatte. Sie war so tückisch, daß nachträglich auch noch sein junges Weib von den Arbeitern erschossen wurde. Die Mörder konnten entfliehen und wurden nicht eingefangen.

Alles dies erschütterte die Absicht des Owenschen Schülers nicht, auf seiner Besitzung eine glückliche Arbeitergemeinde zu begründen. Mit Hilfe eines jungen Engländers, Mr. Craig, ging er 1831 an die Ausführung seines Planes. Craig konnte bald

merken, auf welchem Boden er sich befand, als er hinterrücks von einem schweren Steinwurf getroffen wurde.

In einer Versammlung der Arbeiter und Handwerker des Gutes Ralahine legte Vandeleur den Plan zu einer „Co-operative Association“ vor. Eine Abstimmung entschied über die ersten aufzunehmenden Mitglieder derselben. Es waren 21 unverheiratete und 7 verheiratete Männer, 5 ledige und 7 Ehefrauen, 4 Knaben und 3 Mädchen unter siebzehn Jahren, und 5 Kinder unter neun Jahren; zusammen 52 Personen. Diese Genossenschaft sollte nach dem vorgelegten Statut die Ansammlung eines gemeinschaftlichen Kapitals zum Zweck haben; ferner gegenseitige Versicherung der Mitglieder gegen Armut, Krankheit, Schwächlichkeit und hohes Alter, Herstellung größerer Annehmlichkeit fürs Leben, als die arbeitenden Klassen gewöhnlich genießen konnten, geistige und moralische Vervollkommnung der erwachsenen Mitglieder, und Erziehung der Kinder. Das Gut blieb freies Eigentum Vandeleurs, bis die Genossenschaft genug Kapital angesammelt habe, um es anzukaufen. Eine förmliche Verfassung regelte die neuen Verhältnisse für die Arbeit, die Wirtschaft, Erziehung und Verwaltung. Für Vandeleur, den Gutsbesitzer, wurden nach der Schätzung des Ertrags der letzten drei Jahre 900 Pfd. Sterl. als seinen jährlichen Anteil bestimmt; der Reinertrag der Genossenschaft-Wirtschaft darüber hinaus fiel den Mitgliedern außer ihrem Taglohn nach Höhe des herkömmlichen zu. Auch ein Konsumverein lieferte ihnen die Lebensmittel billiger, als wie sie sich dieselben sonst hatten beschaffen können.

Im Jahre 1833 war die Zahl der Mitglieder auf 81 gewachsen und die Überschüsse begannen für sie greifbar zu werden. Ihre Lebensverhältnisse verbesserten sich schnell, und den Versuch Vandeleurs konnte man als einen glücklichen preisen. Ihm gelang es auch zuerst und allein in Irland, den herrschenden Grimm der Arbeiter gegen landwirtschaftliche Maschinen bei seinen Leuten zu besiegen und Mäh- wie Dreschmaschine auf seinen Gütern einzuführen. Ralahine war durch die Genossenschaft schon entschieden

verbessert worden und die Gebäude waren erweitert. Zwanzig neue Acres, vorher niemals bearbeitet, hatte man zu großer Ertragfähigkeit gebracht, selbst für Weizen. Als alles so in Blüte schoß, erfolgte aber die Katastrophe durch die Spielleidenschaft Vandeleurs. Er verlor in seinem Klub in Dublin all sein Hab und Gut, entfloh nach Amerika und seine Besitzung kam unter den Hammer. Mit der Genossenschaft war es aus. Die alte Wirtschaft begann unter dem neuen Eigentümer und die gehässigen Gefühle lebten wieder auf zwischen Arbeitern und Verwaltern auf Rahaline. Eine geschaffene Oase wurde verwüstet.

Die Geschichte dieser Genossenschaft ist ausführlich in einer 1870 erschienenen Schrift dargestellt worden*), die zur Nachachtung „den Grundeigentümern im allgemeinen, denen von Irland im besonderen, und solchen, die auswandern wollen,“ gewidmet ist. Nachgeahmt worden ist die Vandeleursche Unternehmung in England oder Irland in der That mehrfach, so von Lord Wallscourt auf Galway).

Auch in Deutschland fand eine in ihrer anderen Art hochbeachtete Unternehmung eines Gutsbesitzers für Anteilwirtschaft seiner Beamten und Arbeiter statt: die von Johann Heinrich von Thünen, der als Nationalökonom in den vierziger Jahren großen Rufes genoß. Er richtete sie 1847 auf seinem Gute Tellow in Mecklenburg-Schwerin ein und sie existiert wohl noch bis heutigen Tages. Mindestens wurde sie von dem Erben und Nachfolger des Begründers als wohl bewährt in ursprünglicher Weise forterhalten. Bei ihr war bestimmt, daß die Gutsleute einen Anteil an den Gutseinnahmen von allen verkauften Früchten des Feldes, von dem verkauften Holze, von der Schäferei, Holländerei (Milch- und Käsewirtschaft) und Schweinezucht erhalten sollten. Was sich als Überschuß über die Betriebskosten ergab, davon wurde jedem der Anteilhaber — es waren ihrer 21 — $^1/_2$ Prozent in einem Sparkassenbuche gutgeschrieben. Von der

*) Von Will. Pare, Co-operative agriculture, London.

hierin verzeichneten Summe zahlte der Gutsherr $4^1/_6$ Prozent jährliche Zinsen, die dem Inhaber des Buches zu Weihnachten eines jeden Jahres ausgezahlt wurden. Ehe derselbe nicht das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, konnte er das Kapital nicht erheben. Ob aber die Witwe darüber ganz verfügen, oder ob ein Teil für die hinterlassenen Kinder zurückbehalten werden sollte, darüber verblieb dem Gutsherrn die Entscheidung. So war der praktische Zweck wesentlich die Einrichtung einer Spar- und Altersversorgungskasse für die Leute von Tellow. Jeder von ihnen erhielt je nach dem Reinertrag des Jahres fünf, zehn, zwanzig, vierzig, auch bis über fünfzig Thaler gutgeschrieben, die sich mit der Zeit zu einem stattlichen Kapital summierten. Zu Anfang der Einrichtung gefiel es den Leuten nicht sonderlich, daß sie den ihnen verheißenen Gewinnanteil nur im Konto hatten; nach und nach jedoch, als die Ersparnisse der Einzelnen wuchsen, sahen sie das Gute der Sache ein*).

In der deutschen Handwerk-Industrie ist eines der ersten Gewinnbeteiligungs-Unternehmen, und anders wie bei dem Franzosen Leclaire ausgeführt, das des Mecklenburgisch-Schwerinschen Hofbaurats Adolf Demmler, der später Mitglied der sozialdemokratischen Partei und des Deutschen Reichstags (1877) war. Er suchte die Gewinnbeteiligung im Baufach dadurch zu bewirken, daß er die Bauarbeiten direkt an die Arbeiter selbst, nicht an Unternehmer überwies.

Während der ganzen Zeit seiner amtlichen Bauthätigkeit von 1823—1851 bestanden in Mecklenburg noch sehr strenge Zunftgesetze. Die Meister hatten große Privilegien, die Gesellen nur scheinbare Rechte und durften eigene Arbeiten nicht, oder nur mit Erlaubnis des Meisters übernehmen. Demmler setzte es 1839 durch, daß er bei den großherzoglichen Bauten anders verfahren konnte. So übertrug er schon beim Bau des Schauspielhauses in Schwerin, des Marstalls und des Zeughauses die Ausführung der

*) Vergl. Herrmann, Thünensches Gesetz, 1876.

Maurer- und Zimmererarbeiten nicht nach Akkordpreisen an Bauunternehmer oder Meister, sondern ließ dieselben unter Beteiligung aller ansässigen Meister auf Rechnung ausführen. Jeder Meister schickte die begehrte Zahl von Gesellen und Burschen zum Bau. Die Meister hatten aber keinerlei Verantwortung und Aufsicht über ihre Gesellen und Burschen zu führen, erhielten auch keine Vorlage der Baupläne oder der kleineren Zeichnungen. Die Bauleitung hatte vielmehr Demmler in der Hand, und unter ihm standen die Bauführer, welchen die besondere Leitung der Arbeiten auf dem Bauplatz und in den verschiedenen Werkstätten als Aufgabe zufiel. Unter ihnen waren die Poliere und Werkmeister die Materialienempfänger, Aufseher und Wächter. Alle vier Wochen mußte jeder Meister seine Rechnung einschließlich des ihm von jedem Gesellen-Arbeitstage zukommenden Meistergeldes bei der Bauleitung zur Bezahlung einreichen. War im Interesse des Baues eine Akkordausführung der Arbeiten wünschenswert, so übertrug Demmler dieselben aber nicht an Meister oder andere Unternehmer, sondern unmittelbar an die Arbeiter, teils an einzelne, in der Regel jedoch an Gruppen von sechs bis acht Leuten zu gegenseitig vereinbarten Sätzen; so z. B. Fußböden, Verlattungen, Treppen, nach Kubikmaß herzustellendes Mauerwerk. Nach deren Fertigstellung wurde die Arbeit bezahlt, und den Überverdienst jeder Arbeitergruppe gegenüber dem herkömmlichen Wochenlohn konnten die Arbeiter nach ihren eigenen Abmachungen unter sich berechnen und verteilen. Beim Marstallbau kamen derartig 2600 Thaler, beim Zeughausbau 2200 Thaler zur direkten Auszahlung an die Arbeiter.

Dies System, womit er außerdem ein seßhaftes, sich einschulendes Personal erzielte, fand alle Anerkennung bei denjenigen, zu deren Gunsten es errichtet worden war. Es verschaffte Demmler einen großen Ruf in der Arbeiterwelt, die in Deutschland, und in Mecklenburg zumal, von sozialdemokratischen Ideen und Gelüsten noch so gut wie nichts wußte. Beim Schweriner Schloßbau beschäftigte er 1847 an siebenhundert Leute, die sehr zufrieden mit ihrer Stellung und ihrem Einkommen waren, und die

Einrichtung bewährte sich auch für die Bankasse als so vorteilhaft, daß nach Demmlers Abgange vom Schloßbau im Jahre 1851 sein Nachfolger, der spätere Geh. Oberbaurat Stüler, sie vollständig aufrecht erhielt.

Demmler hatte auch seit 1846 dafür gesorgt, daß eine Unterstützungskasse für die beim Schloßbau zu schaden kommenden Arbeiter bestand, deren sich ergänzenden Fond er zu bilden wußte, ohne daß die Arbeiter mit Beiträgen dazu herangezogen wurden. Aber ihnen stand die Verwaltung desselben dennoch zu und der aus ihren Genossen gewählte Vorstand bestimmte selbständig über die zu gewährende Unterstützung. Es bezogen von 1846—50 aus dieser Kasse 152 Arbeiter an barer Unterstützung 589 Thaler; zu Ende 1849 waren 1250 Thaler Bestand in derselben*).

Im Jahre 1865, als die soziale Frage in dem Gegensatz zwischen Arbeitertum und Kapital sich gefährlicher verschärft hatte, gingen die englischen Bergwerkbesitzer Henry Briggs, Son & Co. auf ihren Kohlenwerken zu Whitewood bei Normanton, Yorkshire, mit der Errichtung einer industriellen Teilhaberschaft vor. Über die Ursache davon drückt sich einer der Teilhaber der Firma in einem Briefe aus, der in Böhmerts angeführtem Werk abgedruckt ist und aus dem hier folgendes mitgeteilt sei:

„Partnership of Industry" ist der Name, den man einer neuen Verbindung zwischen Kapitalisten und Produzenten giebt, bei der die Arbeiter außer ihrem Lohne einen Teil des Unternehmergewinns, den sie schaffen, erhalten. Das übliche System besteht darin, Arbeitskraft zum niedrigsten Lohnsatz, zu dem sie erlangt werden kann, zu mieten, wofür alsdann der Arbeiter den möglichst geringen Betrag von Arbeit liefert. Wie gewinnbringend unter diesem System das Geschäft, in dem er arbeitet, auch sei, und wie reich sein Arbeitgeber auch werden möge, der Arbeiter hat keinen Anspruch auf irgend einen Gewinnanteil außer dem fest-

*) Böhmert, II, 230 fg. Vergl. a. Gilmann, Teilung des Geschäftsgewinns, 1891.

gesetzten Lohn. Die Folge ist, daß ihm die Zeit der Arbeit bemessen und er bei derselben überwacht werden muß. Er arbeitet in der That auf die ihm bequemste Art, kümmert sich nicht um Ersparung von Material, besitzt keinen Arbeitsstolz und ist mehr oder minder gleichgiltig gegen den Ruf und das Gedeihen der Firma, bei der er beschäftigt ist. So verläßt er denn auch seine Stelle, sobald er sich verbessern kann, und sein Fabrikherr kann sehen, wie er ihn ersetzt. Hat dagegen der Arbeiter keine Aussicht, einen besseren Platz zu finden, so stellt er die Arbeit ein, verzehrt seine Ersparnisse, wenn er solche hat, und gefährdet in diesem für ihn kostspieligen Versuche auch Kapital und Geschäft seines bisherigen Prinzipals. Setzt er mittels der Arbeitseinstellung in Masse seine Zwecke durch, so grollt ihm der Arbeitsherr für den Verlust und die Kränkung, die ihm verursacht wurden; setzt er sie nicht durch, so wird er ärmer an Vermögen und mürrischer in Gesinnung. Er arbeitet nur noch aus Not, haßt den Arbeitgeber auf das bitterste, thut so viel Übel und vergeudet so viel, wie er ungestraft vermag, leiht sein Ohr bösen Ratgebern und verabredet sich zu neuen Arbeitseinstellungen, sobald die Zeitumstände ihm günstig erscheinen. So besteht ein anhaltender Krieg in der Industrie mehr oder weniger überall im Lande. Andererseits vergißt auch der Arbeitgeber nur zu oft, daß er ein Freund seiner Arbeiter sein sollte und es eine Ehrenpflicht für ihn wäre, das Wohl derselben im Auge zu haben; ferner, daß jeder seiner Arbeiter in den Stand gesetzt sein müßte, sich und seine Familie reinlich und anständig zu kleiden und in einer gesunden Wohnung zu leben.

„Ein Arbeitsherr sollte mit demselben Stolze seine Arbeiter wie seine Maschinen zeigen können. Er sollte wünschen, die gemeinschaftlichen Gewinne des Geschäfts, für das ihre Mühewaltung und Geschicklichkeit in Anspruch genommen wird, mit ihnen teilen zu können, und zwar im Verhältnis ihres Vertrauens und ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer Sparsamkeit und ihres Fleißes, ihrer Handfertigkeit und ihres Erfolges. Das wird in der That voraussichtlich bald der Fall sein. Denn es giebt in unserem Lande

eine Menge von Arbeitgebern, die in umsichtiger und großartiger Weise bereit sind, zwischen Kapital und Arbeit eine Genossenschaft herzustellen, wenn irgend ein praktischer Plan ermittelt werden kann. Es springt nämlich in die Augen, daß, wenn jeder Arbeiter seinen ganzen Sinn und guten Willen auf die Leistung richtet, er in Verbindung mit dem Arbeitgeber eine neue Summe von Gewinn produzieren kann. Z. B. ist berechnet worden, daß die Kohlenarbeiter in der Grube von Withwood und Methley, wenn sie sich die Mühe nähmen, die Kohlen in großen Stücken zu brechen und zu fördern, den Reingewinn um jährlich 1500 Pfd. Sterl. steigern könnten. Und wollten sie etwas mehr Sorgfalt auf die Sortierung verwenden, so könnten weitere 1500 Pfd. Sterl. erzielt, im ganzen also würde der Reinertrag um 3000 Pfd. Sterl. erhöht werden. Der praktische Geschäftsmann wird sich nun sagen: Hier ist eine neue Einnahmequelle zu erschließen; meine Arbeiter sind im stande, den Unternehmergewinn um 3000 Pfd. Sterl. zu mehren, nur haben sie kein Interesse, es zu thun. Ein solches muß ich ihnen erregen; es wird sich sofort einstellen, wenn ich ihnen von jenem möglichen Mehrgewinn die Hälfte oder einen noch größeren Theil überlasse. Das würde sie sogar ohne Zweifel sehr freuen und sie würden mich obendrein als ihren Wohlthäter verehren. Ein gutes Einvernehmen wird zwischen uns platzgreifen; sie werden ihre Arbeiten nicht mehr einstellen und alle damit für beide Teile verbundenen Unzuträglichkeiten werden vermieden bleiben. Überdies würde mir die Ausführung des Planes nicht einmal etwas kosten, sondern im Gegenteil noch ein Erkleckliches einbringen. Ich könnte aber noch weiter gehen und nach Sicherstellung eines bestimmten Gewinnanteils zur Entschädigung des Risiko, das ich mit meinem Kapital in meinem Unternehmen laufe, den ganzen Unternehmergewinn mit meinen Leuten in einem bestimmten Verhältnisse teilen, und zwar nach Maßgabe ihres Lohnes. Und von hier bis zur Beteiligung derselben als Miteigentümer an meinem Kohlenwerk ist nur noch ein kleiner Schritt."

Klugheit und eigenes Interesse der Kapitalisten führten also

diese Briggssche Genossenschaft-Gründung mit Anteil der Arbeiter am Geschäft herbei. Es sollte Friede in beiden Teilen sein, die Ausstände der Arbeiter sollten aufhören, die Löhne für sie mit dem Geschäftsgewinn sich möglichst erhöhen. Die Besitzer des Whitewoodwerks wandelten es in ein Aktienunternehmen um, behielten zwei Drittel der Aktien selbst, während das andere Drittel in erster Linie den Angestellten und Arbeitnehmern und in zweiter Linie den Kunden des Geschäfts überlassen wurde. Jeder Arbeiter oder ihrer mehrere gemeinsam konnten eine Aktie erhalten.

Anfänglich standen die Leute der Sache mit Mißtrauen gegenüber und zeichneten nur wenig Aktien. Als jedoch für das erste Genossenschaftsjahr $7^1/_2$ Prozent des Lohnes als Anteil auf den Aktieninhaber entfiel und bar ausgezahlt wurde, machten viele von dem ihnen gebotenen Vorteil Gebrauch und ließen sich ein Teilhaberbuch verabfolgen.

Im Jahre 1867 gab es 10 Prozent. Zugleich begann die Direktion, aus dem Reingewinn noch eine entsprechende Summe einem Reservefond zuzuwenden, der ausschließlich den Arbeitern ihrer Werke gehören sollte, um ihnen in schlechten Zeiten daraus Unterstützungen zu gewähren. Auch eine Krankenkasse bestand. Im Jahre 1869 kam ein Arbeiter auf Vorschlag der Direktion als Erwählter seiner Genossen in den Verwaltungsrat. Alles stand und ging vortrefflich. Die Träger der Firma priesen ihre That auf Kongressen, in Vereinen und bei Privaten als die Lösung der sozialen Frage, die Zeitungen waren des Lobes darüber voll, und die Anteilwirtschaft-Bewegung geriet dadurch auch auf industriellem Gebiet in einen stärkeren Fluß.

Indessen änderte sich die Sache für Whitewood nur zu bald. Die Arbeiter dieses Kohlenwerkes wurden 1874 aufgestachelt, mit denen benachbarter Gruben aus Korpsgeist gemeinsame Sache bei einem Ausstand derselben auf Grund angekündigter Lohnherabsetzung zu machen, und darüber kam es mit der Direktion Briggs zum Bruch. Diese löste die von ihr gegründete Genossenschaft wieder auf und die Arbeiter erhielten fortan nichts mehr vom

Reingewinn. Die Aktien konnten sie aber behalten, wenn sie wollten.

Als eine Wirkung der Briggsschen Anpreisung des Partnership-Systems war der erste Versuch mit der Teilhaberschaft der Arbeiter am Gewinn und am Geschäftskapital in der deutschen Fabrikindustrie durch Wilhelm Borchert in Berlin im Jahre 1867 anzusehen. Er war aus kleinen Anfängen Besitzer einer großen Messingfabrik geworden und erklärte sich vor seinen Leuten bereit, auf diese samt Gebäuden, Maschinen und Vorräten im abgeschätzten Gesamtwert von 300000 Thalern sechstausend Anteilscheine zu 50 Thaler auszustellen, die seine Arbeiter nach und nach sich sämtlich erkaufen könnten. Im ersten Jahre sollten die Beamten und Arbeiter von nicht mehr als einjähriger Hauszugehörigkeit aber höchstens ein Zehntel des Kapitals, also 600 Anteile, an sich bringen dürfen. Der Erwerber eines Anteilscheins hatte sofort nur 6 Thaler einzuzahlen und die späteren Raten alle vier Monat mit 4 Thalern zu leisten. Drei Vorstandsmitglieder wurden aus der Genossenschaft gewählt und waren zunächst Beirat der Direktion, die Borchert behielt. In dieser Stellung beanspruchte er einen Jahresgehalt von dreitausend Thalern. Der Produktionsgewinn sollte, nachdem die Ausgaben für Gehalt und Löhne und die in der Fabrik nötigen Kapitalwerte vorweg daraus gedeckt waren, der Arbeit und dem Kapital zu gleichen Teilen zu gute kommen. Auf die Arbeit entfiel ein Bon, auf das Kapital eine Dividende. In fünf Jahren ergab sich ein an die Genossen verteilter Reingewinn des Geschäfts von fast 71000 Mark. Von den ca. 130 Arbeitsstellen der Fabrik waren am Schluß des Jahres 1872 ihrer 57 mit 39645 Mark, also durchschnittlich mit je 700 Mark beteiligt. Im Jahre 1872 ließ Borchert das Briggssche System zum Teil fallen, um sein Geschäft in eine Aktiengesellschaft „Neue Berliner Messingwerke“ umzuwandeln. Den Arbeitern wurden fortan die Quoten der durch ihren Fleiß und ihre größere Sorgfalt erzielten Mehreinnahmen monatlich ausgezahlt; an die Stelle des früheren Produktionsgewinns trat

eine Tantieme zu dem Normallohn. Borchert stiftete überdies aus eigenen Mitteln für diejenigen seiner Leute, die weniger als tausend Thaler jährliches Einkommen hatten, einen Fond von 150000 Mark für Sparprämien, Alterszulagen, Pensionszuschüsse, Witwenpensionen und Wartegelder bei Arbeitsstockungen. Der Geschäftsbericht für 1873 wies einen Reingewinn von über 300000 Mark nach; alte Anteile besaßen 1875 noch 32 Genossen im Gesamtbetrage von 22500 Mark, die als Gelddarlehn betrachtet und in gleicher Höhe verzinst wurden, wie die Aktien Dividenden erzielten*).

Eine in wahrhaft großartiger Art fortgesetzte Anteilwirtschaft führten die Besitzer der Pariser Manufakturwarenhandlung „Au bon marché“, Aristide Boucicaut & Sohn, im Jahre 1867 ein. Sie beschäftigten damals 1600 Leute. Dieselben erhielten nunmehr außer ihrem festen Monatgehalt eine Tantième nach dem Erlös der verkauften Artikel. In diesem Riesengeschäft hatte ein solcher Anteil etwas zu bedeuten. Die Firma berechnete für 1875—76 z. B. ihren Verkauf auf 61 Millionen Franks; an Gehalten zahlte sie in diesem Zeitabschnitt 2700000 Franks. Im Jahre 1876 wurde noch eine besondere Versorgungskasse für die Angestellten ohne irgendwelche Gehaltkürzung derselben gestiftet, damit jedem die Erwerbung eines kleinen Kapitals für die Tage des Alters oder für ihre Familie im Fall des Ausscheidens gesichert, und allen zugleich ein wirksamer Beweis der engen Gemeinschaftlichkeit, die sie mit diesem Geschäftshause verbinden solle, gegeben sei. Nach dem Tode des braven Aristide und dann auch seines Sohnes erhöhte die Witwe noch die Wohlthätigkeit dieser Genossenschaft für ihre Mitglieder. Ein jedes derselben war gewissermaßen zeitlebens versorgt und je nach der Zeitdauer seiner Zugehörigkeit in mehr oder minder großem Kapitalbesitz. Für das angestellte zahlreiche weibliche Verkaufpersonal wurde ebenso frei-

*) Böhmert, Gewinnbet. I, S. 244 fg.

gebig wie fürsorglich durch eine mit dem Geschäft verbundene Pension und Speiseanstalt gesorgt.

Diese Bewegung privater Versuche, auf dem Einzelgebiet Arbeit und Kapital nach modernen Verhältnissen in ein freundliches, zusammenwirkendes und gedeihliches Verhältnis für beide Teile zu setzen, ging langsam, aber nachhaltig weiter und darf daher in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden.

Eine besondere Gruppe von Gewinnbeteiligungversuchen verdankte ihr Entstehen den Bestrebungen Alfred de Courcys, Mitdirektors der „Compagnie d'assurances générales" in Paris. Dieselbe schrieb seit 1850 jedem einzelnen ihrer Angestellten und Arbeiter nach Höhe des im Jahre bezogenen Gehalts oder Lohnes bestimmten Anteil am Reingewinn auf ein Separatkonto gut, um so ein Kapital für sie anzusammeln, das nach Erreichung eines bestimmten Alters erst zu freier Verfügung gelangen sollte. Nach diesem Muster richteten große französische Häuser Spargenossenschaften ein. Die Privatgesellschaft der Orleansbahn gewährte andererseits allen ihren Angestellten ohne Ausnahme Anteile am Geschäftsertrage, und der zu gunsten der Gehalte und Löhne von ihr eingeführte Vorabzug vom Gewinn soll ihr bis 1867 nicht weniger als 25 Millionen Franks gekostet haben, obwohl sie dieselben Löhne und Gehalte wie andere Eisenbahngesellschaften zahlte. „Aber," sagt der Pariser Weltausstellungsbericht jenes Jahres darüber, „trotz diesem den Mitarbeitern jährlich zugestandenen Anteil seien die Generalunkosten der Orleansbahn im allgemeinen niedriger, als diejenigen anderer Linien, woraus hervorgehe, daß die Arbeit (durch die Einführung des Anteilsystems) besser und sparsamer geleistet werde."

Auch in noch wenig industriereiche Länder, wie Dänemark und Italien, oder wo Arbeitertum und Kapital in ganz anderen Verhältnissen zu einander standen, wie in den ehemaligen Sklavenstaaten Nordamerikas, drang die Bewegung vor. Aber in der wirtschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiet ist nur noch die schweizerische von Interesse.

Die ersten Versuche daselbst fallen auch in die sechziger Jahre. Sie wurden meist von Baumwollwebereien unternommen. Auf dem Gebiete des Handwerks ging der Züricher Baumeister Baur damit vor. Er stellte für seine 200—300 Arbeiter 1869 eine Geschäftsordnung auf, wonach er sich aus freiem Antrieb auf zwei Jahre verbindlich machte, auf Grundlage des Abschlusses der Jahresrechnung und des zugleich aufzunehmenden Inventars der Bauten, Materialien und Werkzeuge, den Reingewinn zu berechnen und den Angestellten 40 Prozent desselben zuzuschreiben. Die Gewinnanteile sollten im Geschäft angelegt bleiben und den Eigentümern zu 5 Prozent verzinst werden; sie konnten in den zwei Jahren nur in außerordentlichen Fällen, wie Tod oder Austritt ausbezahlt werden. Auf Grund dieser Zusage wurden für das erste Jahr 6545 und für das nächste 9285 Franks Reingewinn verteilt*).

Die Musikdosenfabrik von Billon und Isaac in Genf gewährte seit dem 1. Juli 1871 ihren etwa hundert Angestellten und Arbeitern fünfzig Prozent des Reinertrags, der sich am 30. Juni jeden Jahres laut Inventur nach Abrechnung der üblichen Zinsen des Kapitals, sowie nach Abschreibung eines Betrages für die Amortisation des Inventars und für die Reserve in Fällen von Verlusten nach Billigung dieser Rechnung durch die Generalversammlung ergebe. Die Hälfte des Gewinnanteils sollte jedem Arbeiter, der mehr als drei Monate in der Fabrik beschäftigt war, nach Höhe des im Jahre verdienten Lohnes bar ausgezahlt, die andere Hälfte als Pflichteinlage im Geschäft zurückbehalten und in eine Aktie umgewandelt werden, sobald sie den Betrag von hundert Franks erreicht. Diese Einrichtung bewährte sich in den folgenden Jahren vortrefflich. Das Aktienkapital der Gesellschaft hatte am 1. Juli 1871 die Höhe von 200000 Franks, ein Jahr später über 29000 Franks mehr, die den Angestellten und Arbeitern gehörten. Außerdem die Pflichteinlagen. In sechs Jahren

*) Hilmann, Theilg. d. Geschäftsgewinns.

flossen den Genossen zusammen über 150000 Franks Reingewinn zu, von dem die Hälfte bar in ihre Hände gelangte. Gute und schlechte Jahre kamen; aber in den schlechten stand den Arbeitern ein nicht unbedeutender Kapitalbetrag zur Verfügung.

Aus all diesen Beispielen, die nur als erste ihrer Art hier vorgeführt wurden, ist ersichtlich, daß seitens der Arbeitgeber daran gedacht und mit eigenen Geldopfern oft darum gemüht wurde, den berechtigten Beschwerden der Arbeitnehmer Abhilfe zu verschaffen und ihnen die Hand zu reichen, um aus dem Sumpf des Proletariertums sich emporzuheben, eine Vermittlung zum „Bourgeois" zu bilden.

Die Anteilwirtschaft ist nach allen Seiten als ein Mittel versucht worden, voneinander geschiedene Interessen auf einen Zweck zu vereinigen. So sei u. a. auch noch eines Hotels, des „Habsburger Hofes" in Innsdruck gedacht, das im Sommer 1892 als „erstes Reformhotel" sich ohne Trinkgelder-Tribut den Reisenden empfahl. Eine Gewinnbeteiligung des angestellten Personals sollte dem Trinkgelderunfug steuern. Der Begründer der Gaisbergbahn und der Drahtseilbahn auf die Festung Hohensalzburg, Joseph Cathrein, eröffnete diesen Gasthof in Innsbruck, in dem zum Ersatz für die herkömmlichen Trinkgeldereinnahmen das Personal, vom Hausknecht bis zum Direktor, nach Prozenten an dem Umsatz im Geschäft beteiligt wurde. Die Kellner z. B. empfingen als ihren Lohn einen Teil des Umsatzes, den sie an aufgetragenen Speisen und Getränken erzielten. Die Methode schien bei ihnen auch gute Aufnahme zu finden.

Der jüngst verstorbene Buchdruckereibesitzer August Heupel in Tetschen hinterließ nach den Zeitungen ein Testament, laut welchem sein ganzes Geschäft nebst den dazu gehörigen beiden Häusern im Werte von 91000 Gulden einer zu bildenden Genossenschaft verbleibt, die aus einzelnen seiner Arbeiter bestehen sollte. Der Erblasser bestimmte, daß der Bilanzwert seines Geschäfts in 610 Anteile zu hundert Gulden zerlegt werde. Seine beiden Geschwister, eine Schwester und ein Bruder, hatten nebst

je 15000 Gulden bar noch fünfzig Anteile zu erhalten; desgleichen waren fünfzig Anteile einem nahestehenden Freunde bestimmt, und je dieselbe Anzahl fünf im Testament genannten Angestellten der Buchdruckerei. Die restlichen 210 Anteile sollten einer zu bildenden Krankenkasse zufallen, aus der die Kranken jenes Geschäftspersonals zu unterstützen wären, das mindestens seit zwei Jahren der Firma angehörte. Die Erben sollten eine Genossenschaft bilden und unter dem Titel „Tetschener Genossenschaftdruckerei" das Geschäft fortführen. Die Anteile waren unveräußerlich. Der Ertrag des letzten Jahres vor der Genossenschaftbildung war zu gleichen Teilen dem Deutschen Schulverein und einem Tetschener Theaterbaufonds zugewiesen. — Heupel hatte durch eisernen Fleiß sein Geschäft zur Blüte gebracht, das nun zum Segen für seine Mitarbeiter wurde. Die fünf Erben, die je fünfzig Anteile erhielten, waren mittellose, intelligente Arbeiter, die von dem Wohlstand, der ihnen zufiel, höchst überrascht waren.

* * *

Wie schon bevorwortet, geriet das Arbeitertum in seiner zusammengewürfelten, mit dem Aufschwung der Industrie und des Fabrikwesens sich mehrenden Masse in eine Strömung, die nicht innerhalb der sich umgestaltenden wirtschaftlichen und Gesellschaftverhältnisse kreiste, sondern dieselben zu durchbrechen und zu überfluten suchte. Es wurde revolutionär und Todfeind der bestehenden Ordnung, vor allem, weil in derselben das Kapital herrschte. Ihm gleichbedeutend mit Reichtum, mit Überfluß an Genußmitteln, wollte es denselben, da es ihn selbst nicht für sich erreichen konnte, vernichten, wähnend, daß dann eine Gleichheit der Existenzverhältnisse Platz griffe, die dem Arbeiter eine bestimmendere Rolle gewähre.

Im französischen Arbeitertum, das aus dem Jakobinertum unter der Revolution seine Gleichheitideen erhalten hatte, wirkten dieselben wesentlich politisch-revolutionär fort. Eine sozialrevolutionäre Arbeiterpartei trat aber mit ausgesprochenem Klassenhaß zuerst in den dreißiger Jahren in England auf. Es

waren die Chartisten, die Väter aller späteren sozialrevolutionären Arbeiterbewegungen trotz ihrer politischen Agitation. Diese 1838 gegründete „Arbeitergesellschaft“ (working men's association) sagte in einer Ansprache an die Genossen u. a.:

„Wenn wir für eine Gleichheit der politischen Rechte kämpfen, so geschieht dies nicht, um eine ungerechte Steuer abzuschütteln, oder eine Übertragung von Reichtum, Macht und Einfluß zu gunsten irgend einer Partei herbeizuführen. Wir thun es, um im stande zu sein, die Quelle unseres sozialen Elends zu stopfen.“

Und in einer anderen Veröffentlichung hieß es: „Wir erkennen die Ungerechtigkeit, die man gegen uns ausübt, fühlen die Sklaverei, von der uns zu befreien wir noch nicht die Kraft haben. Unsere Befreiung jedoch hängt nur von der Ausdehnung dieser Kenntnis unter den arbeitenden Klassen aller Länder ab, indem sie uns unsere thatsächliche Stellung in der Gesellschaft erkennen und uns fühlen läßt, daß wir, die Erzeuger des Reichtums, auch den ersten Anspruch auf seinen Genuß haben*).“

Während die belgischen, vor allem aber die französischen Arbeiter, von denen zunächst in jener Zeit zu reden war, diesen Klassenhaß des Chartismus gegen das Kapital fortan als Nahrung für ihre revolutionäre Gesinnung behielten, ließen die Engländer die politisch-revolutionären Ideen bald wieder fahren, um sich desto energischer aber die Mittel der Macht zum Kampf mit dem Kapital zu bilden: durch Interessenvereinigung in Gesellschaften, die anstatt der Einzelnen wie eine Armee auf Kommando und unter einheitlicher Leitung vorgehen konnten.

So entstanden die trades unions, Alterversorgungs- und Unterstützungsvereine der Arbeiter, die zugleich einen korporativen

*) Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden I, 59.

Charakter auf demokratischer Grundlage erhielten. In ihrer Entwicklung zu gemeinsamer Vertretung der Gewerbe, mit Zentralisierung der Hauptgewerbe einschließlich fabrikmäßiger Betriebe, gewannen sie bald eine riesenmäßige Ausdehnung und bildeten einen mächtigen Bund gegen die englischen Kapitalisten. Sie erstrebten und erreichten unter zähen Kämpfen das Recht der Vereinigung der Arbeiter zu Ausständen und wurden damit für die Lohnfrage den Fabrikherren gegenüber ein mitbestimmender Faktor, der sich ihnen, wie sie erfahren sollten, furchtbar machen konnte. Für solchen passiven Krieg gegen das Kapital in den Streiks sammelten sie nach und nach enorme Summen durch Beitragverpflichtungen ihrer Mitglieder an, sodaß sie im stande waren, im Fall einer Arbeiteinstellung, die sie für notwendig nach ihren Interessen und zur Erzwingung von Lohnsteigerung erachtet hatten, ihre dadurch brotlos werdenden Mitglieder auch längere Zeit unterstützen zu können. Eine Art Feme wachte über die Ausführung ihrer Beschlüsse, die solche Maßregeln gegen die Fabrikanten oder industriellen Großgeschäfte anordneten und die letzteren damit in der Arbeiterwelt gleichsam in Verruf erklärten. Bis auf sechzig Millionen Mark wurde ihr Vermögen schon Ende der 1850er Jahre geschätzt; das der Maschinenbauer, die eine besondere „Union“ von 250 Vereinen mit 25000 Mitgliedern umfaßten, auf 70000 Pfd. Sterl. oder anderthalb Millionen Mark. Das war ein Kampfkapital, das die arbeitende Armut gegen den arbeitenden Reichtum aufgebracht hatte, um ihm in seiner physischen Überlegenheit die Spitze bieten zu können.

Die Chartistenideen wurden dagegen besonders von den Kommunisten in Frankreich weiter gepflegt, die als geschworene Feinde der bestehenden Ordnung auftraten und es in Attentaten unter Louis Philipp auch bethätigten. Ein einflußreiches, dann das bestimmende Mitglied ihres Bundes wurde der Rheinländer Karl Marx. Als ein überlegener, scharfsichtiger Geist, der sich den sozialistischen Propheten seiner Zeit anreihte, war er bald der bedeutendste Agitator gegen das Kapital. Als solcher gründete er

1840 einen deutschen Arbeiter-Bildungsverein in Brüssel, der als die erste Sammlung und Züchtung deutscher revolutionärer Elemente, für die es auf dem wirtschaftlichen Gebiet der Heimat eigentlich noch gar keinen Boden gab, anzusehen war. Im Jahre 1846 trat Marx mit einem Manifest gegen die „Bourgeoisie" auf, die „alle feudalen, patriarchalischen und idyllischen Verhältnisse zerstört" und an deren Stelle die Herrschaft des Kapitals gesetzt habe. Als Ziel des Kommunismus, der das Heil der Welt durch Aufhebung aller Armut und ihres Gegensatzes im Reichtum bringen sollte, war in erster Reihe die Abschaffung des Eigentums, wenigstens des bürgerlichen, bezeichnet.

Um den unversöhnlichen Haß der Proletarier dagegen aufs weiteste in ihrer öden Welt zu verbreiten, wurde 1864 die Internationale Arbeiter-Assoziation gegründet. Auch Marx war dabei und wurde ihr Leiter von London aus, wo er seit Jahren als Flüchtling lebte. Sie sollte durch ein Bundesbüreau in der Schweiz oder Nordamerika die politischen Arbeiterorganisationen „in allen ihren ökonomischen und politischen Bestrebungen moralisch und materiell unterstützen". Der Kommune-Aufstand in Paris 1871, in dem die „Internationale" mitthätig zu sein versuchte, kam Karl Marx aber zu früh und er riet zur friedlichen Verständigung mit der Versailler Regierung, indem er aber folgendes zu erklären für angebracht hielt:

„Entwaffnet und sammelt euch. Wir sind bis jetzt erst höchstens drei Millionen, in zwanzig Jahren werden wir fünfzig, vielleicht hundert Millionen sein. Dann wird uns die Welt gehören; denn dann wird nicht allein Paris, Lyon, Marseille sich gegen das verhaßte Kapital erheben, sondern auch Berlin, München, Dresden, Wien, London, Liverpool, Manchester, Brüssel, Petersburg, New-York, kurz, die ganze Welt. Und vor dieser universellen Erhebung, wie die Geschichte bisher keine kennt, wird die Vergangenheit verschwinden wie ein häßliches Alpdrücken; denn der allgemeine Weltbrand, der sich an hundert Punkten zugleich entzündet, wird wie eine immense Morgenröte selbst die Erinnerung daran vertilgen*)."

Inzwischen war in Deutschland Ferdinand Lassalle aufgetreten und hatte als sozialdemokratischer Agitator sich Anhang in den Arbeiterkreisen verschafft. Entgegen der genossenschaftlichen Erfolgarbeit Schulze-Delitzschs bekämpfte er zwar die Herrschaft des Kapitals als eine Tyrannei für die arbeitenden Klassen, aber hetzte nicht mit revolutionärem Sinn dagegen. Er erstrebte nur die Produktivgenossenschaft unter Mithilfe des Staates für die Arbeiter und deren Vollrechte in der Beteiligung an der Gesetzgebung durch das allgemeine Wahlstimmrecht. Im Jahre 1863 brachte er als ersten Kern einer deutschen Arbeiterpartei, die jene Ziele zu verfolgen habe, den „Deutschen Arbeiterbund" zu stande. Nach Lassalles Tod im Jahre 1864 geriet sein unfertiges Werk in Wirrnisse von Parteiungen, doch erstarkte darunter immer mehr eine selbständig handelnde deutsche Sozialdemokratie, die dann in fester Parteigestaltung unter Liebknecht und Bebel ihren Kampf gegen die herrschende Kapitalmacht aufnahm und auch Erfolge davontrug. So das Koalitionsrecht und die gesetzliche Zulässigkeit von Ausständen der Arbeiter. Das allgemeine Stimmrecht, das mit der deutschen Reichsverfassung eingeführt wurde, verschaffte dieser Partei eine sich stark mehrende Vertretung in der deutschen Volksvertretung; unter ihrem Hochdruck entstand dann auch ein deutscher Staatssozialismus.

Die grundsätzlich feindselige Stellung des in der deutschen sozialdemokratischen Partei vereinigten Arbeitertums ging aus ihren Programmen hervor. So heißt es in ihrem neuen von 1891:

„Die Trennung der Arbeiter von den Arbeitmitteln — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — und deren Übergang in den Alleinbesitz eines Teils

*) Aus einem Briefe von K. Marx, abgedruckt in „Paris Journal" 1871, Mai.

der Gesellschaftglieder hat zur Spaltung in zwei Klassen, die arbeitende und die besitzende, geführt."

„In den Händen ihrer Aneigner sind die gesellschaftlichen Arbeitmittel zu Mitteln der Ausbeutung geworden. Die hierdurch bedingte ökonomische Unterwerfung der Arbeiter unter die Besitzer der Arbeitmittel, d. h. der Lebensquellen, ist die Grundlage der Knechtschaft in jeder Gestalt: des gesellschaftlichen Elends, der geistigen Verkümmerung, der politischen Abhängigkeit."

„Unter der Herrschaft dieser Ausbeutung nimmt die Anhäufung des durch die Ausgebeuteten erzeugten Reichtums in den Händen der Ausbeuter — der Kapitalisten und Großgrundbesitzer — mit wachsender Geschwindigkeit zu. Immer ungleicher wird die Verteilung des Arbeitproduktes zwischen Ausbeuter und Ausgebeuteten, immer größer die Zahl und immer unsicherer die Lebenslage der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Klassengegensatz, immer erbitterter der Klassenkampf, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist. . . . ."

„Die sozialdemokratische Partei Deutschlands erstrebt demgemäß die Umwandlung der Arbeitmittel — Grund und Boden, Bergwerk, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — in Gemeineigentum der Gesellschaft und die Umwandlung der kapitalistischen Produktion in sozialistische Produktion."

Und des weiteren als beachtenswerter Satz:

„Die Interessen der Arbeiterklassen sind in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise die gleichen; mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und der Produktion für den Weltmarkt wird die Lage der Arbeiter eines jeden Landes immer abhängiger von der Lage der Arbeiter in den anderen Ländern; die Befreiung der Arbeiterklasse ist daher nicht eine nationale, sondern eine soziale Aufgabe, an der die Arbeiter aller Kulturländer gleichmäßig beteiligt sind. In dieser Erkenntnis fühlt und erklärt die sozialdemokratische Partei Deutschlands sich eins mit den klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder." Auf dem Parteitag im November 1892 erklärte eine Resolution, daß die Sozialdemokratie revolutionär sei und der Staatssozialismus also konservativ; beide unversöhnliche Gegensätze.

Die radikalen Kommunisten des Marxschen Programms sehen in der Abschaffung des Privateigentums in der jetzigen Gesellschaft und in Gütergemeinschaft das Eden für die Armen oder richtiger für jedermann auf dieser Welt, und es zu schaffen, wären sie auch zu einer gewaltsamen Bekämpfung und Vernichtung der bestehenden Ordnung der Dinge entschlossen.

Wie es dann in bestem Fall in ihrem Staate werden würde, dafür bietet sich ein Beispiel in der Geschichte des großen chinesischen Reiches dar, das hier mitgeteilt sei:

Im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung trugen Mißernten dazu bei, das chinesische Volk revolutionär und kommunistisch zu stimmen. Alles Bestehende wurde angegriffen, ein Bürgerkrieg nach dem anderen erschütterte das Reich, und nicht weniger als sechs Herrscherhäuser kamen der Reihe nach auf, um ebenso schnell wieder unterzugehen.

Im Jahre 1069 unter einem außerordentlich gelehrten Minister namens Wang Ngam-tschu gelangte endlich die kommunistische Forderung zur Verwirklichung. Ein kaiserlicher Erlaß schaffte alles und jedes Eigentum an Grund und Boden ab. Der Staat wurde alleiniger Eigentümer und Verwalter desselben. Staatsbeamte hatten jährlich das bebaubare Land unter die Ackerbau treibende Bevölkerung zu verteilen. Was auf den Feldern geerntet wurde, gehörte dem Staat und wurde je nach der Dichtigkeit der Bevölkerung und nach Bedürfnis unter dieselbe verteilt.

Aber dabei blieb man nicht stehen. Auch der übrige Privatbesitz wurde abgeschafft und die Kapitalisten mußten in fünf Jahresraten ihr gesamtes Barvermögen an den Staat ausliefern. Fortan sollte es weder Arme noch Reiche geben. Der Staat sollte

jedem einzelnen seinen Lebensberuf anweisen, er sollte alle anstellen und besolden.

Schon ehe jener erste kaiserliche Erlaß in Kraft getreten war, hatte ein anderer weiser Ratgeber den Kaiser vor den Folgen einer derartigen Maßregel gewarnt, indem er darauf hinwies, daß die menschliche Natur in sich allein nicht genug Antrieb zur Arbeit finde, wenn sie der Hunger nicht dazu zwinge. Und er hatte recht vorausgesehen. Als dem Bauern die Frucht seiner Arbeit nicht mehr selber zu gute kommen sollte, sondern er seine Ernte zum allgemeinen Besten an die dafür bestellten Beamten abliefern mußte, da war auch sein Interesse an dem Ertrag seines Ackers dahin. Vielfach wurde der Saatreis, den die Regierung austeilen ließ, nicht mehr ausgesät, sondern einfach aufgezehrt; die ehedem fruchtbarsten Ländereien gingen im Ertrag zurück oder wurden garnicht mehr angebaut*). Die kommunistische Glückseligkeit nahm ein sehr trauriges Ende; die Chinesen bedankten sich schließlich wohl selbst dafür und kehrten gern zu der alten Wirtschaft zurück, in der Eigentum zu erwerben und die Arbeit im Preise war.

Die Sozialdemokratie ihrerseits, die mit allen Mitteln den Übergang der gesamten Produktionsmitteln in Gemeineigentum erstrebt, würde ihren Staat wohl folgendermaßen einrichten:

Keine Konkurrenz, sondern die kollektive Gütererzeugung unter Leitung des Staats und denselben zur Verteilung des Produkts aller an alle gegeben nach dem Maße der produktiven Arbeitleistung eines jeden. — Kein Lohn, sondern Arbeiteinkommen, das ist Anteil eines jeden am Nationalkapital je nach Arbeittagen und Zeit, worüber er Bescheinigungen erhielte, die Beweise für die verschiedenen Konsumniederlagen bildeten, von denen er seine Bedürfnisse holen müßte. In solchen Bons könnte er sparen — Genußmittel, Kunstsachen, Bilder, Möbel. — Keine Privatkapitalisten mehr, die vielleicht entschädigt würden durch Bons für so und soviele Jahre auf die Staatsniederlagen, etwa wie die Feudalvorrechte des Adels durch

*) Preiswerk, Bilder aus dem Leben des chinesischen Volkes, Basel.

den Bürgerstaat abgelöst wurden und noch werden. — Eine allgemeine öffentliche Dienstleistung fände in öffentlichen Staatsanstalten statt, in Staatsfabriken, in denen jeder für alle zu arbeiten hätte. Kein Geld, keine Börse. Gesellschaftliche Arbeitzeit wäre allein Wertmaß und eine großartige Buchhaltung des Staats würde sie verzeichnen*).

Wie sich das Arbeitertum in so mächtig erstarkenden Parteibildungen in allen Industrieländern seit dreißig Jahren zu einem schroffen Gegensatze der Gesellschaft aufstellte, in der sie die Kapitalherrschaft bis zur Vernichtung bekämpfen wollten, waren Versuche wie mit den friedlichen Assoziationen und Anteilwirtschaften ihnen nicht verlockend. Sie sahen diese als an sich achtbare Einzelunternehmungen an, die ihre Parteiabsichten aber nicht zu verändern brauchten, das gesamte Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatsleben umzugestalten, mit oder ohne Gewalt. Der revolutionäre Sozialismus mußte alle praktisch-sozialistischen Maßregeln bekämpfen, weil sie die Unzufriedenheit der Massen vermindern konnten. Die revolutionär gemachte und so fortgezüchtete Masse des Arbeitertums umfaßte ja vor allem die Arbeiter, die nicht in einem Handwerk gelernt hatten und darin tüchtig geworden waren, sondern die tagelöhnerisch aus der Hand in den Mund lebten. Wenn diese dem Haß gegen den Reichtum, gegen das Kapital, leicht zugänglich waren, so in dem instinktiven Erkennen, daß sie die Kluft zwischen jenen herrschenden Mächten und sich zu überbrücken nicht für möglich hielten, weil ihnen dazu die persönliche Fähigkeit, die Energie, die moralische Kraft und intelligente Auffassung der Lebensverhältnisse fehlte, mittels deren doch soviele arme Arbeiter in die Höhe gekommen, in der Industrie der Neuzeit namentlich die meisten Vertreter des Reichtums geworden waren. Die Proletarier bedeuteten nur etwas, um sich ihr Brot zu verdienen, durch die Unternehmung, Intelligenz und die Arbeit anderer; sie bildeten ein Stück Maschine, die allerdings zur Erzeugung des

*) A. Schäffle, Quintessenz des Sozialismus, 1877, Gotha.

Reichtums in unserer Zeit ein Hauptmittel wurde, und insofern konnte man den Fabrikarbeitern vorreden, daß sie eigentlich die Erzeuger des Reichtums seien und folglich auch „den ersten Anspruch auf seinen Genuß haben“. Diese immer schwerfällige, ungebildete, im Elend geborene und hinlebende Masse mit dem langen Schweif des rohen „Lumpenproletariats“ war das Hauptelement der revolutionär sozialistischen Parteien und immer bereit, wilden Krieg gegen die Besitzenden zu führen, da sie nichts zu verlieren hatte und bei einem Umsturz der Ordnung Beute zu gewinnen hoffte.

In den Anarchisten, die sich zumal in Frankreich, Belgien, Italien, Spanien und auf dem freien Tummelplatz in Nordamerika zu einer Partei sammelten, waren die Umsturzideen in rücksichtslosester Art vertreten. Ihr Grundsatz war, mit allen Mitteln, auch den verbrecherischen von Mord, Brand und tückischen Zerstörungen des Eigentums, am vorhandenen Kapital zu ruinieren, die Gesellschaft zu schrecken, ihrer Einrichtungen zu spotten, in den Großstädten Verschwörungen gegen die Besitzenden, die ihnen frei Wild bedeuteten, zu unternehmen. Die Beweise ihrer Absichten sind in Belgien, Frankreich, Italien und Spanien mehr oder minder grauenvoll geliefert worden; die wiederholten Dynamit-Attentate in Paris und der Prozeß Ravachol 1891 haben überzeugend belehrt, wessen diese Feinde der Gesellschaft fähig sind.

Eins ihrer Häupter ist der Italiener Malatesta, der vor Jahren mit 28 Genossen wie mit einer Räuberbande über verschiedene oberitalienische Städte herfiel, die öffentlichen Kassen plünderte und ihren Geldinhalt auf den Straßen verteilte, die Steuerbücher verbrannte und sonst noch gewaltthätig zeigte, wie man mit der behördlichen Macht umgehen sollte. Als Anarchist war ihm diese wie jede Regierung ein Abscheu, da sie nur dazu diene, die Ausbeutung der Masse durch einige zu sichern. Produktion, Handel, Wissenschaften gediehen nach seiner Überzeugung ohne eine Regierung allein durch die Thätigkeit der Interessierten.

Die Gesellschaft, erklärte er, der nach sieben Jahren Gefängnis sich als Flüchtling in England aufhält und den Jules Huret daselbst über seine anarchistischen Auffassungen befragte, könne heut nur den Platz für eine kleine Anzahl Menschen bieten, die sich nach ihren Interessen einrichtet, und dieser solch Privilegium zu erhalten, dafür bestehe die Regierung. „Wir aber wollen, daß alle Menschen volle Freiheit haben und die Mittel, selbst ihre Interessen zu regeln. Unter dem alten Regime behauptete man, daß ohne die Vormundschaft der Regierung Handel und Erwerb unmöglich seien. Die Bourgeoisie eroberte sich ihre Freiheit und sie verstand ohne Beihilfe der Regierung sich zu festigen und die kapitalistische Produktion zu schaffen. Sie that dies zu ihrem eigenen Nutzen, da nicht die ganze Masse des Volkes frei geworden war. Hat aber jeder die Mittel und die Freiheit, zu arbeiten, wie er es versteht, so wird die Gesellschaft dem Vorteil der ganzen Welt dienen. Wozu also eine Regierung, wenn es kein Privilegium mehr zu beschützen gilt!“ Seine Hoffnung ist die Revolution, „sobald als möglich. Man macht sie nicht, wenn man will, sondern wenn man kann. Unsere Aufgabe ist es, durch die Verbreitung unserer Lehren und die Organisation unserer Kräfte sie sobald als möglich herbeizuführen, dazu das Proletariat und alle revolutionären Elemente zu vereinigen.“ Dynamit-Attentate, wie die Pariser, billigte er, nur sollten sie lediglich gegen Organe der Behörden, der Polizei, gerichtet sein. „Haben die Staatsarsenale nicht massenhaft Kanonen, Gewehre, Dynamit und Bomben aufgespeichert, um damit das Volk beim ersten Versuch einer Erhebung niederzuschmettern? Gegen solche Waffen kann man doch nicht mit Weihwasser und Reden vorgehen!“ Und bezüglich der Attentate und Mordpläne gegen die Kapitalisten äußerte er sich: „Die Armen sind derart unterdrückt durch die Reichen, daß es sehr erklärlich ist, wenn sie sich erheben und sich rächen, um zu versuchen, ihr Los selbst durch scheußliche Mittel zu verbessern. Die Reichen sollen auf ihre Privilegien verzichten. Die Anarchisten thun nach Möglichkeit, um eine Gesellschaft herzustellen, in der es keine

Leiden mehr giebt, keine Unterdrücker; sondern wo die Liebe unter den Menschen herrschen wird*)."

Auch die russischen Nihilisten sind diesen Anarchisten zuzuzählen. Aber die Aufgabe, die sie seit lange und mit mörderischen Mitteln verfolgen, ist mehr auf den Umsturz der politischen Verhältnisse Rußlands gerichtet, wie als ein prinzipieller Kampf gegen das Kapital. Revolutionär gesinntes Proletariat in dem Sinne, wie in den europäischen Industrieländern, giebt es in Rußland noch nicht, was freilich nicht verhindert, daß Arbeiterunruhen in einzelnen Industriebezirken daselbst gelegentlich stattfinden, wobei denn Brand und Raub, Zerstörung von Gebäuden, Maschinen und Betriebwerken auch ihre traurige Rolle spielen.

* * *

Die Waffe, mit der das Kapital einzig wirksam zu bekämpfen war und planmäßig bekämpft werden sollte, war der organisierte Ausstand der Arbeiter, nach den englischen Musterbeispielen „Streik" genannt.

Zu diesem Zweck vereinigten sich die Arbeiter bestimmter Gewerke und setzten gelegentlich die Streiks in Szene. Seit zwanzig Jahren, nachdem die strafrechtliche Verfolgung solcher Vereinigungen und Unternehmen aus den Gesetzgebungen meist entfernt worden ist, gehören sie zu den Begleiterscheinungen des wirtschaftlichen Lebens, zu den Kraftproben, die das Arbeitertum gegen das Kapital versucht, um in der Lohnfrage mit ihm auf dem Standpunkt gleicher Rechte und in gewisser Machtstellung zu verhandeln. Ungeheure Summen wurden in diesen Kämpfen auf beiden Seiten aufgeboten, um im Prinzip oder in der einzelnen Lohnfrage den Sieg zu erringen, und die meisten Beispiele davon im großen gab England, wo die Gewerkorganisationen zuerst zu solchem Kampfzweck stattfanden und finanziell sich mächtig gerüstet hielten.

*) Le Figaro, 29. Oktober 1892.

Am 1. Februar 1875 entließen die Eigentümer aller Kohlenbergwerke und aller Eisenhämmer in zwei Grafschaften von Wales ihre sämtlichen Arbeiter. Kein Pfund Kohle wurde da mehr geschürft und kein Lot Erz mehr in den Ofen geworfen. In den beiden Grafschaften befanden sich nicht weniger als 450 Kohlenminen, die an 70000 Arbeiter beschäftigten, und 150 Eisenhämmer mit nahezu 30000 Arbeitern. Die ersteren förderten jede Woche 350000 Tonnen Kohlen zu Tage und verdienten dabei im Durchschnitt hunderttausend Pfd. Sterl. = zwei Millionen Mark; der Lohn der Hüttenarbeiter machte 40000 Pfd. Sterl. aus = 800000 Mark. Hierzu kamen noch die Arbeiter in den Erzminen, die auch an 10000 Pfd. Sterl. = 200000 Mark verdienten. Über hunderttundzehntausend Arbeiter feierten daher in Wales, und 150000 Pfd. Sterl. = drei Millionen Mark wurden wöchentlich weniger daselbst verdient. Die Ursache dieser lange gefürchteten und vorhergesagten Katastrophe war, daß die Grubenbesitzer eine Herabsetzung der Löhne beabsichtigt hatten und die Arbeiter darauf mit einem Ausstand antworteten, in den sie auch die Hüttenarbeiter zogen. Die Bergwerkbesitzer machten aber schnell gemeinsame Sache mit den Zechenherren, schickten alle ihre Arbeiter weg und ließen die Werke ruhen. Sie waren es dann auch nicht, die nachgaben, trotzdem sie jeden Tag, an dem nicht gearbeitet wurde, mit schweren Verlusten tragen mußten.

In Yorkshire und anderen Kohlenbezirken kam es im März 1892 zu einem Ausstand der Bergleute, der zu den größten in England gehörte. Er dauerte an zwei Monate. Die Cleveländer Eisenindustrie wurde für das Jahr ruiniert, denn 94 Prozent der Hochöfen daselbst und volle 75 vom Hundert der Eisen- und Stahlfabriken, in denen fertiges Eisen verarbeitet ward, standen still. Über 23000 Arbeiter feierten. Das Elend in der Stadt Middlesborough wurde furchtbar; ein Wohlthätigkeitverein gab täglich 10—12000 Mark her, um es zu lindern. Die Armenpflegen beschäftigten 1200 Mann täglich mit Steinhauen; ein anderer Hilfsverein für die Landbezirke speiste 2500 Personen alle

Tage. Am 1. Juni endigte dieser Elendskrieg; die Grubenbesitzer gaben nach, indem sie statt um $13^1/_2\,^0/_0$ die Löhne nur um $10\,^0/_0$ herabsetzten.

Kein Jahr, in dem nicht die eine oder die andere der großen Industrien Englands durch einen Arbeiterausstand lahm gelegt wurde. Es kamen große und kleine Streiks vor, die zum Teil ihren Zweck erreichten, zum Teil eine Niederlage davontrugen. Im Oktober 1891 rechnete man in England 54 Streiks, im Oktober 1892: 42, alle nur unbedeutender Art. Aber im Anfang November d. J. begann der große Ausstand der Baumwollen-Industriearbeiter in Südost-Lancashire, die sich auf eine beabsichtigte fünfprozentige Lohnherabsetzung nicht einlassen wollten. Sie erhielten ihre Kündigung, und nun waren 60000 Arbeiter auf den Unterhalt aus den Unterstützungkassen angewiesen; 15—20 Millionen Spindeln standen in den Fabriken still.

In Belgien sind diese Kämpfe zumal auf dem Gebiet der Kohlen- und Eisenindustrie seit Jahren an der Tagesordnung und durch die hier sich einmischenden revolutionären Elemente häufig mit Gewaltthätigkeiten verbunden, die militärisches Einschreiten und dadurch blutige Zusammenstöße herbeiführten.

Auch in Deutschland fehlte es nicht an Arbeiterausständen, die einen größeren Umfang annahmen. Im Mai 1889 griff namentlich in dem rheinisch-westfälischen Kohlenrevier ein Streik der Bergleute derart um sich, daß er fast alle Zechen daselbst in Stillstand versetzte. Die Knappen, bald ihrer an hunderttausend, verlangten einmütig vor allem eine Verminderung der Arbeitszeit und eine Lohnerhöhung. Die erstere Forderung namentlich, die zu denen in den neueren Programmen der sozialistischen Partei gehört, lehnten die Zechenbesitzer ab. Doch kam schließlich ein Ausgleich zu stande, und die Knappen nahmen nach Wochen ihre Arbeit wieder auf. Die Bewegung hatte inzwischen aber auch die großen Kohlengebiete von Sachsen und Oberschlesien ergriffen, auch das Saargebiet. Auf einmal trat sie wie ansteckend in verschiedenen anderen Genossenschaften und unter den Handwerkern in den

Städten auf, sprang auch nach Belgien und Frankreich in die Bergwerkreviere über, um überall und ohne größere Ausschreitungen der Menge bald wieder zurückzugehen. — Im November 1891 wurde ein lange vorbereiteter und mit viel erspartem Geld unterstützter Streik der Buchdruckergehilfen unternommen; er endigte erst im Januar und zwar mit Wiederaufnahme der Arbeit unter den früheren Bedingungen.

Eine politische Bedeutung gewann unter den Ausständen in Frankreich der von Carmaux. Seit 1752 gehörten die Gruben daselbst der steinreichen Familie de Solages; seit 1860 sind sie im Besitz einer Aktiengesellschaft, an deren Spitze Baron Reille steht, ein großer Finanzmann und Verwalter von verschiedenen französischen Werken und Eisenbahnen. Die Verwaltungsräte der Gesellschaft sind alle Mitglieder der Aristokratie oder Großfinanz. Carmaux selbst ist ein Dorf, in dem seit jeher die Grubenarbeiter mit ihren Familien wohnen, jetzt zusammen mehr als 2600 Menschen. Die Häuschen zeigen schon durch ihr Äußeres einen gewissen Wohlstand der Bewohner; ein Gärtchen umgiebt fast ein jedes derselben. Die Bergleute hatten nun einen der Ihrigen, Namens Calvignac, zum Maire des Ortes gewählt, was ihm mit Recht oder Unrecht Veranlassung gab, zu seiner Lohnarbeit in den Gruben sich häufig und öfter tagelang nicht einzustellen. Infolgedessen entließ ihn die Gesellschaft ihrer Dienste. Die Arbeiter aber waren empört darüber, faßten die Sache politisch als eine Beeinträchtigung ihres Wahlrechts auf, bedrohten gewaltthätig den Direktor, sodaß Militär zum Schutz der Beamten und des Bergwerks hingeschickt wurde, und legten allesamt die Arbeit nieder. Seit 15. August stand der Betrieb der Gruben von Carmaux still und alle Versuche des Ausgleichs wurden von beiden Seiten trotzig abgelehnt, fremde Arbeiter als Ersatz von den Streikenden nicht zugelassen. Es handelte sich schließlich weniger um einen Kampf zwischen Arbeitertum und Kapital, als zwischen der roten Fahne der revolutionären Partei und dem herrschenden Regime. Die Vermittlung geschah denn schließlich auch von radikaler Seite in der Kammer, und die

hierbei sich beteiligende Regierung gewährte in zaghafter Nachgiebigkeit die Forderungen der Arbeiter von Carmaux. Sie mußte die Direktion bestimmen, den Maire Calvignac wieder anzustellen, und die wegen Gewaltthätigkeit verurteilten Arbeiter wurden begnadigt. Die Sache hatte fast drei Monate gespielt. Der Lohnverlust während des Ausstandes war auf mehr als 600000 Franks zu berechnen.

Die Streiks in Nordamerika verleugnen den Zug ins Große und Wilde des Amerikanismus gewöhnlich nicht. Das ist gleich womöglich ein Krieg mit Flinten und Revolvern, bei brennenden Fabriken und Magazinen, mit Sperrung des Verkehrs und Belagerungszustand. Der rücksichtlose Mißbrauch der Macht der Kapitalspekulation ist gemeinhin die erste Ursache solcher riesenhaften Streiks, wie sie öfter stattfanden. So 1877 und 1886 die der Eisenbahnbeamten. Es waren durch die Spekulation Eisenbahnen im Übermaß gebaut, dann die Aktien derselben durch unverhältnismäßige Vermehrung uneinträglich gemacht, dann war durch Ankauf der so entwerteten Aktien der gesamte Eisenbahnbesitz in wenige Hände gebracht worden. Dieser Besitz sollte durch möglichst geringe Verwaltungskosten bis zum Äußersten ausgebeutet werden. Daher eine Lohnherabsetzung der Beamten. Der Gemeinschaft der Eisenbahnbesitzer trat aber der Bund des Eisenbahnpersonals, geleitet von einem mächtigen Gewerkvereine, entgegen. Die in New-York versuchte Einmischung der Internationale blieb ganz ohne Folgen. Trotz einiger Gewaltthätigkeiten hielt sich der Ausstand grundsätzlich auf dem Boden der bestehenden Rechtsordnung und war lediglich gegen den kapitalistischen Mißbrauch der persönlichen Arbeitskraft gerichtet. — Ein großartiger Streik war der in Homestead auf den Eisenwerken von Carnegie im Spätsommer 1892. Es war als wenn die Streikenden eine Festung belagerten, um fremde Arbeiter, Polizei und Militär abzuhalten, und die Werke mußten zum Schutz geradezu verschanzt und mit Posten bestellt werden. Erst nach Monaten erklärten die Vereinigten Genossenschaften, die den Ausstand unterstützt hatten, ihn für beendet.

Statistische Aufzeichnungen der Unionsbehörden belehren, daß z. B. im Jahre 1880 die Zahl der Streiks in den Vereinigten Staaten sich auf 765 erhob, wovon 304 allein auf Pennsylvanien kamen, 104 auf den Staat New-York, 93 auf Ohio. Diese drei Staaten zählen die meisten Gruben und Minen. In den Landwirtschaftsstaaten sind die Streiks selten; in den Fabrikländern finden sie meist nur statt, wo große Arbeiterzentren sich befinden. An jenen 765 Ausständen war in vorderster Reihe die Eisenindustrie mit ihrer 236 beteiligt, die Bergwerke waren es mit 158, die Spinnereien mit 46, die Zigarrenfabrikation rief 43 auf, das Baugewerbe 36, das Verkehrswesen ebenfalls 36, die Buchdruckerei 28, die Glasfabrikation 27, die Pianofabrikation 14, die Schuhmacherei 14.

Bei den allermeisten dieser Ausstände, nämlich 580, handelte es sich natürlich um die Lohnfrage. In 503 Fällen sollte der Lohn durch die Zwangsmaßregel erhöht werden; in den 77 anderen galt es, sich gegen eine Herabsetzung des Lohnes zu wehren. Die ersteren lieferten als Ergebnis, daß 41 auf hundert Streiks Erfolg hatten, 28 zu einem Vergleich führten, 31 die Entfernung von Mißständen bewirkten. Unter den 77 Abwehrstreiks dagegen brachten nur 5 den Arbeitern den begehrten Nutzen, 15 halbe Vergleiche, 57 mißlangen. Nach dieser Statistik kamen durchschnittlich auf jeden Ausstand etwa dreihundert Arbeiter und 27 Tage, was zusammen eine Summe von sechs Millionen Arbeittagen ausmachte.

Ein höchst charakteristischer und lehrreicher Streik hat in Australien, dem freiesten Arbeiterlande, neuerdings gespielt. — Im Jahre 1883 war dort der Bezirk Neusüdwales eine noch unerforschte Wüste. Ein deutscher Einwanderer Namens Raspe kam damals dahin und entdeckte reiche Silberminen. Mit anderen zusammen kaufte er sie deshalb mit ungeheuren Landgebieten und begann den Bergbau. Der Erfolg war groß. Es entstand nun durch die Arbeiter, die in den Minen beschäftigt wurden, in Schnelligkeit eine kleine Stadt, Brocken-Hill; die Gemeinde wurde regelrecht australisch eingerichtet und ganz im Sinne der Bewohner

sozialistisch verwaltet. Im Jahre 1890 machten die Silbergruben-Besitzer mit ihren 3400 Arbeitern einen wahrhaft kameradschaftlichen Vertrag, indem sie ihnen die Ausnutzung der Werke für ihren eigenen Vorteil überließen. Nun war das Erste, was diese einführten, der gleichmäßige Tagelohn für alle Arbeiter, ob fleißig, ob faul, geschickt oder ungeschickt, das gehörte eben zum sozialistischen Programm, dessen völlig unbehinderte Ausführung den neuen Grubenausbeutern als heilige Pflicht erschien. So war für sie denn auch der achtstündige Arbeitstag festgesetzt. Derselbe kostete aber, wie er mit Ein- und Ausfahren eingerichtet war, den Mann eigentlich nur drei Stunden zehn Minuten wirkliche Arbeit. Diese drei Stunden zehn Minuten im Bergwerk möglichst müßig hinzubringen, mit Lesen von Schauerromanen oder Plaudern auszufüllen, dafür wurde auch noch gesorgt. So reich nun die Silberwerke waren, solche Arbeitweise bezahlte sie denn doch nicht. Bald hatte man statt Gewinn noch Verluste. Nachdem der Unfug zwei Jahre gedauert, beschlossen die Eigentümer, wieder das alte System einzuführen. Das gefiel den Arbeitern aber garnicht mehr und sie legten überhaupt die Arbeit nieder, wollten sich auch durch neu berufene Leute nicht verdrängen lassen. So kam es zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten; die Polizei mußte einschreiten und die Rädelsführer wurden von ihr festgenommen. Wiewohl auch in den Behörden des Landes meist nur sozialistisch gesinnte Männer saßen, so verurteilten sie doch die Handlungsweise der Minenarbeiter von Brocken-Hill öffentlich*).

* * *

Die starken Vereinigungen, in denen das Arbeitertum in allen großen Industrieländern sich gesammelt hat, um eine Verteidigungs- wie Angriffsmacht gegen das Kapital zu sein, zeigen indessen doch schon einen Unterschied zwischen denen der festländischen Sozialdemokraten nach Art der englischen Werkgenossenschaften. Weite Kreise des deutschen und französischen, belgischen, italienischen, österreichischen, spanischen Sozialistentums glauben nur durch Umsturz des Bestehenden dem goldenen Zeitalter die Thore öffnen zu können und halten ein friedliches allmähliches Ausgleichen der Gegensätze für unmöglich. Selbst einer der Führer der deutschen Sozialdemokratie, v. Vollmar, der sich in gewisser Hinsicht als ein gemäßigter Bekenner seiner Lehre erwiesen hat, sagte einmal in öffentlicher Versammlung über die Grundsätze des Sozialismus:

„Die Haupttriebkraft in allen Stadien der Weltgeschichte seien stets die materiellen Interessen gewesen, d. h. der sogenannte Produktionsprozeß. Die Sozialdemokraten stehen den Herrschenden nicht feindlich gegenüber, weil sie glauben, daß diese schuld seien an den bestehenden Verhältnissen; denn nicht die Menschen schaffen die Verhältnisse, sondern umgekehrt die Verhältnisse die Menschen. Als der Kapitalismus entstanden, sei er eine Notwendigkeit gewesen, jetzt aber sei er kulturfeindlich. Die modernen Erfindungen kämen nur zum geringsten Teil den Arbeitern zu gut, und doch könnten alle diese Errungenschaften nutzbar gemacht werden, hätten wir nicht die bestehenden kapitalistischen Zustände. Die nächste Form des Zukunftstaates werde sein, daß Produktion und Verteilung der Güter in die Hände der Gesellschaft übergehen. Die Vorwürfe des Teilens und der Gütergemeinschaft seien Märchen; im Gegenteil werde bei den Sozialisten der rechte Begriff des Privateigentums erst wieder hergestellt; Verbrauch und Genuß werden individuell bleiben. Man wolle die Weltgeschichte nicht auf den Kopf stellen, und es sei nicht notwendig, daß sich die soziale Revolution blutig vollziehe. Vielmehr sei es der Wunsch der Sozialdemokraten, daß sich die Umwandlung auf eine würdige Weise vollziehe. Diese Revolution werde keinen einzelnen Akt bilden, sondern sie werde eine Epoche in der Weltgeschichte sein. Die Art und Weise, wie sie sich vollziehe, hänge lediglich von den Gegnern der Sozialisten ab. Für diese handle es sich zur Erreichung ihrer Ziele zunächst um die Eroberung der politischen Macht; Demokratie und Sozialismus seien zwei untrennbare Begriffe; erstere müsse daher naturgemäß zu letzterem übergehen. Der Kampf, der gegenwärtig

*) Berliner Tageblatt 1892, No. 522.

geführt werde, sei ein Klassenkampf, ein Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Es sei gewiß, jetzt schon seien viele der Herrschenden davon überzeugt, daß bessere Verhältnisse eintreten müßten. Diese herbeizuführen erstrebe mit aller Macht die Sozialdemokratie, und dabei habe sie noch die Gewißheit des nahen Zieles."

Die englischen Arbeiter erstreben ebenfalls diese besseren Zustände, aber sie haben schon die Wege zum friedlichen Ausgleich gefunden und wollen in Geduld diese gehen, führen sie auch noch über Stock und Stein. Sie erwarten das Heil von der praktischen Selbsthilfe, nicht vom politischen Eingreifen. Sie haben in solch praktischer Selbsthilfe sich zu Kapitalisten gemacht und dadurch sind sie konservativ gegen gewaltsame Angriffe gesinnt geworden. Sie haben mit den riesigen Summen ihrer Gewerkkassen sich zu Grund- und Fabrikbesitzern aufgeschwungen; das Kapital ist ihnen daher gar kein so schrecklicher Gegensatz mehr. Überdem fühlen sie sich als gleiche Bürger eines freien Staates, und wie sie durch Verbündung wirtschaftlich gehoben wurden, so begannen sie auch geistig in den Mitbesitz der nationalen Bildung und gesellschaftlich zur Anerkennung der Gleichberechtigung zu gelangen. Die Lehren und Agitationen eines Arnold Toynbee haben dafür Außerordentliches geleistet, und die Arbeiterbewegung in England, radikal wie sie ist, in ruhige Bahnen gelenkt, die selbst bei bedeutenden Ausständen, also bei einem Kapitalkrieg, nicht so leicht mehr verlassen wird.

Die Gewerkvereine scheinen diejenige Macht zu sein, die in der englischen Arbeiterbewegung die Führung hat und in ihrer Überlegenheit auch bei Streitfragen und Lohnzwistigkeiten entscheidend mitspricht. Sie umfassen nur die gelernten Arbeiter; aber sie gaben wieder den Anstoß zur Gründung von Gewerkvereinen „ungelernter" Arbeiter, wie der Docktaglöhner, und selbst von Arbeiterinnen. Die Mitgliederzahl aller dieser neueren Gewerkvereine, die bei Streitigkeiten mit den Arbeitgebern und bei Lohnfragen bereit sind, dem Spruch eines Schiedsgerichts zu folgen,

wird auf mehr als anderthalb Millionen berechnet*). In diesen Gewerkvereinen wird die Arbeiterfrage nur praktisch gewürdigt und betrieben, die Grundbehauptung jeder sozialrevolutionären Bewegung, daß der Arbeiter seine Lage zu verbessern außer stande sei, wird als falsch zurückgewiesen. Auf ihrem Kongreß zu Bradford erklärten sie ausdrücklich: „In dem Grade, als unsere ausländischen Brüder den Gedanken an gewaltsamen Umsturz aufgeben und zu Organisationen und gesetzlicher Agitation übergehen, sind wir durch Pflicht, Neigung und Interesse gebunden, mit ihnen zusammenzuarbeiten."

In England ist also der Brückenschlag modernen Geistes und versöhnlichen Sinnes, um die alten schroffen und vertieften Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital zu beheben, auf dem Grund des bestehenden Gesellschaftbodens mit Erfolg versucht worden, auch von der Seite des Arbeitertums. Die Gesetzgebung hat auch seinem berechtigten Andrängen auf Reformen in ihren veralteten Bestimmungen seit 1871 folgen müssen. Damit fiel der Grund des ererbten Mißtrauens, der die Arbeiter von den oberen Klassen, insbesondere von den Arbeitgebern trennte. Im Jahre 1880 wurde Broadhurst, Schriftführer des Ausschusses der Gewerkvereine, der sich vom einfachen Maurer zum Vorsteher eines Gewerkvereins emporgearbeitet hatte, Unterstaatssekretär im Ministerium Gladstone, ein Vorgang, der zehn Jahre zuvor noch für undenkbar gehalten worden wäre.

Ähnlich friedfertigen Tendenzen wie der Bund der englischen Gewerkvereine huldigt in Nordamerika die Genossenschaft der „Ritter der Arbeit", deren Mitgliederzahl auch auf mehr als anderthalb Millionen angegeben wird. Sie ist von einem Vorstand geleitet, an dessen Spitze ein Mann steht, der aus der Klasse der Arbeiter hervorging: Terenz Powderly, geboren 1848 in Carbondale, Pennsylvanien, und gelernter Mechaniker. Er brachte sich in der Stadt Scranton, wo er ein eigenes Geschäft angefangen

*) Schulze-Gaevernitz, II., 138 fg.

hatte, so in die Höhe, daß er dort mehrmals zum Bürgermeister gewählt wurde. Ohne sich den Kopf von den sozialistischen Theorien warm machen zu lassen, faßte er seinen Plan zu der Gründung eines Arbeiterbundes, der auf gesunden Ideen beruhe. Er verständigte sich zur Ausführung mit anderen intelligenten Männern des Arbeiterstandes, die alle amerikanischen Herkommens waren, praktische Leute, die sich auch auf keine Träume von Utopien einließen. Es sollte denn auch nicht zerstört und revoltiert, sondern eine physische Macht des tüchtigen Arbeiterstandes gebildet werden, dessen Stimme bei Fragen seines Interesses anders als die von Einzelnen und kleinen Vereinigungen ins Gewicht fiele.

Bald waren ein paar tausend Genossen zusammen und man hatte die Werbung mit Auswahl unternommen, um namentlich die revolutionären sozialistischen Elemente der Deutschen und Iren von Hause aus nicht eindringen zu lassen. Im übrigen stand der Bund jedem offen, auch den Frauen. Sein Zweck war, die Durchschnitthöhe der Löhne aufrechtzuerhalten und Ausstände, Streiks, die keine Aussicht auf Erfolg haben, zu verhindern, in anderen die Lage vom Gesichtspunkt auch der allgemeinen Wohlfahrtsinteressen zu beurteilen und darnach widerstrebende Einzelinteressen vermittelnd womöglich in Übereinstimmung zu bringen. So erhob sich dieser Bund als ein freies Schiedsgericht in den Streitfragen zwischen Arbeitertum und Kapital, und er erlangte dazu auf beiden Seiten eine moralische Macht mit dem Nachdruck der physischen von Hunderttausenden von Mitgliedern. Er wollte nicht den Kampf zwischen Arbeitertum und Kapital noch verschärfen, sondern er hielt friedlichen Vergleich für das Bessere und suchte für einen solchen einzuspringen. Nach seinem Programm ist es nicht das Kapital, welches das Handwerk beschäftigt, sondern die Arbeit, die das Kapital ins Werk setzt. Die Arbeit des Menschen habe auch dem Grund und Boden Wert verliehen, dem toten Kapital, und Reichtum daraus geschaffen, bewegliches Kapital.

Powderly war seit 1869 der Großmeister des von ihm geschaffenen Bundes und hatte Mühe genug, ihn vor den sozialrevolutionären Untergrabungen zu schützen, die mit der wachsenden Menge der Mitglieder nicht ausblieben. Von diesem Teil der Mitglieder wurden 1877 und 1886 auf eigene Hand Streiks unternommen, oder zu den beabsichtigten von großer Ausdehnung ermunternd und aufreizend aufgefordert. Aber Powderly verleugnete diese Elemente und sie wurden später auch aus dem Bunde ausgestoßen. Er bot ferner seine Vermittlung an zwischen den Ausständischen und den Kapitalisten, in diesem Fall den Eisenbahngesellschaften. Und da es wie Krieg im Lande war, in St. Louis und Chicago die Bahnhöfe und Eisenbahnmagazine in Flammen aufgingen, so nahmen die Direktionen die Vermittlung an, und sie führte auch zu gutem Austrag der Sache zum Ruhme Powderlys.

VIII.

Presse, Litteratur und Kunst.

Das Zeitungwesen: In England: Times, Lloyd News und Daily Chronicle. — In Frankreich: Journal des débats, La Presse, Figaro, Petit-Journal. — In Deutschland-Österreich: Wiener Presse, Neue Freie Presse. — In Nordamerika: New-York Herald, World, Tribune, Ledger. Redakteure und Korrespondenten. — Die Bestechungen der Presse. — Das Inserat und die Reklame. — Annoncengeschäfte. Schriftsteller-Honorare. Die Theater. Zeitschriften und Familienblätter. Künstler-Honorare. Das reisende Virtuosentum. Tänzerinnen. Vornehme Heiraten. Künstlerisches Abenteurer- und Spekulantentum.

Das öffentliche Zeitungwesen war unter der alten Gesellschaftsordnung von keiner großen Bedeutung, weder in politischer Hinsicht, noch in gewerblicher. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts änderte sich dies in den beiden politisch regsamsten Staaten Frankreich und England. Im ersteren zumal durch die aufregenden Ereignisse der Revolution, die ein allgemeines und lebhaftes Bedürfnis nach politischen Neuigkeiten und Erörterungen aufriefen, in England durch die inneren Parteikämpfe und die Kriegspolitik gegen Frankreich und Napoleon. Wo, wie vielfach in diesen beiden Ländern, die Zeitung nicht lediglich das Unternehmen eines politischen Streiters war, führte sie als ein den lokalen Interessen dienendes Blatt zumeist ein harmloses Dasein, gehörte meist dem Buchdrucker des Ortes und brachte ihm durch den regelmäßigen Absatz der Exemplare eine bescheidene Rente ein, die sich durch bezahlte Ankündigungen seitens des Publikums mehr

oder minder erhöhte. Solcher Anzeigen gegen Geld, an besonderer Stelle der Zeitung wie eine Zugabe derselben gedruckt, kamen nur wenig vor; in den altväterlichen Verhältnissen hätte zumal jedes achtbare Geschäft Anstand genommen, sich den Mitbürgern auf diese Weise zu empfehlen.

Ein harmloses Blättchen war auch das „Daily universal register", das 1783 der Buchdrucker John Walther in London gegründet hatte. Es hatte Mühe, sich zu erhalten. Erst als es den Titel „The times" („Die Zeiten") 1786 angenommen und durch kecke Artikel sich einige Preßprozesse zugezogen hatte, erregte es die Aufmerksamkeit des größeren Publikums und wußte sie auch durch gute Nachrichten und eine geschickte Herstellung des anderen Inhalts zu erhalten. Bald galt es als eins der besten Tagesblätter von London. Es setzte außerordentliche Geldmittel aufs Spiel, um sich zuverlässige Korrespondenten zu verschaffen, und richtete sich eine eigene treffliche Post mit besonderen Fahrzeugen zur See und Eilboten ein. Dann, zur Zeit der napoleonischen Entscheidungschlachten im Jahre 1814, beschleunigte es und vermehrte es der Nachfrage entsprechend seine Ausgaben durch die erste Verwendung der Dampfmaschine beim Druck. Es war zum Erstaunen der Welt, daß in einer Stunde mittels dieser Maschine 12—1300 Exemplare fertig gestellt werden konnten, während die Handpresse nicht mehr als 200—250 zu liefern vermochte.

Dies alles erhoben die „Times" unter der Leitung des Sohnes John Walthers zu einem Tageblatt ersten Ranges und die Zahl ihrer Käufer und Kunden wuchs derartig, daß sie dann auch ein großes Kapital darstellten, ein erstes Beispiel, wie auf dem Gebiet der Presse sich unter den neuen Verhältnissen der Zeit und unter Berücksichtigung der sich steigernden Bedürfnisse des Publikums eine Quelle des Reichtums erschloß, oder richtiger, eine solche bisher gewöhnlichem Einkommens zu ungewöhnlichem Maße desselben gebracht wurde. Denn mit dem Ansehen und der Verbreitung der Zeitung stieg auch die Zahl der bezahlten Anzeigen, wie sie infolge des Aufschwungs der Industrie und des Handels

das englische Geschäfts- und Verkehrsleben mehr und mehr für notwendig und zu seinem Vorteil erachtete. Die neuen Eisenbahnen, neue Banken, die öffentliche Anlehen auf den Markt brachten, ließen Anzeigen in den „Times“ los, die durch ihre Umfänglichkeit und damit Kostspieligkeit Aufsehen erregten. Das Geld für diese Inserate floß täglich zu Tausenden in die Kassen des Journals, das aus einem Quartblatt von vier Seiten sich zu einem in Riesenformat mit 16 Seiten und 96 Kolumnen gewandelt hatte. „Unsere heutige Nummer,“ stand aber in der Nummer der „Times“ von 21. Juni 1861, „besteht aus 24 Seiten, da der außerordentliche Andrang von Anzeigen uns gezwungen hat, ein Extrablatt unserer bereits umfangreichen Lieferung hinzuzufügen. Vor fünfzig Jahren (1801) war die Durchschnittzahl der Anzeigen in jeder Nummer 150; heute werden nicht weniger als viertausend Inserate die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft durch die Länge und Breite des Reiches bekannt machen. Unsere heutige Nummer ist das größte Erzeugnis, das jemals aus der täglichen Presse hervorgegangen ist, und wir hoffen, daß es einem standhaften Leser gelingen werde, im Verlaufe dieses längsten Tages im Jahre sie durchzulesen.“ Welchen Geschäftsumfang und damit finanziellen Ertrag die „Times“ schon 1850 erlangt hatten, war aus der Höhe ihrer Unkosten zu folgern. An Steuern allein entrichteten sie in diesem Jahre 95000 Pfd. Sterl., also 1 800000 Mark, und zwar für Papier 16000, Stempel 60000, Anzeigen 19000 Pfd. Sterl.*). Der Sohn des Buchdruckers John Walther war ein mächtiger und über Millionen in Vermögen verfügender Zeitungskönig, der erste in Europa; er hielt seine Gesandten als Korrespondenten in allen Hauptstädten und überall, wo wichtige Ereignisse in der Welt sich abspielten und darüber aufs beste berichtet werden sollte. Das Weltblatt wußte die Dynastie, deren kostbarer Besitz es war, auf seiner Höhe zu halten trotz aller Macht der Konkurrenz in neuerer Zeit.

*) Brockhaus Konv.-Lexik., 10. Aufl., Artikel „Times“.

Ein kühner Zeitungsunternehmer in England war Edward Lloyd, der seit 1842 die „Lloyd News“ herausgab und später mit sechzig Jahren den „Daily Chronicle“ gründete, an dem er anfangs drei Millionen Mark zugesetzt haben soll. Aber der Schatz, aus dem er diese Betriebsummen entnahm, bestand in seiner Entdeckung des Espartograses und der Verarbeitung desselben zu Papier. Er hatte zu diesem Zweck hunderttausend Acres Land in Algier erworben und Papiermühlen angelegt, die ihm reichen Gewinn brachten.

In Frankreich stand auf hoher Stufe der publizistischen Achtung das aus der Revolutionsepoche stammende „Journal des débats“, das Bertin nach dem 18. Brumaire zur Verteidigung der monarchischen Interessen kaufte und das unter mancherlei Bedrohung und Wechsel der Verhältnisse in der napoleonischen Zeit in der Familie doch erhalten und nach der Restauration zu seiner Blüte gebracht wurde. Aber es bedeutete keine gewerbliche Außerordentlichkeit durch seinen finanziellen Ertrag. Die Bertins waren wohlhabend dadurch; wie sie jedoch sich in einer vornehmen politischen Stellung gefielen, so drückten sie auch ihrer Zeitung lediglich diesen Stempel auf; sie blieb die teuerste in ihrem überlieferten Abonnementpreis, selbst nachdem alle anderen Pariser Zeitungen sich durch die Konkurrenz genötigt gesehen hatten, damit merklich herunterzugehen.

Ein erster rühriger Spekulant in der Pariser Presse, um sich als solcher zu Vermögen zu bringen, war Emil von Girardin, der sein abenteuerliches Treiben noch unter der Regierung Karls X. begann und nach der Julirevolution dann die geplanten großen Erfolge damit davontrug. Er gründete 1831 ein „Journal des connaissances utiles“, dem er die damals fabelhafte Zahl von hunderttausend Subskribenten gewann, und 1832 das „Musée des familles“, das er einer Aktiengesellschaft abtrat, die, durch seine glänzenden Vorspiegelungen bewogen, diesen Handel abschloß. Als sich herausstellte, daß die bisher gezahlten hohen Dividenden nicht vom Ertrage, sondern vom eingezahlten Kapital hergenommen worden waren, verklagte die Gesellschaft den Verkäufer. Aber sie

verlor ihren Prozeß. Ein Skandal, ein Prozeß bildeten für Girardin mit seiner Verwegenheit jedesmal ein wirksames Mittel geschäftlicher Reklame; damit hatte er, als er als unehelicher Sohn des Generals von Girardin diesen verklagte, um vor Gericht sich das Recht seines Namens zu erstreiten, die litterarische Laufbahn überhaupt begonnen. Er wußte sich Geld zu machen im großen. Zu einer gewöhnlichen Zeitschriftspekulation mit dem „Panthéon littéraire" verschaffte er sich vom Ministerium Guizot eine Geldunterstützung von 150000 Franks. Im Jahre 1835 gründete er die „Presse" und machte damit Revolution in der Pariser Journalistik; er gab sie als billigstes Tageblatt und mit dem stehenden Feuilleton eines Romans, eine Neuerung, die außerordentliches Glück machte und seitdem von den meisten politischen Zeitungen in aller Welt nachgeahmt worden ist. Der geistvolle, in Paradoxen glänzende Zeitungsmann hätte auch gern eine große politische Rolle gespielt; doch gelang es ihm nie, diesen Ehrgeiz zu befriedigen. Aber er blieb ein gewiegter Geschäftsmann als Journalist und im Besitz eines großen Vermögens.

Außerordentlichen Erfolg hatte in der Zeit des Zweiten Kaiserreichs, wo überdem jeder Gründer auch eine Zeitung zu besitzen suchte, die kleine Presse, die vor allem dem Tagesgeschmack des großen Publikums zu huldigen suchte und die Schauerromane nebenbei pflegte. In vorderste Reihe dieser ertragreichen Journale brachte Villemessant den „Figaro" seit 1854, der dann 1866 ein politisches Tageblatt wurde, wesentlich bedacht, seine Leser durch pikante politische und kritische Artikel zu unterhalten, und sich durch Rührigkeit und Findigkeit in dieser Beziehung obenauf gehalten und täglich seinen großen Straßenverkauf gesichert hat. Noch mehr das „Petit-Journal" von gröberem Schlage, das täglich zu einem Sou massenhaft, oft bis zu zwei- und dreihunderttausend Exemplaren, verkauft ward und seit 1863 erscheint. Gründer dieses Blattes war ein bankerott gewordener Börsenspekulant. In kurzer Zeit war er durch das Glück seines „Petit-Journal" wieder ein Krösus.*)

*) S. Mein, „Frankreich und die Franzosen", 1868, II., 157, 163.

Unter den deutschen Zeitungen gab es bis 1848 nicht wenige wohlhabende; als meist ältere Unternehmen boten sie der Bürgerschaft eine ihr gewohnte Tageskost und standen auf festem Vermögensgrunde. Sie wuchsen mit den Verhältnissen langsam auf und die sich mehrenden Anzeigen gewährten ihnen reichlichen Ertrag, trotzdem an manchen Orten, wie in Berlin, ein behördliches Privilegium für bloße Ankündigungs-Journale, z. B. das „Intelligenzblatt", bestand. Indem sie dann der neuen politischen Zeit unter der größeren, ihnen gewährten Freiheit im eigenen Interesse Rechnung trugen und vom Kapital mehr für den Inhalt nach Maßgabe der gesteigerten Bedürfnisse der Lesewelt aufwandten, erhöhten sie auch ihre Bedeutung als lokale oder Provinzialzeitung, wie die Magdeburger Zeitung, die Hamburger Nachrichten, die Bremer, Breslauer, Königsberger Zeitung, oder eroberten sich gar auch das Ausland, wie namentlich die zum Weltblatt aufstrebende Kölnische Zeitung. Neu gegründete und zu schnellem Erfolg und besonderem Reichtum gelangende politische Tagesblätter gab es indessen nicht; die Presse veränderte, wenn die Zahl ihrer Erscheinungen und die Umfänglichkeit ihrer Mitteilungen auch immer wuchs, ihre Physiognomie wie ihre gewerbliche Bedeutsamkeit bis zu den siebziger Jahren sehr wenig.

Anders in dem deutschen Bundeslande Österreich, in Wien besonders, wo nach dem Sturz des Metternichschen Regiments politische Zeitungen in Unzahl aufschossen, freilich nun meist nach kurzem Leben oder unter der Reaktion wieder zu verschwinden. Unter diesen Wiener Journalen, geboren unter der Revolution, hob sich von vornherein „Die Presse" als eins der lebenskräftigsten hervor. Sie widerstand auch mannhaft dem reaktionären Sturm, ja, sie trotzte dem Säbelregiment von 1849 in einer ebenso geschickten, wie sie volkstümlich machenden Weise, daß sie dadurch das am meisten gelesene und verbreitete und auch das einflußreichste deutsche Blatt in Österreich wurde.

Diese Zeitung hatte August Zang gegründet. Er war der Sohn eines Wiener Arztes und hatte in Wien studiert. Nachdem

er eine Zeitlang der österreichischen Armee angehört hatte, war er anfangs der vierziger Jahre nach Paris gegangen. Als ein spekulativer Kopf gründete er da eine Bäckerei für Wiener Gebäck, nahm dazu Gesellen aus seiner Heimat in Dienst und verwertete derart das Handwerk zu einer kaufmännischen Unternehmung. Er machte mit seinen Kipfeln und Krapfen ein glänzendes Geschäft. Als die Revolution von 1848 die altösterreichischen Verhältnisse über den Haufen warf, verkaufte er seine Bäckerei und ging nach Wien zurück, um da im Zeitungsgeschäft sein Glück zu versuchen. Das Beispiel von Emil von Girardin und seiner „Presse" schwebte ihm verlockend vor und er hatte den erwähnten großen Erfolg mit seiner Zeitung. Zang war Geschäftsmann und verteidigte als solcher das Kapital, das er in seine „Presse" gesteckt, gegen die Polizeischikanen und Verfolgungen. Es geschah mit Glück und er wurde durch seine Zeitung bald ein reicher Mann. Mit großem berechnenden Geschick verfolgte er die Vermehrung seines Vermögens mittels seiner publizistischen Schöpfung. Er gab seiner Zeitung ein Beiblatt, „den kleinen Kapitalisten", womit er der ausbrechenden Gier nach Börsenspiel und Reichwerden die interessantesten Seiten abzugewinnen wußte. Hier zeigte er sich als den erfahrenen und gewiegten Ratgeber für den kleinen Bürgersmann, der mit seinem bißchen Kapital das Glück versuchen wollte. Bei dem ungeheuren Einfluß, den die „Presse" mit ihren Urteilen über Eisenbahnanlagen, neue Aktiengesellschaften für Fabriken, Eisenwerke und andere Industrieen ausübte, buhlten bald alle, die eine Empfehlung von dieser Seite brauchten, durch deren Gegenteil aber ein Fiasko besorgen mußten, um die Gunst des mächtigen Direktors Zang, der allein dieses Finanzressort seiner Zeitung verwaltete. Ungeschent stellte er auch seine Preise für seine Unterstützung.

„Mein Blatt," sagte er, „ist eine Macht. Warum soll ich nicht Gewinn daraus ziehen, wie andere aus ihrer Macht?"

So wurden ihm viele reiche Industrielle, Banken, Aktien-Gesellschaften, Fabrikanten mit Hunderten, Tausenden und Zehntausenden von Gulden freiwillig tributpflichtig. In Wien wurde er derartig der Schöpfer einer, bald vielfach nachgeahmten journalistischen Industrie, die ihn zu den Millionären emporsteigen ließ. An Angriffen deshalb fehlte es ihm nicht. Man verglich ihn mit dem früheren Dey von Algier, der den Schiffern auf der hohen See Tribut auferlegte, und moralisch sank auch durch die bekannt gewordene Käuflichkeit Zangs das Ansehen der „Presse". Aber sie war desto gefürchteter und ihr Besitzer ließ sich in seiner journalistischen Finanzpolitik und Jobberei nicht stören.

Anders aber wurde es, als sich seine beiden besten Mitarbeiter Michel Etienne und Max Friedländer von ihm lossagten und Mitte der sechziger Jahre mit reicher Unterstützung von Kapitalisten in offener Gegnerschaft das Journal „Neue Freie Presse" als ein gewaltiges Konkurrenzblatt gründeten. Mit einem Schlage kam es auf eine glänzende Höhe und stellte die alte „Presse" tief in den Schatten. Vergeblich versuchte Zang mit allen Mitteln einen Wettkampf dagegen, der den Sieg auf seine Seite brächte. Die „Neue Freie" hob sich desto höher und höher als ein Weltblatt, das zu reichen Einnahmen kam, indes die alte „Presse" nur noch das Wiener Gebiet sich zu halten vermochte. Überdrüssig solchen Kampfes verkaufte Zang 1867 sein Blatt um eine Million Gulden an eine Gesellschaft. Sie verjüngte sich auch unter neuer Leitung und suchte durch Gediegenheit ihrer Nebenbuhlerin ebenbürtig zu sein.

August Zang war damals ein Sechzigjähriger. Er wollte nun in dem schönen Palast, den er sich erbaut hatte, seine Millionen in Ruhe und weltmännisch genießen. Doch der Trieb nach Geschäftigkeit ließ ihn nicht ruhen. Er gründete ein Wochenblatt, in dem er mit katonischer Strenge gegen Schwindel und Gründertum zu Felde zog. Dann, vor den Angriffen seiner Feinde nie ruhig, gab er auch diese Publizistik wieder auf und ging selber unter die Bankgründer. Seine Schöpfung auf diesem Gebiet machte die Orgie der Gründerzeit mit und fiel dann auch in den großen Krach mit hinein. Seitdem zog sich Zang von allen Ge-

schäften zurück und verließ Wien, um in Graz, Florenz und Paris von seinem erworbenen Reichtum zu leben*).

In den ersten Reihen der amerikanischen Milliardäre, die ein jährliches Einkommen von Millionen haben, steht seit langer Zeit schon James Gordon Bennett. Wenn wir ihn in dem Abschnitt über den „Amerikanismus" nur kurz aufgeführt haben, so deshalb, um an dieser Stelle des Näheren von ihm, der Ursache und auch den Thaten seines enormen Reichtums zu berichten. Denn er verdankt seine Schätze der Presse. Er ist als der Schöpfer der Zeitung in großem amerikanischem Stil anzusehen und hat als solcher selbst den englischen „Times" und dann dem europäischen Preßwesen überhaupt vielfach als nachahmenswertes Beispiel gegolten.

Bennett ist ein geborener Schottländer, aus New-Mill, und sollte als der katholischen Religion zugehörig nach dem Wunsch seiner Eltern Ordensbruder werden. Doch er hatte keine Neigung dafür und ging 1819, mit sechsundzwanzig Jahren, nach Nordamerika, um da einen anderen Beruf zu suchen. Die Lebensgeschichte Benjamin Franklins, wie er sie selbst geschrieben, hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht; sie bildete damals wie früher Defoes „Robinson" ein Lieblingsbuch der jungen Welt, das den Sinn auf die Dinge der Wirklichkeit richtete. Bennett ging aus Verehrung für den großen amerikanischen Bürger auch nach Boston, der Stadt Franklins und der Wissenschaft in der Union; er erlernte hier die Buchdruckerei und arbeitete dann als Korrektor. Nach mehreren Jahren gering lohnender Thätigkeit in diesem Beruf begab er sich nach New-York. Mit seiner schottischen Seminarbildung versuchte er es hier mit öffentlichen Vorträgen; auch ohne rechten Erfolg. Dann ging er als Zeitungskorrespondent nach Washington.

Die amerikanische Presse befand sich damals noch sehr in der Kindheit. Es war ein großer Luxus für eins der kleinen Blätter von Boston oder New-York, deren Eigentümer gewöhnlich die

*) Vgl. a. Geschichte der Wiener Journalistik von E. V. Zenker, 1892.

Herstellung bis ins kleinste und auch die Expedition besorgten, sich einen auswärtigen Korrespondenten selbst in der Kongreßstadt zu halten, und mehr wie zwanzig bis dreißig Mark Kosten boten sie dafür nicht auf. Die Stellung gewährte Bennett indessen die Gelegenheit, die Bibliothek des Kongresses zu benutzen. Er las da Horace Walpoles Briefe; die pikanten Anekdoten, die darin verflochten waren, riefen in ihm die Idee auf, in ähnlicher Art die Ereignisse des Tages zu schildern. Er suchte auch in seinen Berichten für das New-Yorker Blatt diese Idee zu verwerten und fand damit in der That besonderen Beifall.

Im Jahre 1835 hatte er sich dreihundert Dollars gespart und beabsichtigte nun mit diesem Kapital selbst ein Blatt herauszugeben. Er ging deshalb zu einem Bekannten, Horace Greeley, der als Setzer in einer New-Yorker Druckerei arbeitete und forderte ihn auf, mit ihm das Geschäft zusammen zu unternehmen. Aber Greeley lehnte ab. Nun ging Bennett auf eigene Hand ans Werk und ließ den „New-York Herald" erscheinen.

Sehr, sehr bescheiden fing er das Geschäft an. Er besorgte alles selber zur Herstellung und Ausgabe der Zeitung mit Hilfe eines Burschen. Die Einnahmen waren spärlich, das Blatt konnte nicht recht vorwärts kommen. Bennett selbst erzählt, daß er täglich achtzehn Stunden arbeitete und manchmal nach Bezahlung aller Löhne nicht eine Mark in der Tasche für sich übrig hatte. Doch er verlor nicht den Mut und die Hoffnung, mit seinem Unternehmen den Erfolg davon zu tragen.

Eines Tages kam der Apotheker Brandreth zu ihm, der Wunderpillen für die Gesundheit gefertigt hatte. Er wollte sie mit stehender, lobtönender Anzeige in der Zeitung bekannt und populär machen und bot Bennett eine bestimmte Summe dafür, wenn er täglich in seinem „New-York Herald" diese große Anzeige veröffentliche. Das kam diesem gerade recht. Der Handel wurde abgeschlossen und seitdem stand der „Herald" auf festen Füßen; er konnte sich bald vergrößern und einer schönen wachsenden Einnahme rühmen.

Bennett brachte darnach zu allererst in New-York die neuesten Nachrichten aus der europäischen Post, indem er sich ein Schiff hielt, das den ankommenden Dampfern aus England entgegenfuhr und sich auf See schon die von ihnen gebrachten Zeitungen ausliefern ließ; er verschaffte damit namentlich seinen Börsenberichten und Artikeln über den Geld- und Warenmarkt eine große Bedeutung für die New-Yorker Geschäftswelt. Sein Erfolg mehrte sich dadurch wie durch die pikante Mannigfaltigkeit des Inhalts, die er seiner Zeitung zu geben wußte und womit er einen neuen, modernen Zeitungsstil einführte. Der Neid der anderen New-Yorker Tagblätter organisierte 1840 einen wütenden Krieg gegen ihn ganz in amerikanischer Rücksichtslosigkeit. Er schlug sie alle und zeigte triumphierend auf einen Absatz von 50000 Exemplaren seines „Herald" gegenüber 36000, die seine Gegner zusammen nur aufweisen konnten. Dazu die Fülle der Anzeigen, die seinem Blatte zuströmte und die ihn veranlaßte, für diesen Teil desselben eine besonders geschickte Verwaltung einzurichten. So waren 1869 von den 96 Spalten fünfzig mit Anzeigen, in musterhafter Ordnung gruppiert, gefüllt.

Kein Journal, das einen ähnlichen Aufwand in telegraphischen Nachrichten leistete, sobald das unterseeische Kabel Amerika mit Europa verband. Die Kostspieligkeit derselben spielte für Gordon Bennett, der Millionär geworden war, keine Rolle. Im Oktober 1869 befand er sich in Paris, als er seinen Korrespondenten Stanley aus Madrid zu sich kommen ließ, den er als einen unternehmungslustigen und energischen Mann kannte. Zum Erstaunen desselben befragte er ihn wegen des berühmten Afrikareisenden Livingstone, von dem man lange Zeit keine Nachrichten mehr erhalten hatte. Man hielt ihn für tot. Bennet sagte zu Stanley, daß er dies nicht glaube und forderte ihn auf, ihn inmitten von Südafrika zu suchen, koste es was wolle. Stanley ließ sich zu dem Abenteuer im Interesse der Wissenschaft und eines hochverdienten Forschers bestimmen. Bekanntlich fand seine Expedition, die natürlich ein enormes Geld kostete, Livingstone inmitten der

schwarzen Wilden. Die Nachricht davon ließ Stanley von der ersten afrikanischen Telegraphenstation über England an den „New-York Herald" mittels Kabels gelangen und sie soll 40000 Mark gekostet haben*).

Gordon Bennett starb 1872 und hinterließ seinem Sohne eins der größten Vermögen und das erste Tageblatt der Welt, dem nur die „Times" in Europa ebenbürtig zu nennen waren. Bennett II. wußte Ruf und Reichtum des „New-York Herald" noch zu steigern. Er steht in dieser Beziehung noch immer in erster Reihe und seine Jahreseinnahme wird auf durchschnittlich anderthalb Millionen Mark geschätzt.

Aber er ist längst nicht mehr der einzige Riese auf dem Gebiet der amerikanischen Presse. Im gewerblichen Erfolge übertrifft ihn sogar die New-Yorker „World" um ein Bedeutendes, da der Reingewinn dieses Blattes jährlich zu fünf Millionen angegeben wird. Sein Besitzer und Gründer ist Joseph Pulitzer, der vor etwa dreißig Jahren als armer deutsch-böhmischer Jude nach St. Louis kam und dort im Hause eines wohlhabenden deutschen Kaufmannes die Stellung eines Kutschers fand. Der langaufgeschossene, spindeldürre, mit schrecklich langer Nase behaftete Böhme gefiel sich nicht lange als Wagenführer. Er wurde Zeitungsreporter für die „Westliche Post", dem damals in St. Louis erscheinenden Organ von Karl Schurz, und sparte sich Geld in diesem Geschäft. Damit fing er 1880 etwa in New-York die „World" an, so wie Bennett früher den „Herald", und es glückte ihm wie diesem. Auch er wurde ein Selfmademan mit höchstem Erfolge. Sein Blatt stieg zu einer Auflage von Hunderttausenden und wurde das einträglichste Amerikas, er selbst ein stolzer Millionär, auch unter Clevelands Präsidentschaft Kongreßmitglied. Die „World" erscheint täglich in drei, vier, ja fünf Auflagen (Extras); die Sonntagsausgabe deckt ganz allein die Kosten des Unternehmens.

*) Varigny, les grandes fortunes aux Etats-Unis, S. 26 f.

Andere New-Yorker Blätter bringen weniger, aber doch sehr ansehnliche Vermögen ein. So die „New-York Tribune“ von Horace Greeley, jenem Buchdrucker, dem die Teilnehmerschaft mit Bennett für den „Herald“ nicht verlockend war. Er gründete seine eigene Zeitung 1841 und brachte sie und damit sich auch in die Höhe. Die „Tribune“ in Chicago wirft jährlich gut ihre 800000 Mark ab, der „Ledger“ in Philadelphia noch mehr. Echt amerikanisch müssen schon Haus und Bureaux der Zeitungen von ihrem Reichtum zeugen. Es giebt welche, die glänzende Stadtpaläste und deren Herausgeber aufs luxusreichste ausgestattete Villen haben wie z. B. Whitelaw Reid, der jetzige Herausgeber der „New-York Tribune“; andere, die für ihre Räumlichkeiten in New-York jährlich 200000—400000 Mark Miete zahlen. Und die meisten fingen das Geschäft mit einigen hundert Dollars, auch wohl mit so gut wie gar keinem baren Gelde an.

Dem Reichtum der Zeitungen entsprechend wurde auch die Stellung ihrer Hauptredakteure, ihrer stehenden Korrespondenten, ihrer Leitartikelschreiber, eine außerordentlich einträgliche und veranlaßte dadurch tüchtige Talente, oftmals „ihren Beruf zu verfehlen,“ das heißt, die schon eingeschlagene Laufbahn zu einer Lebensstellung aufzugeben, um zum freien Gewerbe der Presse überzugehen. Die ungenannten Hauptredakteure der „Times“ schrieben selten etwas für die Zeitung; sie hatten nur die Leitung derselben im Auge und gaben darnach ihren Unterredakteuren die Aufträge und Ideen zu Artikeln. Ihr Gehalt war groß. Jeder Artikel, den sie bestellten, wurde mit zweihundert Mark und mehr bezahlt. Eine Million etwa bezahlen die „Times“ ihren stehenden Korrespondenten, dem in Paris 80000 Franks, in Berlin 62500, dasselbe dem in Wien. Für Rom sind 50000 Franks ausgesetzt, für Petersburg ebensoviel, für Madrid und Brüssel je 25000 Franks. Der geringste Gehalt solcher Mitarbeiter in politisch wenig bedeutenden Orten ist 6250 Franks. Dabei sind alle Porto- und telegraphischen, sowie besondere Reise-Kosten der Korrespondenten nicht mit einbegriffen. Die Spezialkorrespondenten des „New-York

Herald“ verfügen über 75—100000 Franks jährlich. Als erster Redakteur des „Journal des débats“ bezog der Professor für orientalische Sprachen, Sylvestre de Sacy, 30000 Franks. Der napoleonische Hofjournalist Vicomte de Laguerronnière erfreute sich unter dem Kaiserreich außer seinem Einkommen als Staatsrat mit 12000 Franks und als Generaldirektor der französischen Presse mit 45000 Franks, einer Bezahlung von 20000 Franks für seine Artikel im Regierungsblatt „le Constitutionel“ und eines Extrahonorars aus der Kasse dieser Zeitung mit 15000 Franks, was immer noch bescheiden gegen die Zahlungen war, welche von den Börsenblättern unter dem Empire ihren Direktoren geleistet wurden. Der „Figaro“ stellte als Aktienblatt seine stehenden Mitarbeiter außer in festes Gehalt noch in Gewinnanteil, so daß ihnen 60—80000 Franks jährlich zuflossen.

Dann fehlte es nicht an Bestechungen solcher Zeitungen und Journalisten, die eine Macht in der Öffentlichkeit bedeuteten und sie durch Wohlwollen oder Angriffe gegen eine auf Kredit angewiesene Unternehmung dieser fühlbar machen konnten. Faule Gründungen zumal und schwer unterzubringende Anleihen bezahlten daher solche Zeitungen, die sich dafür zugänglich zeigten, um Helfershelfer in ihnen zu haben, oder damit sie wenigstens nicht ungünstig schrieben. Bei Erwähnung der Schwindelgründungen haben wir diese Machenschaften schon gestreift und bei Zang sie zur Charakteristik der Vermehrung seines Reichtums angeführt. Hier sei noch nach Eduard Warrens Angaben in seinen Angriffen auf Zang 1857 ein Beispiel dafür mitgeteilt. Als die Pariser Weltausstellung von 1855 vorbereitet wurde, hatten sich zahlreiche österreichische Industrielle zur Beteiligung an derselben gerüstet. August Zang, Eigentümer der „Presse“, wendete sich nun an die bedeutenderen derselben und erklärte ihnen, er werde einen Berichterstatter nach Paris senden, der ihren ausgestellten Fabrikaten die gebührende Anerkennung spende; doch sei es nötig, daß sie sich in vorhinein verpflichteten, für diese Würdigung eine Zahlung zu leisten, bei der die Länge der Artikel, ihre Zeilenzahl, als Maßstab dienen

möchte. Ein Teil der Industriellen nahm diesen Handel an und kaufte von Zang das Lob ihrer Geschäfte und Waren, wie es dann in der „Presse“ zur Veröffentlichung kam.

In der Gründerzeit stand in Paris und Wien namentlich die Börsenjobberei von Redakteuren und Zeitung-Besitzern wie Schreibern in höchster Blüte. Große Journale und ein schnell entstandenes Preßpiratentum suchten sich dadurch zu bereichern. In der „Österreichischen finanziellen Revue“ von 1872 wurde dargestellt, was die schwindelhafte Türkenlose-Anleihe der Anglo-Bank an Bestechungen gekostet hat und wie die Presse in Wien dafür öffentliche Meinung machte. Nicht weniger als 73 Zeitungen daselbst, jeder Richtung und Schattierung, die alle namentlich bezeichnet sind, hatten Schweiggelder oder Summen für Reklameartikel entgegengenommen, die von 32000 Gulden herunter bis zu achthundert gingen. Der Besitzer des „Wiener Fremdenblatt“, Gustav Heine, ein Bruder des Dichters Heinrich Heine, wurde in jener Zeit ein Millionär.*)

Schweiggelder und Zahlungen für redaktionelle Reklamen, sogenannte „Trinkgelder“ oder „pots de vin“, die von gewissen Instituten, Banken, Aktiengesellschaften an die Presse gezahlt wurden, bildeten bei einem Teil derselben ein stehendes Einnahmebudget und dürfen als eine trübe Quelle modernen Reichtums, zu dem manche Besitzer oder Redakteure solcher zugänglichen Zeitungen gelangten, nicht unerwähnt bleiben. Die Gesellschaft der „bains de mer et du cercle des étrangers“, d. h. der Spielbank von Monaco, zahlt jährlich an die Presse 800000 Franks; ein Pariser Blatt bekommt 75000 Franks, mehrere andere beziehen 25000, die Provinzblätter je nach Bedeutung tausend bis zehntausend Franks. Man kann sich denken, wofür und weshalb. Auch einzelne Korrespondenten, darunter etliche Engländer, stehen auf dieser Reptilienliste; sie werden bezahlt nicht für das, was sie schreiben, sondern dafür, daß sie manches nicht schreiben, und vergnügen sich derart

*) Max Wirth, Quellen des Reicht. S. 280.

auf Kosten der Spielbank in Monaco. Für die Förderung des unglücklichen Panama-Kanalbaues und des Verkaufs der Aktien dafür an das Publikum bezahlte, wie die parlamentarische Untersuchung ergeben hat, die Direktion der Gesellschaft ganz unglaubliche Summen sowohl an Deputierte wie an die Presse. Der Pariser „Temps“ soll darnach nicht weniger als 1700000 Franks erhalten haben, eine amerikanische oder englische Zeitung gar in die Millionen Franks. Von der letzten Aktienausgabe der Gesellschaft, die achthundert Millionen betrug, sollen deren 42 (nach anderen Angaben 88) für Ankündigungskosten, „Trinkgelder“ und Reklamen verausgabt worden sein.

In feinerer Art die Stimme und Macht der Presse zu gewinnen, dazu bot das kostspielige Inserat, das man einzelnen Zeitungen zuwandte, ein gebräuchliches Mittel, seitdem das Inseratenwesen sich zu einer mehr oder minder ergiebigen Einnahmequelle für dieselben geartet hatte. Es war dabei nicht immer bedingt, daß die Zeitungen in ihrem Textteil eine entsprechende Gegenleistung gewährten, und die von strengen Grundsätzen, deren doch die Mehrzahl war, ließen sich auch garnicht dadurch in ihren Mitteilungen und Urteilen beeinflussen. Sie lehnten alle Verantwortlichkeit für den Inhalt des bezahlten Anzeigenteils der Zeitung ab.

Aber seit 1848 ist dieser Teil der Zeitung allgemein zu so bedeutender gewerblicher Entwicklung gelangt, daß bei ihm wohl des Näheren verweilt werden muß. Denn nicht allein ist er den Zeitungen oft der Grund ihres Vermögens gewesen, hat sie reich gemacht, oder ihre Existenz wenigstens gesichert; sondern er wurde auch das Mittel für viele zur Gewinnung einer Existenz, eines guten Geschäfts, selbst eines großen Reichtums, und hat ferner einer neuen Industrie das Leben gegeben, die Millionen erwirbt und zahlreiche Menschen lohnend beschäftigt.

Jemehr die Zeitung Bedürfnis auch für den kleinen Mann wurde, jemehr sie sich aus dem Gesellschafter der Gelehrten und Hochgebildeten in einen Hausfreund und Genossen der Familie

umwandelte, destomehr wurde sie auch zum Mittel der Bekanntmachung von allerhand gewerblichen Dingen, von Erfindungen und von privaten Unternehmungen, die nach einem öffentlichen Interesse begehrten, um sich nutzbar zu machen. Zuerst nur dem Angebot und der Nachfrage in kleineren Bezirken entsprechend, wurde die Anzeige in den Zeitungen mit der sich mehrenden Ausbreitung derselben bis zu internationaler Bedeutung auch von erhöhter Tragweite. Sie trat als bloße Ankündigung auf, oder in lobpreisender Empfehlung, in marktschreierischer Weise und in Aufsehen erregender Art der Veröffentlichung, und hieß besonders in dieser Fassung Reklame. Ein so modern denkender und dadurch Millionär gewordener Mann wie Vanderbilt sagte: „Wie kann die Welt wissen, daß jemand etwas Gutes zu verkaufen hat, wenn er den Besitz desselben nicht anzeigt?“ Ein Zeitungsmann wie Horace Greeley erklärte: „Es ist Thorheit, von den Kosten des Inserierens zu reden. Alle anderen Geschäftsunkosten sind ohne alle sich rechtfertigenden Beweggründe aufgewendet, wenn jene wesentliche Grundlage des Geschäfts, die Kundmachung, vernachlässigt oder schlecht besorgt wird.“

Die Praxis that das Hauptsächlichste, um die Reklame namentlich, die unter vielen Kosten sich wiederholende, ja stehend in der Zeitung zu findende, als Mittel des Erwerbs und mehr oder minder großen Gewinns in immer schwunghaftere Aufnahme zu bringen. Es geschah dies zunächst in England, dann in Amerika, wo ja überhaupt das Inseratwesen zu fabelhaft schneller und großer Bedeutung kam. Nochmals auf die „Times“ zu verweisen, so rechnete man ihnen z. B. im Jahre 1875 eine Einnahme aus den Ankündigungen von elf Millionen Mark nach. Der „New-York Herald“ bringt meist zweihundert Spalten Inserate in einer Nummer; im Jahre 1878 sollen im Staate New-York zwanzig Millionen Mark für private Zeitungsanzeigen ausgegeben worden sein, und heut rechnet man das Dreifache*).

*) Vergl. J. H. Wehle, Die Reklame, Wien und Pest.

Was einzelne in Kosten für Reklamen aufwenden, ist erstaunlich; aber sie würden es sicherlich nicht thun und fortsetzen, wenn es sich nicht entsprechend lohnte. Jener Apotheker Brandreth, der 1837 den „New-York Herald“ Gordon Bennetts mit seinen stehenden Reklamen auf die Beine brachte, hatte ein erstes Beispiel gegeben, das bald massenhaft nachgeahmt wurde, weil er sein Glück mit den angepriesenen Pillen machte. Der in den fünfziger Jahren „arbeitende“ Pillenprofessor Holloway in London, der jährlich mehr als 600000 Mark verbrauchte, um sich mit dem Inserat populär zu machen, daß es von den Eskimos bis zu den Chinesen keinen Ort gebe, aus dem ihm nicht täglich Briefe und Zeugnisse über die Vortrefflichkeit seines Apothekerfabrikats zugingen, wurde damit auch ein Millionär. Madame Tussaud in London zahlte nur für das Privileg, ihr Wachsfigurenkabinett auf der Außenseite der Omnibusse zu annoncieren, zwölfhundert Mark monatlich. Tausende gab schon der Berliner Arzt Strahl in den fünfziger Jahren für die Zeitungsankündigungen seiner Pillen gegen „habituelle Leibesverstopfung“ aus, Hunderttausende Johann Hoff dann für sein Malzbier, und der englische Doktor für sein Kindernahrmehl Arrow-rout, um damit reich zu werden. Der Beispiele aller Art in solchen durch ewige Wiederholung wirkenden Reklamen für Kakao, Chokolade, Haarbalsam, Magentinkturen, Hühneraugenmittel, für tausend andere Dinge, sind ja zahllose, und es muß die Erfahrung bestätigt haben, was ein Held der Reklame behauptet hat, daß die Ankündigungen nur dann erfolglos bleiben, wenn sie spärlich und zaghaft erlassen werden.

Dies sagte Phineas Taylor Barnum, ein in seiner Art einziger Mann, der in „Humbug“ spekulierte und dafür ungeheure Summen in Zeitungsreklamen verbrauchte. Er war in Connecticut, zu Bridgeport, im Jahre 1810 geboren. In New-York errichtete er ein Museum und gab Schaustellungen, die er durch Originellität und Lärmschlagen in der Presse berühmt machte. Mit dem Gesang der berühmten Jenny Lind, die er unter glänzenden Bedingungen

1850 zu einem Gastspiel gewann, erwarb er sich zuerst ein großes Vermögen. Dann trat er als Mäßigkeitsapostel auf und mit öffentlichen Vorlesungen über die Kunst, reich zu werden. Der Humbug war ihm die Kunst, in der er sich auf eine so vielseitige Weise bethätigte, daß er als König desselben mit Recht gepriesen werden konnte. Unerschöpflich in seinen Mitteln, die Schaulust der großen Menge zu erregen und dadurch Geld zu verdienen, gab er dem Schaubudengeschäft einen Charakter im großen, sogar kulturgeschichtlichen Stil, hielt den größten Zirkus und trieb überhaupt alle seine Unternehmungen ins amerikanisch Großartige. „Der Weg zum Reichtum," war auch sein Wort, „geht durch die Druckerschwärze. Mache dein Unternehmen bekannt, stelle dein Licht nicht unter den Scheffel." Und er bewies, daß er recht hatte. Die Reklame trug ihm Millionen ein. Trotz großer Verluste, die er öfter erlitten, hinterließ er bei seinem Tode im 81. Jahre noch fünf Millionen Dollars, von denen er verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten und allen seinen Bediensteten reiche Schenkungen vermachte. Er schrieb selbst seine Lebensbeschreibung unter dem Titel: „Humbugs of the world".

Dieser wachsende Aufschwung des Ankündigungsbetriebs in der Presse regte zu besonderen Geschäften an, die zwischen Publikum und den Zeitungen die Vermittlung übernahmen. Es entstanden die Annoncen-Expeditionen, die Hand in Hand mit der Erleichterung des Verkehrs für das Publikum ihm in bezug auf Inserate für die Zeitungen Rat erteilten, wo und wie es am wirksamsten seinen Zweck erreichen könne. Sie erleichterten bei merklicher Kostenersparnis die Veröffentlichung von Anzeigen in verschiedenen, auch auswärtigen Blättern, da sie für die Inserenten ein Zentralbüreau bildeten, das mit allerhand Zeitungen im In- und Auslande sich Verbindungen als Kommissionär verschaffte, bei größeren Aufträgen außerdem bedeutende Rabattvergünstigungen gewähren konnte, die aus denen der von ihm bedienten Zeitungen abgegeben wurden.

Zu einem außerordentlichen Erfolge in Deutschland brachte

es auf diesem noch nicht ausgebeuteten Gewerbsgebiet Rudolf Mosse, der 1843 als der Sohn eines kindergesegneten Arztes in Graetz, Provinz Posen, geboren wurde. Er lernte Buchhändler, war als Gehilfe in verschiedenen Berliner Buchhandlungen thätig, so auch in der des „Kladderadatsch", und dann in einer Zeitungsverwaltung zu Leipzig. Hier wurde er zu der Idee eines Annoncengeschäfts größeren Stils angeregt und setzte sie 1867 in Berlin ins Werk.

Die große Rührigkeit und Umsicht, die Mosse in seinem jungen Geschäft entwickelte, trug reiche Früchte. Es stand bald mit etwa dreitausend verschiedenen Zeitungen in Verbindung und der Rabatt, den er von ihnen verlangte, betrug zwischen zehn und fünfundzwanzig Prozent. Auch schloß er mit einzelnen Wochenschriften feste Verträge als Pächter ihres Inseratenteils, zunächst mit dem Verleger des „Kladderadatsch", der dadurch eine viel bedeutendere Einnahme aus dem Inseratenteil seines Blattes gesichert erhielt, als sie vorher sich ergeben hatte. Mosse selbst fuhr nicht minder gut bei dem Geschäft durch die Geschicklichkeit, mit der er den Veröffentlichungswert von Anzeigen in dem weltverbreiteten Witzblatt zu nützen verstand und es zu einem der besten, wirkungsvollsten Inseratenmittel machte. Dann trat er in ein gleiches Verhältnis zu den vielgelesenen „Fliegenden Blättern" in München, denen er eine besondere Inseratenbeilage gab, die in ihrem gewerblichen Erfolge für ihn seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Andere Zeitschriften folgten, und in Verbindung mit der Ausdehnung des Geschäfts durch eine bedeutende Anzahl von Zweigbüreaus in den größeren deutschen Städten und der Menge der bei ihnen einlaufenden und von ihnen versandten Inserate erhob es sich zum ersten Range auf seinem Gebiete. Der Umsatz in Annoncen bezifferte sich im Jahre 1891 auf ca. 7½ Millionen Mark, die Handlungsunkosten betrugen 700000 Mark, wovon allein für Porto 115000 Mark entfielen.

Die Reklame setzte Mosse für sein eigenes den Anzeigen und Reklamen dienendes Unternehmen selbst aufs nachhaltigste ins

Werk und machte es dadurch weltbekannt. Seit 1871 verband er damit noch eine Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften, unter denen das „Berliner Tageblatt“ schnell zur gelesensten Zeitung in der Reichshauptstadt wurde; im Jahre 1889 gründete er noch die mehr für die Provinz berechnete „Berliner Morgenzeitung“, die ebenfalls dahin zu außerordentlicher Verbreitung gelangte. So wurde aus dem Unternehmer einer Annoncen-Expedition, mit der er ungehobene Schätze sich zu eigen machte, der größte, vielseitigste Zeitungverleger in Deutschland. Ein palastartiger und künstlerisch ausgeschmückter Bau in Berlin, in dem er seine Wohnung nahm, zeugte von dem großen Vermögen, das er in verhältnismäßig kurzer Zeit sich erworben hatte. Gelegentlich des 25jährigen Jubiläums des Geschäfts stiftete er mit seinem Bruder Emil, der Mitinhaber der Firma ist, für die Angestellten desselben eine Unterstützungskasse mit dem Fonds von 100000 Mark. Rudolf Mosse selbst errichtete außerdem in seiner Vaterstadt Graetz ein Krankenhaus und stattete es aus. Unter anderen seiner wohlthätigen Stiftungen sei noch die einer Waisen- und Pflegeanstalt für hundert Kinder beider Geschlechter und jeden Glaubensbekenntnisses erwähnt, deren dauernden Unterhalt er sicherte.

* * *

Die Presse hat unter der Entwicklung der neueren geschäftlichen und Verkehrsverhältnisse eine Umwandlung als Mittel zum Erwerb von Reichtum erhalten, der in der früheren Zeit unbekannt war. Es wäre in unserem Versuch einer Geschichtsdarstellung des modernen Reichtums und seiner Charakteristik in vielfältigen Beispielen eine Lücke, würde daraufhin nicht auch die litterarische und künstlerische Arbeit der Zeit angesehen werden. Daß sie früher in vereinzelten Fällen viel Geld einbrachte, ist ohne Zweifel; von Interesse für unseren Zweck ist es umsomehr, solche Fälle unter den neueren Verhältnissen nach dem Maßstab derselben aufzufassen.

Englische Beispiele in dieser Beziehung zeigen sich in erster Reihe durch die größere Kauflust und Liebhaberei der

nationalstolzen Engländer für Bücher und zumal solche schönwissenschaftlichen Charakters und ihres Geistes. Ein feines Haus in England entbehrt auch nicht einer oft sehr kostbaren Bibliothek, und die Romane berühmter oder beliebter Dichter finden schnell und massenhaft ihre Verbreitung im Publikum. Ihr Vertrieb durch die Presse, die Anzeige und Reklame, wird gemeinhin vom Tag ihrer Ausgabe durch den Buchhändler vier, fünf, sechs Wochen lang ununterbrochen geschürt. Dann verschwinden die meisten dieser Reklamen, um solchen für neue Erscheinungen des Verlags Platz zu machen, und nur diejenigen, die inzwischen neue Auflagen erlebt haben, werden weiter zur Anzeige mit der Angabe ihrer schon verkauften Exemplare gebracht. Die große Buchhandlung von Murray in London pflegt derart nur die Thatsachen reden zu lassen, indem z. B. unter der Ankündigung von „Livingstones Reisen in Afrika“ (es sind Anführungen von vor dreißig Jahren) in ganz kleiner Schrift steht, daß von ihnen 36000 Exemplare abgesetzt wurden, von „Layards Entdeckungen in Ninive“ 30000 Exemplare, von „George Stephensons Leben“ 20000.

Kein Schriftsteller hat mit seinen Romanen wohl je soviel Geld verdient, wie Walter Scott. Der große Erfolg seiner ersten Dichtungen setzte ihn schon, nachdem er als dreißigjähriger Mann, in der Stellung eines gut bezahlten Clerk am Edinburger Gerichtshof, damit aufzutreten begonnen, 1811 in den Stand, ein Gütchen am Ufer des Tweed nahe bei Melrose zu kaufen. Er gab ihm den Namen Abbotsford und vergrößerte es durch neue Ankäufe, verschönerte es durch neue Gebäude und Anlagen und verwendete darauf im ganzen eine Summe von 60000 Pfd. Sterl. = 1200000 Mark. Er wollte seiner Familie ein schönes Besitztum hinterlassen. Dann erst, seit 1814, trat er mit Romanen auf; anonym mit dem ersten: „Waverley“, nach dessen großem Erfolge fernerhin immer unter der Angabe „vom Verfasser des Waverley“. Als er sich dem Alter zu nähern begann, als ihn alle Welt nach dem ungeheuren Absatz seiner Romane für einen steinreichen Mann hielt, traf ihn der harte Schlag, daß 1826 sein Verleger Ballantyne, dessen

Geschäftsteilhaber er geworden war, bankerott machte und er dadurch für seinen Teil in eine Schuldenlast von 117000 Pfd. Sterl. = 2340000 Mark geriet. Doch es drückte seinen Mut nicht nieder; so fest konnte er als ein Lieblingschriftsteller seines Volkes, dessen Romane in Übersetzungen aller Kultursprachen ausgebeutet und im Auslande in ihrer Manier nachgeahmt wurden, seiner Feder als Instrument des Erwerbs vertrauen. Er widmete sich nun mit verdoppeltem Eifer der Schriftstellerei; er mußte jetzt schreiben, um viel Geld zu verdienen, mit dem er um der Ehre seines Namens willen die Schulden abzutragen vermochte. In der That verdiente er binnen vier Jahren schon soviel, um damit den größten Teil der Schuld zu decken. Sie war 1830 schon auf 40000 Pfd. Sterl. = 800000 Mark zusammengeschmolzen. Doch nun erkrankte er und starb 1832. Das dankbare Schottland eröffnete aber nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu wahren, sondern errichtete ihm auch ein Denkmal, das schönste, das bisher einem Dichter errichtet worden war.

Romanschriftsteller wie Charles Dickens und Thackeray erwarben sich große Vermögen mit ihren Werken; Wilkie Collins erhielt für jeden Band 7—8000 Pfd. Sterl. = 140—160000 Mark, vordem und anderswo ein ganz unerhörter Preis. Ein einziger Roman konnte seinen Verfasser reich machen, wie neuerdings „Lyndall“ von Ralph Iron, der seit 1890 zahlreiche Auflagen erlebte. Von Alfred Tennyson, dem 1892 verstorbenen englischen poeta laureatus oder Kronpoeten, berichtete im „Bookman“ sein früherer Verleger Strahan, daß er mit ihm einen fünfjährigen Vertrag abgeschlossen hatte, kraft dessen der Buchhändler 5000 Pfd. Sterl. = 100000 Mark an den Dichter jährlich nur dafür zahlte, seine bereits erschienenen Gedichte weiter zu vertreiben und alle neuen Werke desselben während dieses Zeitraums gegen eine Gebühr von zehn Prozent zu veröffentlichen. In dieser Frist erschienen nur zwei solcher neuen Dichtungen. Trotzdem machte der Verlag ein gutes Geschäft. Vom „heiligen Graal“, dem einen dieser Gedichte, wurden schnell vierzigtausend

Exemplare zum Ladenpreis von $7\frac{1}{2}$ Shilling abgesetzt, sodaß Tennyson außer jenen fünftausend Pfund Sterling aus diesem Büchelchen bei einem Bezug von etwa drei Mark für jedes weitere sechstausend Pfund Sterling = 120000 Mark Gewinn zog. Von seinen späteren Verlegern erhielt er die feste Summe von viertausend Pfund Sterling (80000 Mark) jährlich für das fortgesetzte Verlagsrecht der früheren Werke. Das Dichten, setzte ein Korrespondent*) dieser Mitteilung hinzu, mag noch immer kein gutes Geschäft sein. Aber in England haben sich doch jedenfalls auch in dieser Beziehung die Zeiten geändert, wesentlich gebessert seit den Tagen, wo ein Milton sein „Verlorenes Paradies“ für hundert Mark weggab und ein Chatterton verhungerte.

Es sind ja natürlich immer die Glücklichen, die Erfolgreichen, deren es auf allen Gebieten der Arbeit, der Industrie, der Wissenschaft nur einige unter der großen Masse der Mitringenden giebt. Aber es gilt nachzuweisen, in welcher Geldsumme sich heut ihr Ruhm und Erfolg ausdrückt. Sehen wir auf die französischen Dichter und Schriftsteller solcher Art, so finden wir ihrer da in ansehnlicher Zahl, aus der wir einige herauswählen.

Adolphe Thiers, der Geschichtschreiber, hinterließ 26 Millionen Franks an seine Frau und Fräulein Dosne, seine Schwägerin, und stiftete eine kleine Akademie, zu deren Leitung er Jules Simon bestimmte, dem er dafür jährlich dreißigtausend Franks aussetzte. Ins Leben ist freilich diese Stiftung nicht getreten.

George Sand hatte nach ihrer Rechnung, wie in ihrem Briefwechsel**) 1864—70 zu lesen, sich um diese Zeit, also im Verlauf von einigen dreißig Jahren seit dem Erscheinen ihres ersten Romans „Indiana“ (1832), mit ihrer Feder etwa eine Million Franks verdient. Sie besaß das Schloß Nohant in Berri und lebte da in der Behaglichkeit einer Schloßfrau. Aber ein groß Vermögen besaß sie doch nicht, da sie viel in ihrer Güte

*) Frankf. Ztg. 1892, No. 316.

**) Correspondance vol. 5.

hergab. Für alle Fälle hatte sie nur zwanzigtausend Franks hinterlegt. „Ich möchte," schreibt sie als Sechzigjährige einmal, „nach einigen Jahren sterben, nachdem ich noch ganz nach meiner Neigung für mich allein und für einige Freunde gearbeitet hätte. Dazu müßte ich freilich einen Verleger haben, der mir zwanzigtausend Franks für alle meine Bedürfnisse gäbe. Ich weiß ihn nicht zu finden, und so werde ich sterben, indem ich noch meine Trauben presse. Ich tröste mich damit, daß ich mir sage, ich würde wohl nur noch schreiben, was nicht der Mühe wert wäre, geschrieben zu werden." Ihr Verleger, Calman Levy in Paris, zahlte ihr für jeden Band etwa sechstausend Franks vorweg und dann für neue Auflagen entsprechend. Mit der „Revue des deux mondes" hatte sie einen Vertrag, ihre neuesten Arbeiten dahin zu liefern. Sie wurden mit 660 Franks für den Bogen honoriert. Was ihre Theaterstücke, mit denen sie eifrig nach Erfolg strebte, ihr eintrugen, bildete außerdem ihre Einkünfte. Bei ihrem Fleiß waren dieselben fortlaufend doch sehr bedeutende.

Der alte Alexander Dumas hat durch seine Theaterstücke und Romane ganze Vermögen erworben, freilich ohne je ein solches im festen Besitz gehabt zu haben. Das Geld floß ihm zu und seine Tasche war doch leer. Größer als sein Talent, durch Vielschreiberei viel Geld zu verdienen, war das, es zu verschwenden und noch Schulden zu machen. Von dem Ertrag seines Romans „Monte Christo" erbaute er sich ein Schloß wunderlicher Art bei Paris, das er nach dem Roman nannte, und große Feste wurden da gehalten. Nach einiger Zeit der Herrlichkeit mußte es verkauft werden. Er starb arm, aber er war oft reich gewesen durch seine Arbeit.

Ähnlich Balzac, dessen Sittenromane eine Zeitlang den Markt beherrschten. Er träumte immer von fabelhaften Reichtümern und öfter schwelgte er auch wirklich in dem, der ihm zugefallen durch Honorare. In der üppigen Pracht seines Landhauses bei Paris stand er dann wieder, ohne einen Sou in der Tasche zu haben. Geldfieber beseelte auch seine Werke; in „la recherche

de l'Absolu" und in „Père Goriot" (1835) rast es durch Millionen; in dem erst nach seinem Tode aufgeführten Theaterstücke „Mercadet" ist der Held ein toller Börsenspekulant, wie sie die Wirklichkeit dann unter dem zweiten Kaiserreich in vielen Exemplaren aufwies.

Viktor Hugo wurde durch seinen Roman „les Misérables" ein Mann großen Vermögens. Er erhielt vierhunderttausend Franks dafür. Seitdem mehrte es sich durch seine nachfolgenden Romane. Jede Zeile, die er in seinen älteren Jahren schrieb, war Gold, und er hinterließ seinen Enkeln Millionen, mit denen sich noch der reiche Ertrag aus dem Nachlaß von ungedruckten Manuskripten vereinigte. Eugen Scribe genoß aus seinen vielen und beliebten Theaterstücken wie Operntexten fürstliche Einnahmen. Der junge Alexander Dumas machte sein Glück durch die Dramatisierung seines Romans „le demi-monde" und mehrte sein Vermögen durch die späteren Theaterstücke; auch wußte er klüger wie sein Vater damit hauszuhalten. Eine sehr wertvolle Gemäldegalerie in seinem Hause in Paris bezeugte seinen Reichtum, wie dies Haus selbst, das er einst um 120000 Franks in der Nähe des Park Monceaux erwarb und jüngst für 450000 Franks verkaufte, um sich auf sein Landgut bei Marly zurückzuziehen.

Sei noch Emil Zolas gedacht, dessen Romane seit 1878 in Mode kamen und als die gelesensten und am meisten verkauften von französischen Autoren bezeichnet werden können. Für die ersten Erzählungen erhielt er 25 Centimes für die Zeile, für den ersten durchschlagenden Roman „l'assommoir" in Buchausgabe 18800 Franks, für „Nana" 20000 Franks, für den „pot-bouille" 30000 Franks, für „l'obstacle" 20000 — der Roman wurde in 120000 Exemplaren verkauft —, für „le Docteur Pascal" 30000 Franks. Mit dem Buchhändler Charpentier in Paris hatte er vor seinem großen Erfolge einen Vertrag abgeschlossen, wonach ihm dieser monatlich fünfhundert Franks für neunzehn Bände Romane zahlte, die er ihm binnen zehn Jahren lieferte und als

freies Eigentum überließ. Ein anderer Vertrag mit Charpentier bestimmte als Honorar für Zola 60 Centimes von jedem verkauften Band. Achtzehn Bände der Rougon-Macquart-Serie, die zusammen 1338000 Franks im Verkauf einbrachten, ergaben für den Autor 800000 Franks Honorar. Dazu hatte er noch jährlich 16—20000 Franks Einnahme aus dem verkauften Übersetzungsrecht. „Le débacle" wurde mit 25000 Franks honoriert. Alles zusammen mit den Tantiemen von einigen seiner dramatisierten Romane, zumal des „l'assommoir", und den Honoraren für Zeitungsaufsätze und Kritiken berechnete der „Figaro" einmal mit etwa anderthalb Millionen in einer Arbeitszeit von zwanzig Jahren. Das wäre jährlich ein Verdienst von rund 75000 Franks gewesen, und da Zola in seinem Landhause sparsam lebt, so ist die Ansammlung eines artigen Vermögens anzunehmen.

Die deutschen Verhältnisse sind für die Romandichter gegen die französischen und englischen viel ungünstigerer Art. Dennoch sind auch unter ihnen Erfolge von Vermögenserwerb oder reichem Einkommen durch dichterische Arbeiten hervorzuheben, die in früherer Zeit, ja bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, nicht annähernd zu ermöglichen waren. Kein deutscher Dichter wird je für seine einzelnen Werke solche Honorare erhalten haben, wie Viktor Scheffel. Mit seiner fertigen Feder erwarb sich Hackländer eine große Einnahme jährlich und sparte daraus auch ein Vermögen. Spielhagen mit seinen Romanen, zumal durch deren Vorabdruck in den Zeitungfeuilletons oder in Zeitschriften, Gustav Freytag mit seinen Schriften, Georg Ebers mit seinen Romanen dürfen sich bedeutender Einnahmen rühmen. Die Glücklichen in neueren dramatischen Werken sind oft auf einen Schlag zu einem Vermögen gelangt, das in der Zeit vor der Tantième ein Benedix, ein Holtei, ein Töpfer, der bettelarm starb, mit allen ihren vielen Theatererfolgen während ihres ganzen Lebens nicht erwerben konnten. Ein kluger Mann wie Heinrich Laube erzielte hauptsächlich mit seinen dramatischen Werken seinen ansehnlichen Reichtum. Die Kassenerfolge seiner Berliner Possen versetzten David Kalisch

unter die vermöglichsten Schriftsteller, ließen Gustav von Moser mit seinen Stücken große Summen zukommen, verhalfen Adolf L'Arronge und später Oskar Blumenthal in den Stand, sich jeder zum Besitzer und Direktor eines großen Berliner Theaters zu machen.

Das Meiste offenbar trug zu solchen Ergebnissen auf einem in Deutschland sonst wenig ergiebigen Gebiet der äußere Aufschwung des Theaterwesens in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts und die an den größeren Bühnen eingeführte Tantième als Honorarzahlung für die Autoren bei. Die Schaulust und Begierde des städtischen Publikums nach öffentlichen Unterhaltungen mehrten sich mit dem sich ausbreitenden Wohlstande; der Besuch des Theaters, sonst eine Ausnahme in bürgerlichen Familien, wurde für sie etwas Gewöhnliches. Infolge davon mehrten sich auch in den großen Hauptstädten die Bühnen, und die privaten wetteiferten miteinander, durch neue Reizmittel, neue Theaterstücke, Glück beim Publikum zu machen. Es bildeten sich bei ihnen „Spezialitäten" aus, für die Posse, das Volksstück, das französische Salondrama. Mit einem durchschlagenden Erfolg einer Novität an den beliebten oder angesehenen Bühnen schnellte auch der Kaufwert einer solchen in die Höhe und die Agenten flogen herbei, den sicheren Gewinn versprechenden Vertrieb derselben zu besorgen. So floß das Gold in die Tasche des glücklichen Autors, wenn er seine Verkaufsrechte nicht der Agentenspekulation zum Opfer brachte oder aus Geldbedürfnis bringen mußte. Die Theater ihrerseits erhielten durch die anhaltende Zugkraft eines solchen, von ihnen erworbenen Kassenstücks fortgesetzt große Einnahmen. Bald gab es auch reiche Theaterdirektoren, die in früherer Zeit für weiße Raben gegolten hätten.

Einer der glücklichsten unter ihnen war Franz Wallner, ein österreichischer Schauspieler, der 1860 nach Berlin kam und in einem alten, bescheidenen Theaterbau in der Blumenstraße, der „grünen Nenne", seine Vorstellungen als Direktor eröffnete; seine Geldmittel waren sehr gering; aber er fand das rechte Geschick,

teils durch die Wahl der Stücke, teils durch das Zusammenspiel seines Personals die Gunst des feinbürgerlichen Publikums zu gewinnen und sich zu erhalten. Bald war sein Theater volkstümlich und von unverwüstlicher Zugkraft. Dafür sorgte David Kalisch mit seinen neuen Possen, die alle Treffer waren und die ergötzlichsten Bilder aus dem Berliner Volksleben vorführten, und ein so vorzüglich eingeschultes Personal von originellen Komikern, wie Helmerding, Reusche, Neumann, und als weibliches Mitglied Anna Schramm. Wallner konnte sich bald ein schönes großes Theater erbauen, in dem ihm der Erfolg auch treu verblieb. Er verpachtete es später und lebte auf Reisen oder in seiner Villa zu Graz. Als Erbgut für seine Familie trug es derselben durch seine Pacht eine hohe Rente ein; noch neuerdings wurden jährlich 79000 Mark bezahlt.

Zu Anführung des Schriftstellers David Kalisch ist auch einer Preßgründung hier zu gedenken, an der er einen Hauptanteil hatte und die zu einem außerordentlichen Erfolg gelangen sollte. Es ist der „Kladderadatsch", und damit betreten wir noch das besondere Gebiet der modernen Zeitschriften-Litteratur, um in Beziehung auf ihre Eigenschaft, Reichtum zu verschaffen, da einen Umblick zu thun, der durch uns näher liegende deutsche Verhältnisse begrenzt sein mag.

Die interessante, doch wenig des Näheren gekannte Geschichte des berühmten Berliner Witzblattes fängt eigentlich schon in den Jahren 1845 und 1846 an. Damals gab es eine lustige Kneipgesellschaft, die sich das „Rütli" nannte, und mit dem beißenden vormärzlichen politischen Witz eine eigene Zeitschrift unter gleichem Namen ausstattete, die nicht öffentlich erschien. Eduard Dohm, damals Theologe, Rudolf Löwenstein, damals Philologe und Kinderliederdichter, gaben dazu Beiträge; der junge Maler Scholz die Karikaturen in Zeichnungen. Der Stamm dieser Gesellschaft übersiedelte dann in die Weinhandlung von Hippel, wo ihr auch der kleine zierliche Kalisch, früher in einem französischen Baugeschäft und dann litterarisch in Berlin thätig, zutrat, und ebenso

Albert Hofmann, ein junger Buchhändler, beide von schlagfertigem Humor. Am 6. Mai 1848 erschien aus diesem Kreise eine erste Nummer des im Übermut „Kladderadatsch" getauften Blattes, wie einst die „Rütli-Zeitung" von den jungen Witzbolden teilweis beim Wein verfaßt, und wurde als fliegendes Blatt zu den zahllosen anderen solcher Art in jenen Tagen auf die Straße geschickt und da in Einzelexemplaren zu anderthalb Groschen verkauft. Der Erfolg war so ermunternd, daß Kalisch die nächste Nummer allein schrieb und damit das Unternehmen in den Charakter einer regelmäßig erscheinenden Wochenzeitung überleitete, die „täglich erschien mit Ausnahme der Wochentage". Für die Herstellung derselben vereinigten sich nun Kalisch, Dohm, Löwenstein, übrigens alle drei mit einander vervettert, und Scholz als „Gelehrte des Kladderadatsch", und Hofmann übernahm den Verlag.

Die Sache ging vortrefflich, bis General Wrangel im Herbst mit seinen Soldaten in Berlin einrückte und den Belagerungszustand erklärte. Alle revolutionären und der Regierung mißliebigen Blätter, auch der „Kladderadatsch", wurden verboten oder ihnen der Postversand von Berlin aus entzogen. Löwenstein und Dohm wurden aus der Hauptstadt verwiesen. Nun schrieben sie von auswärts für das Blatt weiter; Kalisch hatte in Berlin bleiben können. Zu Freienwalde, wohin Dohm gegangen und wo er früher als Probeprediger in der Kirche aufgetreten war, wurde es unter seiner Aufsicht und Redaktion gedruckt und darauf nach Berlin eingeschmuggelt. Es kam so in sechstausend Exemplaren in die Hände des Publikums, dem es ein pikantes Lieblingsblatt bis in gelehrte Kreise geworden. Die Schmuggel-Auflage wuchs bis auf zehn-, bis auf zwanzigtausend Exemplare. Das Geschäft bei dem Abonnementspreis von 17½ Sgr. war glänzend. Endlich hob die Behörde auch die Maßregeln gegen das Blatt auf, da der König Friedrich Wilhelm IV. es wünschte, der es selber las und besonderes Gefallen an dem kecken, sinnvollen und drastischen oppositionellen Humor im Text wie in den Illustrationen hatte. Seitdem ist der „Kladderadatsch" das politisch-satirische

Weltblatt geworden und geblieben, dessen Auflage von Jahr zu Jahr stieg. Der Buchhändler wurde ein reicher Mann und vergrößerte geschickt sein Geschäft, und auch die Gelehrten des „Kladderadatsch", zumal in späterer Zeit, bezogen aus dessen Ertrag höchst ansehnliche Einnahmen.

Im Jahre 1853 begründete der Buchhändler Ernst Keil in Leipzig eine illustrierte Wochenschrift „Die Gartenlaube". Sie zeichnete sich vorweg bei billigem Preise durch die Beiträge novellistischer, geschichtlicher und populär-wissenschaftlicher Art von tüchtigen und stehenden Mitarbeitern aus, ferner durch ihre guten deutschen Holzschnitt-Illustrationen, und durch eine mannhafte freisinnige und nationale Tendenz, die in der Zeit der ärgsten preußischen Reaktion in der allgemeinen Gesinnung im deutschen Bürgertum ihr Echo fand. Dadurch vor Allem nahm sie sogleich einen großen Aufschwung, und bald stand sie als die gewissermaßen in den Bürgerkreisen einflußreichste Unterhaltungs-Zeitschrift da. Die rührige Geschicklichkeit, mit der Keil auf sein Ziel trotz aller Fährlichkeiten hielt, verschaffte dem Blatt immer neuen Reiz, und sein Leserkreis wuchs in einem nicht nur für Deutschland unerhörten Maße. Es gewann hunderttausend, zweihundert-, dreihunderttausend Abonnenten, ja schließlich in Mitte der siebziger Jahre ihrer bis zu 390000 — auf dem Gebiet der Zeitschriftenlitteratur einer der großartigsten Erfolge. Es machte Keil zu einem Krösus. Nach seinem Tode 1878 ging die „Gartenlaube" stark zurück; in anderem Verlage dann hob sich ihr Leserkreis wieder, so daß sie noch immer an der Spitze der deutschen Familienblätter steht.

Das deutsche Verlagsgeschäft, durch einen solchen Erfolg angefeuert, suchte mit ähnlichen Unternehmungen zu ähnlichem Glück zu gelangen. Es fehlte im Sinne der seit 1848 so außerordentlich veränderten Geschmacksansprüche des lesenden und viel lesebegieriger gewordenen Publikums an Unterhaltungsblättern. Zumal war die Holzschnitt-Illustration sehr beliebt geworden und begann eine bestimmende Wertbedeutung für ein Familienblatt zu erhalten. In Deutschland leistete original Hervorragendes hierin zwar die

„Illustrierte Zeitung" in Leipzig, die seit 1843 bestand; doch im allgemeinen war hier diese Kunst noch schwächlich vertreten und mit englischen oder französischen Illustrationen dieser Art vermochte sie nicht in Wettbetrieb zu treten. Englische und französische Familienblätter waren aber dadurch entschieden zu ihren teilweis sehr großen geschäftlichen Erfolgen gekommen. Dies veranlaßte deutsche Verlagsunternehmer sich namentlich mit den französischen illustrierten Zeitschriften in Verbindung zu setzen und Verträge mit ihnen um Überlassung ihrer Holzschnitte zur Benutzung für ihre Zwecke abzuschließen.

Einer der ersten, der dies that, war Eduard Hallberger in Stuttgart, der gleichsam das ganze Wochenblatt „le monde illustré" in Paris, eins der beliebtesten in Frankreich, aufpachtete und es seit 1853 in deutscher Ausgabe erscheinen ließ, mindestens in seinen Illustrationen, denen nur ein im deutschen Geschmack gehaltener Text beigefügt wurde. Eduard Hallberger, der sich auf eigene Füße stellen und große Erfolge erringen wollte, ohne doch über viel Mittel verfügen zu können, arbeitete selbst Tag und Nacht, um mit seiner „Illustrierten Welt" sich Bahn zu brechen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm; aber er erkämpfte sich damit den festen Grund und Boden, auf dem er dann sein großes Verlagshaus und sein kapitalistisches Spekulationsgeschäft errichtete. Im Jahre 1858 begann er noch die große illustrirte Wochenschrift „Über Land und Meer", die zwar englische und französische Clichees zu Hilfe nahm, aber auch Holzschnitte aus einer eigenen, dafür angelegten Werkstatt gab. Nach Jahr und Tag hatte auch sie es zu großer Verbreitung gebracht und wurde in Verbindung mit der fortbestehenden „Illustrierten Welt" die Quelle des Reichtums für ihren Besitzer, der in seiner herrlichen Villa zu Tutzing am Starnberger See über Sommerzeit die Früchte seiner rastlosen Arbeit zu genießen pflegte. Seine ausgedehnten Geschäfte wurden bald nach seinem Tode in eine Aktiengesellschaft verwandelt, die Buchhandlung unter dem Namen „Deutsche Verlagsanstalt", die jahrelang glänzende Dividenden erzielte. Die

Fabriken allein hatten nach jüngster Angabe einen Wert von drei Millionen. Der letzte der zwei Brüder Hallberger, die Mitinhaber des Geschäfts waren, stiftete in seinem Testament hunderttausend Mark als Unterstützungsfonds für Angehörige desselben, zumal des Buchdrucker- und Buchbinderstandes; andere Legate existierten schon für einen allgemeinen Unterstützungfonds und für eine Hallbergersche Hausstiftung.

Als eines anderen besonders erfolgreichen deutschen Geschäfts in Familienblättern sei noch des Hermann Schönleinschen in Stuttgart gedacht. Es machte mit seinen ersten Unternehmungen gleich einen großen Schlag und brachte dann verschiedene illustrierte periodische Zeitschriften, ebenso eine fortlaufend in Buchform erscheinende Unterhaltungsbibliothek, die alle eine weite und große Verbreitung in der Masse des Lesepublikums fanden, für dessen Geschmack sie aufs sorgfältigste berechnet waren und gepflegt wurden. Nach zwanzigjähriger Thätigkeit zog sich Schönlein als Millionär ins Privatleben zurück; sein Geschäft ging um hohen Preis in die kapitalistische Verlagsfirma „Union“ der Gebrüder Kröner und W. Spemann über.

Denn auch im deutschen Verlagsgeschäft trat mehr und mehr der auf großen Erwerb gerichtete Zug der Zeit hervor, der zu kapitalistischen Vereinigungen und Unternehmungen führte. In den letzten Jahrzehnten suchte hier die Spekulation immer mehr schnelle und reiche geschäftliche Erfolge davonzutragen, indem sie mit großem Aufwand, zumal in trefflichen Illustrationen, Lieferungswerke herausgab, die einen Kaufreiz auf das elegante Publikum ausübten, das sich mit dem Prachtband den Buchtisch oder die Bücherständer in dem Salon schmückte und den Besuchern damit ein Album schöner und interessanter Bilder aller Art zum Durchblättern bieten konnte. Ein solches Absatzfeld, wo teure Buchwerke zum Preise von sechzig und hundert Mark ihre festen Abnehmer zunächst in Lieferungen zu vielen Tausenden von Exemplaren fanden (wie z. B. Dorés Bibel, Scherrs Germania) und damit ein Vermögen sicherten, hatte es früher nicht gegeben. Es hatte

sich erst durch den sich verbreitenden Reichtum und hiermit zusammenhängenden Luxussinn der modernen Gesellschaft eröffnen können.

* * *

Das Theater gewährte mehrfach den Künsten Gelegenheit und Möglichkeit, mit Ehrenerfolgen auch reichen Geldlohn davonzutragen. Auf diesem Boden ward darum außer dem dramatischen Dichter der Opernkomponist, der Sänger und die Sängerin, der Schauspieler und die Schauspielerin, der Balletänzer und noch mehr die Balletänzerin. Ein Mozart freilich blieb arm, ein Beethoven gewann keine Reichtümer mit seinen großartigen Musikwerken; aber die beliebten italienischen und französischen Opernkomponisten waren meist glücklicher. Spontini trug schon 1807 für die Partitur seiner „Vestalin“ den von der Kaiserin Josephine gestifteten Preis von hunderttausend Livres davon und bezog später als Generalmusikdirektor in Berlin ein glänzendes Einkommen. Rossini hinterließ 1858 ein Vermögen von ein paar Millionen aus dem Ertrag seiner Opern, so daß seine Witwe in ihrem Testament seiner Vaterstadt Pesaro eine Million für ein Waisenhaus daselbst, fast ebenso viel für andere wohlthätige Zwecke vermachen konnte. Auber genoß ein schönes Vermögen in Pariser Behaglichkeit. Nachdem Richard Wagner aus trüben Lebensverhältnissen sich zu seinen großartigen Erfolgen durchgerungen, boten ihm und dann seinen Erben die Honorare und Tantièmen für seine späteren Opern, die Aufführungen in Bayreuth nicht zu vergessen, eine fürstliche Einnahme. Seit 1883 erhielten die Erben allein von der Wiener Hofoper jährlich sieben- bis achttausend Gulden an Tantièmen für die Aufführung seiner Werke. Verdi nicht minder gewann glänzende Erträge aus seinen, alle Opernbühnen beherrschenden dramatischen Tonwerken.

Eine außerordentliche Erscheinung der neuesten Zeit in dieser Beziehung war der junge Italiener Pietro Mascagni mit seiner Oper „Cavalleria rusticana“, in Deutschland als „Sizilianische Bauernehre“ betitelt. Er war ein Kapellmeister bei wandernden Operntruppen in Italien und kam als solcher nach Cerignola, wo

er zufällig von einem Preisausschreiben des bekannten Mailänder Musikalienverlegers Soncogno für eine einaktige Oper hörte. In aller Eile fertigte man ihm ein Textbuch nach einer kleinen Novelle von G. Verga, nicht minder eilig stellte Mascagni die Komposition her, womit er dann den ersten Preis erhielt. Aber mehr hatte es zu bedeuten, daß die erste Aufführung seines Werkes im April 1890 in Mailand einen beispiellosen Erfolg hatte, der sich wie im Sturm über die Bühnen des Auslandes fortsetzte. Soncogno ließ sich hohe Preise für das Aufführungsrecht bezahlen, so daß man die Gesamtsumme dieser Einnahmen binnen zwei Jahren auf zwei Millionen schätzte. Dabei standen schon zwei neue Opern Mascagnis auf dem Plan: „Freund Fritz“ und „Die Rantzau“, die zwar nicht so begeisterte Aufnahmen überall finden sollten, wie die „Bauernehre“, aber doch auch einen reichen Gewinn versprachen. Ob der Löwenanteil davon dem Verleger zufiel, der große Reklamen für seinen Helden aufwandte, oder dieser ihn sich nach Gebühr zu sichern wußte, mag hier dahingestellt bleiben.

Die Operette wurde zumal für Jacques Offenbach außerordentlich ergiebig. Er gab ihr einen neuen, textlich wie musikalisch burlesken Charakter und hob damit ein 1855 in den Champs Elysées von ihm gegründetes Theater zu einem der besuchtesten von Paris. Von den fünfzig Operetten, die er bis zu seinem Tode 1880 komponierte, sind die meisten auch von vielen anderen Bühnen in aller Welt angekauft worden und in ihrem Spielplan manche noch bis jetzt stehend geblieben.

Die Honorare bedeutender musikalischer Konzertkünstler rufen im besondern den Vergleich mit solchen früherer Zeit auf, und damit charakterisiert sich die Veränderung der Verhältnisse in der für künstlerische Genüsse größeren Flüssigkeit des Vermögens der Gesellschaft schärfer. Die Preiswertung ausgezeichneter Leistungen stieg und diese selbst wurden in eine Gewinnbeteiligung an dem geschäftlichen Erfolg des Unternehmers gesetzt. Liszt verdiente als vergötterter Liebling des feinen Publikums ungeheure Summen. Als er das letzte Mal in London war, wo überhaupt für Konzerte

die höchsten Preise gezahlt wurden, waren ihm tausend Pfd. Sterl., also 20000 Mark, für ein einziges Spiel zu wenig und er lehnte es ab. Paganini, der weltberühmte Geigerkönig, zog sich nach seinen Fahrten durch die Hauptstädte Europas 1834 mit seinen Schätzen nach seinem Vaterlande zurück, konnte aber in seiner Villa Gajona in Parma unter langwieriger Krankheit nichts davon genießen. Schon 1840 starb er. Anton Rubinstein löste 1886 bei seinem letzten Spiel in London 508 Pfd. Sterl., über 10000 Mark. Der russische Komponist und Pianist Paderewski erhielt für sein zweimaliges Auftreten in der St. James Hall die Summe von 1015 Pfd. Sterl. = 20300 Mark, und der jugendliche Klaviervirtuose Joseph Hofmann für ein einmaliges dementsprechend fünfhundert Pfd. Sterl. Vor einem Jahrhundert war der Ertrag eines Konzerts, das Mozart in Cornhill in London gab, fünf Pfd. Sterl., hundert Mark.

Das reisende Virtuosentum berühmter Künstler und Künstlerinnen, als eine wesentlich moderne Erscheinung, raffte unter der Aufwendung der pomphaftesten Reklamen goldene Ernten auf dem Gebiet des Schau- und Lustspiels wie der Oper zusammen. Der Beispiele sind ja zahllose. Mit ihren Gastspielen trieb dies fahrende Künstlertum eine gewinnreiche Spekulation. Von Bühne zu Bühne ziehend, nahm es für jede seiner Vorstellungen oftmals Tausende ein. Von der Rachel und Ristori an bis zur Sarah Bernhardt, um nur diese zu nennen, ist dies Geschäft immer schwunghafter betrieben worden.

Sarah Bernhardt ist in ihrer Art als Heldin reklame- und gewerbmäßiger Ausnutzung ihrer Kunst ein Unikum. Sie war 1879 noch nicht zehn Jahre Mitglied des ersten französischen Theaters in Paris, als sie in London mit ihren Malereien und Skulpturen, die sie aus Liebhaberei und nicht ohne Talent betrieb, eine eigene Ausstellung veranstaltete, um sich, wie sie offen erklärte, durch den Verkauf dieser Werke Geld zu verschaffen. Denn wiewohl sie bei ihrem Theater jährlich an fünfzigtausend Franks bezog, so war sie durch einen tollen, launenhaften Luxus, durch

den das einst so arme Judenmädchen sich ebenfalls als eine gewaltige Genialität aufbauschen zu müssen meinte, in arge Schulden geraten. Damals, in London, trat der Versucher in Person eines amerikanischen Spekulanten an sie heran, der ihr folgenden Vertrag vorschlug: sie sollte sich verpflichten, während zweier Jahre der Gesellschaft desselben anzugehören, um ihm in einer bestimmt vorgezeichneten Weise ihre Talente als Schauspielerin, als Malerin und Bildhauerin zur Verfügung zu stellen. Dagegen wurden ihr der freie Lebensunterhalt in Hotels ersten Ranges, Equipage zur freien Verfügung, freie Reise und ein bares Einkommen von zwei Millionen Franks zugesichert.

Wieviel Reklame auch bei dieser ausgetrommelten Vertragsgeschichte mitgespielt haben mag, die Bernhardt brach damals jäh ihr Verhältnis zum Théatre français, wodurch sie einer Strafe von hunderttausend Franks verfiel, und ging nach Amerika, um da Geld zusammenzuraffen. Nach ihrer Rückkehr übernahm sie mit ihrem Bruder ein Boulevard-Theater in Paris und führte sich da in ihren Glanzrollen vor. Gastspielreisen nach Rußland, Wien, Amerika brachten ihr enorme Summen ein, die aber ebenso schnell wieder in die Lüfte gingen. Einmal in Luxemburg auf der Durchreise forderte man sie zu einem Auftreten mit ihrem mitgeführten Personal im Theater daselbst auf, was gar nicht in ihrem Plane gelegen. Sie that es und steckte nach der Vorstellung viertausend Franks in die Tasche.

Von niedrigerem Herkommen noch als Sarah Bernhardt ist die berühmte und unverwüstlich berückende Sängerin Adelina Patti. Ihre Mutter war eine Wäscherin, die der Maestro Barili auf seinem Wege in Italien fand und zur Sängerin ausbildete. Nach einer glücklichen Saison in Neapel, woselbst die Kunstnovize zweiundzwanzigmal die Norma gesungen, heiratete sie Barili und ging mit ihr zu einem Gastspiel nach Rio Janeiro. Hier lernte Signora Barili den Tenoristen Patti kennen. Der Sänger war schön, Barili häßlich, und eines Tages ließ die gefeierte Norma ihren Gatten und zwei Knaben, Todo und Pietro, im Stich, um

Patti nach Europa zu folgen. Barili versuchte vergebens das verlorene Schaf wieder an den heimischen Herd und zur Pflicht zurückzuführen, das treulose Weib blieb bei ihrem Patti und schenkte demselben seit 1840 drei Töchter: Carlotta, Adelina und Paulina, außerdem noch einen Sohn. Barili suchte seine Verzweiflung im Trunk zu stillen und ward darüber elend. Im Jahre 1847 starb er in Rom.

Nach dem Tode des Vaters besuchte Todo Barili, der älteste Sohn, seine gewissenlose Mutter. Diese empfing ihn mit den Worten: „Also Du bist Todo? O Gott, wie häßlich Du bist, ganz so wie Dein Vater!“ Aber Todo war ein ausgezeichneter Musiklehrer, und er unterrichtete vier Jahre lang seine Stiefgeschwister. Die Roheit der Mutter trieb ihn dann aus dem Hause derselben. Sie hatte ihre Tochter Carlotta die Treppe hinabgeworfen, wobei das arme Mädchen den Schenkel brach. Als alte Betschwester starb sie 1872 in Rom. Ihre Töchter Carlotta aber, trotz ihrem Gebrechen am Bein, und Adelina strahlten inzwischen als bewunderte Sterne am musikalischen Himmel, Carlotta als Konzertsängerin, Adelina als Primadonna. Sie verdienten beide große Summen im Sturmlauf, Adelina 1859 in Newyork, und seit 1864 in allen großen Städten Europas. Ein Marquis de Caux heiratete sie 1866, doch trennte sie sich nach zehn Jahren von ihm und lebte dann mit dem Sänger und Impressario Nicolini. Der Reichtum, den sie sich auf ihren immer sich wiederholenden Gastspielen an den ersten Bühnen wie auch an amerikanischen sammelte, war enorm. Sie war auch sparsam. Andererseits hörte man Züge aristokratischer Liebhabereien und Verschwendung, die wieder bewiesen, daß sie nicht wußte, was all mit ihrem erjungenen Gelde anfangen.

In Wales in England kaufte sie sich ein teures Schloßgut Craig-y-Nos. Um etwas besonderes da zu haben, kam sie auf den Gedanken der Aufstellung eines leuchtenden Springbrunnens. Der Pariser Elektriker Trouré mußte ihn ihr bauen. Er wog nicht weniger als zehntausend Kilo. So steht er mitten in einem

geräumigen Wasserbecken. Ein kleines Wasserrad wird durch das von den Schalen herabfließende Wasser gedreht und treibt ihrerseits eine Scheibe mit Öffnungen, in die bunte Glastafeln eingelassen sind. Die Glühlampen, welche die Lichtwirkung hervorbringen, sind unter der Scheibe angeordnet, was zur Folge hat, daß das Wasser abwechselnd in verschiedenen Farben erstrahlt, indem sich die Glastafeln nacheinander zwischen das Wasser und die Lampen schieben. Die vier Lampen haben zusammen eine Lichtstärke von 880 Kerzen und erhalten den Strom aus der Beleuchtungsanlage des Schlosses.

Das sind Luxusdinge heutiger Zeit, die sich auch eine Modekönigin der Oper leisten kann. Früher war eine schöne Stimme ebenfalls Gold wert; aber erst mit der Verallgemeinerung des Reichtums konnte ihre Kapitalisierung so hoch gefaßt und Sangesruhm am Theater so teuer bezahlt werden. Ist doch noch heute der Kassenpreis für einen Platz zu einer Opernaufführung mit der Patti in Nizza z. B. bis zu hundert Franks!

Das bejammerungswürdige Ende der Wiener Sängerin Maria Wilt sei hier noch erwähnt, weil es beweist, daß das Geld unter Umständen nichts weniger als den erhofften Segen für das Leben bietet. Sie sang es sich und geizte es sich auch zusammen, wohl über eine Million österreichischer Gulden. Nachdem sich die noch rüstige Frau zur Ruhe gesetzt, verleitete sie ihre Launenhaftigkeit zu allerhand thörichten Handlungen und Bestimmungen über ihr Geld. Sie schenkte auf solchen Einfall der Grazer Studentenschaft hunderttausend Gulden, stiftete verschiedene Legate, kaufte sich eine jährliche Leibrente von 33000 Gulden, um derart das Meiste ihres Reichtums ihrer Familie zu entziehen. Im September 1891 stürzte sie sich in unsinniger Liebesleidenschaft aus dem Stockwerk eines Hauses in Wien und fand so einen gräßlichen Tod.

Den Schatz, den die Sängerinnen in ihrer Kehle besaßen und so nutzbar machen konnten, hatten die Tänzerinnen in der Grazie

ihrer Bewegungen. Sie wurden dafür schon im vorigen Jahrhundert von den Fürsten, die sie für ihr Theater aus Italien, der Heimat der Ballettkunst, kommen ließen, hoch bezahlt. Wohl die erste weltberühmte Theater-Tänzerin und mit Schätzen auf ihren Gastspielreisen in Europa und Amerika überschüttet, war die Wienerin Fanny Elßler, die ihre ersten Triumphe im Jahre 1830 in Berlin zugleich mit ihrer Schwester Therese feierte. Fanny trat 1851 — vierzig Jahr alt — zum letztenmal in ihrer Vaterstadt Wien auf, um sich dann zu einem behaglichen, anspruchslosen Ruheleben in ihrer Villa bei Hamburg zurückzuziehen, wo sie sich noch vieler Jahre eines froh genießenden Daseins erfreuen konnte.

Zu gleicher Zeit wurde ihre Schwester Therese unter dem ihr vom Könige Friedrich Wilhelm IV. verliehenen Namen von Barnim die Gemahlin linker Hand des Prinzen Adalbert von Preußen, des Admirals. Dergleichen Fälle, daß Tänzerinnen, überhaupt Damen vom Theater, gefeierter wie auch bescheidener Stellung, vornehme Heiraten eingehen konnten, traten seit der Mitte des Jahrhunderts oftmals und in den verschiedensten Ländern auf. Weniger als die Auffassung, daß die Ehe eines Aristokraten mit einer reichen Bürgerstochter der Familienehre desselben Abbruch thue, hielt eine solche noch gegen eine Verbindung mit einer Theaterheroine stand, die ja früher für etwas Ungeheuerliches gehalten worden wäre. Das Zeitalter des sich vervielfältigenden Reichtums demokratisierte auch in dieser Beziehung die Gesellschaft. Fürsten und Prinzen gingen da überhaupt mit Beispielen in aller Öffentlichkeit voran. Die berühmte Tänzerin Maria Taglioni verheiratete sich 1842 mit dem Grafen Gilbert de Voisins, und ihre nicht minder gefeierte und schöne Nichte, ebenfalls Maria getauft, Liebling der Berliner, wurde 1866 in ihrem dreiunddreißigsten Jahre die Gemahlin des Fürsten Josef Windischgrätz. Die Schauspielerin Charlotte Wolter, ein Kind des Volkes, fand mit ihrem ruhmvollen Aufschwung als Tragödin in Wien 1862 auch die Hand des Grafen O'Sullivan, zu ihrem reichen

Einkommen vom Burgtheater auch eine Stellung in der vornehmen Gesellschaft.

Das war nun wohl für eine Theaterdame als das höchste Ziel ihres Ehrgeizes anzusehen, im Reichtum auf der Höhe der Gesellschaft zu glänzen. Infolge davon wurde das Theater der Großstädte auch für Spekulationen weiblicher List und Eitelkeit auserkoren, um zu einem solchen Glücksloos zu gelangen, ohne daß damit die Bedingung einer Verheiratung vereinigt zu sein brauchte. So schoß das künstlerische Abenteuerinnentum, das verschleierte Hetärentum und Kokottenwesen ins Kraut, wie sie zumal in Paris unter Louis Napoleon ihre grellen Blüten trieben, auch in Wien und Berlin in der Gründerzeit und im Rausch des Börsenspiels durch die sich aufspielenden Lebemänner Aufschwung und Pflege fanden. Da wurden Schätze vergeudet an eine Chansonettensängerin Thérèse in Paris, an die berüchtigte Cora Pearl, die als Phryne auf einer Pariser Bühne auftrat, und von der Hand eines Prinzen dann in die eines anderen als Maitresse mit fürstlichen Ansprüchen wanderte. Schon früher hatte die schöne Spanierin Pepita de Oliva als Tänzerin Furore in Europa gemacht und sich zu Vermögen mit ihren Vorstellungen, mehr noch mit der Glut ihrer Augen und der Süßigkeit ihrer Liebesschwüre gebracht.

Und gar nicht zu vergessen die spanische Tänzerin Lola Montez aus der Zigeunervorstadt Triana bei Sevilla. Viel verrufen kam sie 1846 nach München; sie hatte ihren Mann, einen englischen Offizier, mit dem sie in Ostindien gewesen, verlassen und die Laufbahn einer fahrenden Frau betreten. Junge reiche Liebhaber genossen nach und nach und miteinander des Glücks bei der berückenden Spanierin, einer richtigen Carmen, und wurden dadurch ruiniert. König Ludwig I. vermochte ihrem Zauber nicht zu widerstehen, und sein alterndes Herz erglühte derart für sie, daß er sie zu einer bayerischen Gräfin Landsfeld machte, mit fürstlicher Freigebigkeit als solche bis zum Hausgerät und Silbergeschirr ausstattete, und der Entrüstung des ganzen Volkes über diese

auch politisch sich geltend machende Haremswirtschaft sogar mit Aufmarsch von Truppen trotzte. Aber unter dem Eindruck der revolutionären Stürme, die sich im Frühjahr 1848 erhoben, mußte er doch weichen und die Maitresse des Landes verweisen. Ja, er sah sich moralisch genötigt, hinter ihr her vom Throne abzudanken. Sie aber trug ihr Schäfchen aus Bayern ins Trockene; wie lange sie daran geschoren, ist hier ohne Belang. In Amerika gaukelte sie dann noch als Schauspielerin und starb da 1861.

IX.

Wohlthätigkeit, Stiftungen, Vermächtnisse, Schenkungen.

Die Wohlthätigkeit sonst und jetzt. — Ihr Charakter in Stiftungen in neuerer Zeit. — Wissenschaftliche Stiftungen und künstlerische. — Stiftungen des industriellen Reichtums und zum Besten der Arbeiter. — Vermächtnisse von Sonderlingen. — An die Hausleute. — An Wohlthätigkeits-Anstalten und Gemeinden. — Privatwohlthätigkeit. — Humane Vereine. — Innere Mission.

In der alten Gesellschaft übte die Kirche vor allem die christliche Pflicht der Wohlthätigkeit. Der Fürst, der länderbesitzende Adel, machten ihr mehr oder minder große Stiftungen von Naturalieneinkünften zu diesem Zweck. Sie legte Siechenhäuser an, und ihre Klöster waren für die Armen der Umgegend eine Zuflucht für Hilfe in der Not, wie sie auch im Mittelalter in ihren Stiftsschulen den Armenunterricht besorgten. In den südlichen katholischen Ländern hat die Neuzeit daran noch nicht viel verändert, wenn auch da Gemeinde und Staat mehr als sonst in Mitleistung für Zwecke der öffentlichen und Privatwohlthätigkeit getreten sind. In Spanien besonders mag es auf diesem Gebiet heut noch sein wie vor hundert und zweihundert Jahren; denn der Spanier kann sich noch immer nicht der Vorstellung entheben, daß er im reichsten Lande der Welt lebe und vom Schicksal bestimmt sei, sorgenlos und ohne knechtische Arbeit sein Dasein zu genießen. In keinem anderen Lande Europas, selbst in Italien

nicht, bilden die Bettler einen so bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung wie auf der pyrenäischen Halbinsel. Man zählt nicht weniger als vierzig verschiedene Bettlerzünfte. Sie alle rechnen fest auf die Hilfspflicht guter Christen, denen sie Gelegenheit geben, die Tugend des Wohlthuns zu üben und mittels des gegebenen Almosens dem Himmel zu danken, daß sie es können. Die Armut ist in diesem Lande keine Schande, der Bettler gilt als berechtigtes Mitglied der Gesellschaft, und Kirche wie Staat beschützen ihn. Erstere verwendet vielleicht noch immer ein Viertel ihrer Einkünfte auf Werke der Milde und Barmherzigkeit. Sie hat Theater und Stiergefechte in Pacht, deren Ertrag zum Unterhalt von Hospitälern dient. In Armut, Unwissenheit und Bedürfnislosigkeit sind meist all diese Krüppel und arbeitsunfähigen Unglücklichen aufgewachsen und sie leben demütig und in gewisser Zufriedenheit mit ihrem Geschick dahin. Der Tag nährt sie, oft reichlich; das soziale Elend ist für sie ohne Verständnis.

Auch in der protestantischen Welt blieb die Wohlthätigkeit in überlieferten Ehren. Die Gemeinde übte sie; der Stadtbürger, der Patrizier, gaben in die öffentlichen Stiftungen kleine oder größere Geldbeträge oder Nutznießungen. Die Königin Elisabeth ging in dem 1601 von ihr erlassenen Armengesetz von dem Grundsatze aus, daß die Erhaltung der Armen eine öffentliche rechtliche Pflicht sei, die der Gemeinde obliege. Dieser Gedanke herrschte im achtzehnten Jahrhundert in den meisten größeren Staaten Europas. In staatlicher Auffassung wurde er weiter entwickelt, indem der Pflicht des Staats oder der Gemeinde, den Arbeitern ein Minimum an Lohn zu verbürgen, das Recht gegenübergestellt wurde, die Arbeit vom Armen auch zu erzwingen. Dies führte zu Anlagen von Arbeithäusern, die meist in einen abschreckenden Ruf gelangten. In England wuchs mit der Entwickelung der Fabrikindustrie und dem Aufkommen großer Arbeitermassen unter ihrer Abhängigkeit die öffentliche Armenlast bis zum Jahre 1832 von etwa einer bis zwei Millionen schnell auf sechs Millionen Pfd. Sterl.; in der Fabrikgemeinde Cholesbury in Buckingham-

shire stiegen die Armenpflegekosten vom Jahre 1801 bis 1832 von 10 Pfd. bis auf 367 Pfd. Sterl.

Da meinte man, Wohlthun, Almosen züchten nur die Armut, und Malthus, der eben viel gelesene pessimistische Philosoph, habe recht, wenn er jede Armenunterstützung als unsinnig verwerfe. Jede Unterstützung der Armen sei ja zweckwidrig, behauptete er, weil sie die „überschüssige Bevölkerung", deren Vorhandensein den Grund aller Armut bilde, aufrecht erhalte, zu ihrer Vermehrung noch anreize. Jede Beschäftigung Beschäftigungsloser sei zu verwerfen, weil für jeden beschäftigten Arbeiter ein anderer beschäftigungslos werde, indem nur eine bestimmte Masse von Arbeitserzeugnissen verbraucht werden könne. Den Ausdruck dieser engherzigen, barbarischen Auffassung bildete das englische Armengesetz von 1834, dessen Absicht auch war, von der Armut „abzuschrecken"; daher die Einsperrung der Arbeitlosen und Bettelnden in Arbeithäuser, die sich von Gefängnissen, wie erwähnt, wenig unterschieden und noch, wo sie existieren, unterscheiden*).

Indessen hat es in der guten, frommen Bürgerschaft der Städte, zumal des Deutschen Reichs, immer milde Herzen und offene Hände gegeben, die in den Stadtsäckel schenkten oder testamentarisch vermachten, um wenigstens den „guten" Stadtarmen ihre Nöte lindern zu helfen. Beispielsweise sei hierfür aus alten Stiftungen der Stadt Stuttgart Einiges angeführt. Im Jahre 1350, wo der Bürgerstand in Bezug auf Wohlstand in dem kleinen Stuttgart nichts bedeutete, wird die reiche Gräfin Katharina, Gemahlin des Grafen Ulrich V., mit Schenkungen für das Bürgerhospital in stolzen Summen bis zu 2477072 Mark heutiger Rechnung angeführt. In der Patrizierzeit vermachte ein Bürger für Musik in der Stiftskirche 39808 Mark; der Bürgermeister, der Kanzler und andere schenkten für bürgerliche Hausarme an die Stadt 8571 Mark; ersterer noch besonders 1542 Mark für eine „christliche und ehrliche Mahlzeit." Zu demselben Zweck

*) Schulze-Gaevernitz, Zum sozialen Frieden, I, 38, 39.

gab ein Stadthauptmann 257 Mark her, aber auch 2400 Mark für Stipendien an Schüler der oberen Klassen des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums. Anno 1660 setzten einige Bürger für notleidende Schreiber und Studierende 5794 Mark aus; ein Regierungssekretär vermachte den Studierenden und Armen 54390 Mark, andere Bürger stifteten 25945 Mark für Arme und Blinde.

Vor allem aber ist hervorzuheben, wie einzelne ohne Geld, nur durch ihre Menschenliebe und selbstlose Hingabe an der Verringerung der Armut und dem mit ihr fortwuchernden Elende in den niederen Volksschichten arbeiteten. In erster Reihe steht da ein Mann wie August Hermann Francke, der Stifter des Hallischen Waisenhauses und dann vieler damit verbundener Anstalten. Als Pastor von Glaucha bei Halle unterrichtete der Professor der Theologie an der Hochschule dieser Stadt arme Kinder, die um ein Almosen zu ihm kamen, an bestimmten Tagen und Stunden; bald hatte er ihrer sechzig, und damit begann er eine förmliche Schulanstalt. Er überzeugte sich aber, daß mit dem Unterricht allein der Not der Armen, besonders der Verwaisten, nicht abgeholfen wäre, daß auch für deren Erziehung gesorgt werden müßte. So gründete er auch ein Waisenhaus, zu dessen erstem Unterhalt Freunde ihm fünfhundert Thaler schenkten. Der Mann verrichtete geradezu Wunder auf seinem Gebiet der frommen Erziehung; er wußte auch, die sehr bedeutenden Summen für seine Anstalten zu beschaffen. Diese selbst bestanden im Jahre 1714, etwa zehn Jahre nach ihrer Gründung, aus einem Pädagogium, einer lateinischen Schule und Pensionsanstalt; 1075 Knaben und 700 Mädchen wurden da von 108 Lehrern unter Franckes Leitung unterrichtet. Die wohlhabendsten Familien wurden allmählich für die in jener Zeit hochwertvolle menschenfreundliche Unternehmung eines einzelnen gewonnen. Aus allen Gegenden Deutschlands, ja selbst aus dem Auslande, gingen Francke bedeutende Geldsendungen und Stiftungen zu. Daneben spekulierte er mit dem besten Erfolge. Die Apotheke, die zunächst nur für die Anstalten angelegt war, die Buchhandlung, dann die Medika-

menten-Expedition gewährten fortlaufend einen bedeutenden Ertrag. Diese berühmt gewordenen Franckeschen Stiftungen sind noch immer in Ansehen und auch nach anderen Städten weiter verzweigt worden. Heut haben sie Rittergüter als nutztragendes Eigentum und großes Kapitalvermögen — ein Beispiel zugleich, wie solches — großer, fundierter Reichtum —, durch die werkthätige Ausübung der Menschenliebe, Wohlthun an Arme, nach und nach in kluger Weise geschaffen werden konnte.

Gleiches im edlen Zweck erstrebte der Menschenfreund Pestalozzi, der mit geringen Mitteln im Jahre 1798 sein Erziehungshaus zu Stanz in der Schweiz anlegte. Etwa achtzig Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und — Diener. Er opferte sich auch in Person, um Seelen vor der Verderbnis, Menschen vor Vertierung und Verkommenheit zu retten. Er gab ein großartiges Beispiel in selbstloser Hingabe dafür, und es hat ja lange Zeit durch größere Beachtung der Erziehung der Armen von seiten einer menschenfreundlichen Lehrauffassung Gutes gewirkt, Hunderte sind dadurch gerettet und in die Bahnen des Arbeitlebens mit Erfolg geleitet.

Die Arbeit eines solchen Wohlthäters an den Verkommensten der Menschheit hat mit einer wunderbaren Energie und Humbug-Geschicklichkeit in neuerer Zeit der Methodistenprediger Booth in England auf sich genommen. Er und sein tapferes Weib sind unter die Verworfensten gegangen, die in Londons öffentlicher Vorstadt den unvertilgbaren Stamm einer Armee von Verbrechern, Trunkenbolden, Arbeitlosen und Arbeitscheuen bilden. Beschimpfung und Bedrohung hielten sie nicht ab, dieser Menge immer wieder die Rückkehr zu einem rechtschaffenen Leben zu predigen, in großen Hallen mit freier Musik, bei Gesang und freiem Thee und Brot zum Abendimbiß sie zu versammeln, und aus ihnen nach und nach eine „Heilsarmee“ zu schaffen, die, trefflich militärisch unter Booth organisiert, in England, in Nordamerika und in anderen Ländern der Welt, in Indien, in Australien, viele Hunderttausende mit ihrem Traktätlein- und anderem

Schriftenvertrieb zum Vorteil für ihre Person wie für die groß und international gestaltete Sache der „Menschenrettung“ beschäftigt und damit der Versumpfung entrissen hat.

In England hat man sich überhaupt in neuerer Zeit für solche Großthaten der Menschenliebe und Barmherzigkeit in der aristokratischen und in der gelehrten Gesellschaft begeistert. Es sei hier noch eines Mannes gedacht, der neue Wege geistiger Wohlthätigkeit für das vernachlässigte und moralisch heruntergekommene Volk gebahnt hat. Das ist Arnold Toynbee, ein junger, mit einunddreißig Jahren verstorbener Gelehrter der Oxforder Hochschule. Er wurde 1852 als Sohn eines Ohrenarztes in London geboren. Die sozialen Probleme des Tages drangen in sein Jünglingsgemüt so mächtig ein, daß er vom ruhigen Gelehrtenleben zu dem eines Lehrers für die arbeitenden Klassen überging. In den verschiedensten Richtungen suchte er Berührung mit dem Arbeiterstande. So verbrachte er 1875 einige Zeit in dem verrufenen Whitechapel, Ostbezirk von London, hielt wiederholt Vorträge in den Industriestädten und war trotz seiner strengen Kirchlichkeit bei den Arbeitern geehrt.

Er war einer von denen, die Licht und Luft in den Süden und Osten Londons zu bringen versuchten — eine Arbeit der Wohlthätigkeit, der Humanität lediglich neuerer Zeit. Jene Viertel sind der Sitz einer durch den Übergang vom Handwerk zur Großindustrie verarmten Handarbeiterbevölkerung, ferner wenig oder gar nicht den Gewerkschaften zugehöriger, „gelernter“ industrieller Arbeiter, durchmischt mit arbeitlosen und arbeitscheuen Personen. Diese Elendswelt mit ihrer Million Menschen wird heut in allen ihren Teilen von Angehörigen der gebildeten Gesellschaftklasse aufgesucht. Studenten, Rechtsanwälte, Geistliche, zahlreiche Damen und Herren der vornehmen und reichen Kreise Londons wetteifern auf diesem Boden in Handlungen und Mithelfen für das Wohl und die sittliche Hebung der eingenisteten und eingehungerten Bevölkerung, leiten Knaben- und Mädchenvereine, Arbeiterklubs, Unterhaltungen, wie Konzerte oder Theateraufführungen, ferner

Unterrichtsklassen in den Frei-Bildungsinstituten von bewunderungswerter reicher Ausstattung*).

Wir können diese Art der Bethätigung des Wohlthätigkeitsinnes in unserer Zeit hier nur streifen. Bei der Ausdehnung des Gebietes, den seit hundert Jahren vermöge der neuen Produktionsmittel, bei dem ewigen Werden und Verändern der Handels-, Geld-, Wirtschaft- und internationalen Verkehrsverhältnisse der Reichtum, und zwar der in solchen Massen sonst unerhörte und wesentlich in der bürgerlichen Gesellschaft aufgekommene und herrschende, eingenommen hat, darf aber nicht unbeachtet gelassen werden, wie er sich in verschiedener Weise als Wohlthäter zu bezeigen suchte. In vielen Beispielen der früheren Abschnitte dieses Werkes ist bei den durch ihre Arbeit, Erfindung, Unternehmungskraft Reichgewordenen schon mitgeteilt worden, was sie mit ihrem Geldschatz bei Lebzeiten oder in Vermächtnissen Gutes, Nützliches und Ehrenvolles leisteten, und oft Millionen dazu aufwendeten. In neuen Beispielen, gruppenhaft zusammengestellt, versuchen wir die Leistung des modernen Reichtums nach dieser Richtung des Schärferen zu charakterisieren.

* * *

Es ist in früherer Zeit sicherlich nicht ein so starker und fortgesetzt sich ausprägender Zug des bürgerlichen Wohlthuns in Stiftungen für wissenschaftliche und Bildungszwecke vorhanden gewesen, wie in dem neueren Geschlecht der Wohlhabenden. Auf die Leistungen der Amerikaner in Gründung von Universitäten für ihre meist noch in so naturwüchsigen Verhältnissen lebende Nation, von Lesehallen, Schulen aller Art, ist, wie auf ihre Pomphaftigkeit und Kostspieligkeit der Gründung, im Abschnitt IV, über den „Amerikanismus", auch des Besonderen schon hingewiesen worden. Ziemlich jeder „anständige" Millionär und gar Milliardär der nordamerikanischen Republik hat wohl zu irgend einer solchen Anstalt in seiner Heimatstadt oder Kolonie beigetragen.

*) Vergl. Schulze-Gaevernitz, I., S. 430 f.

Mancher mochte später keine Freude weiter an Stiftungen für Studien haben, wie der kürzlich verstorbene vielfache Millionär D. Edg. Crouse, der keinen Cent für das von ihm in Syracuse (Amerika) gestiftete Crouse-College hinterließ. Dagegen vermachte er vielen milden Stiftungen und zwar je fünftausend Dollars, und seinen Hauslenten gab das Testament noch reichlicher. Der Privatsekretär erhielt 150000, der Jockey 100000, der Kammerdiener, der Hausmeister und sein juristischer Beirat je 50000, sein Koch 25000 Dollars. Zehn Millionen blieben noch für die lachenden Erben übrig.

Nur im Amerika der modernen Arbeit konnten, wie so ungeheure Summen des Geldes von Einzelnen zusammengebracht, so auch solch ungeheure Summen für Stiftungen und Schenkungen bestimmt und hergegeben werden. Reichtum erwerben ist für den Yankee das Höchste des Lebens; im Reichtum seine Macht und seine Bedeutung bezeigen, daher sein größter Ehrgeiz. Einer der Eisenbahnmillionäre von Chicago wollte der neuen Universität der Stadt etwas Großartiges stiften, was die Welt womöglich bewundere. So wurde er denn auf den Gedanken gebracht, das größte Teleskop der Welt herstellen zu lassen, und stiftete die Mittel dazu. Dies war nicht wenig; man rechnete auf anderthalb Millionen Mark. Zwei berühmte Professoren wurden beauftragt, ohne Rücksicht auf die Kosten das bestmögliche Instrument für die Universität anzuschaffen. Für dasselbe sollte eine Linse hergestellt werden, deren Durchmesser 45 Zoll beträgt, um elf Zoll mehr, wie der Bericht sagt, dem diese Mitteilung hier entnommen ist, als die berühmte Linse der größten astronomischen Anstalt der Welt, des Lickschen Observatoriums. Bis zum Herbst 1895 hofft man das Riesenin strument fertig zu bringen — die Amerikaner hätten dann ein neues Wunder menschlicher Arbeitsfähigkeit in der auf dem Gebiet der Teleskopie bewiesenen höchsten Steigerung.

Bewundert ist mit Recht die That der Mrs. Rylands worden, der „Millionärin von Manchester", welche die berühmte Althorp-Bibliothek und andere tausende von Büchern höchsten

Wertes auftaufte, um sie als John Rylands-Bibliothek der Stadt zu schenken, in der ihr Mann einst sein enormes Vermögen erwarb, dessen Erbin sie geworden. Diese zu den schönsten und gediegensten Privatbibliotheken der Welt gerechnete gehörte dem Grafen Spencer und er verkaufte sie der Mrs. Ryland für rund fünf Millionen Mark. Die bedeutendsten Kenner und Sachverständigen lassen keinen Zweifel über den Wert dieser Schriftensammlung. Die sieben großen Bände, in denen Diddin die Bibliotheca Spenceriana beschreibt, erzählen kaum von der Hälfte dieser kostbaren Sammlung, die am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts durch Georg Johann Grafen von Spencer begründet wurde. Weder Geld noch Mühe war von diesem geschickten Sammler gespart worden. Er lebte zu einer Zeit, als Revolution und Krieg überall Besitzwechsel hervorriefen. Mitunter brachte er ganze Bibliotheken für eine winzige Summe an sich; aber ebensowenig scheute er sich, die größten Opfer zu bringen, wo dies ihm zweckmäßig erschien. Die Althorp-Bibliothek stellt die Borghese-, die Sutherland-, die Hamilton- und die Beckford-Bibliothek weit in den Schatten. Bücher, wie die Biblia pauperum, welche die deutsche Regierung aus der Borghese-Bibliothek erstand, und andere seltene, wertvolle Inkunablen sind dutzendweise in dem Katalog der Spencer-Sammlung zu finden. Sie enthält etwa 50000 der kostbarsten und seltensten Bücher, die sich zudem meist in vorzüglichster Verfassung befinden. Viele Werke sind auf Pergament gedruckt und oft in prachtvollen Einbänden, versehen mit Siegeln der Besitzer, mit den Marken oder Wappen von Franz I., den Bibliophilen Grolier, Maioli, von Diana von Poitiers, Colbert, de Thou, gebunden von Nikolaus Eve, Padeloup, Roger Payne und Charles Lewis. Selbst um nur die Schätze allerersten Ranges zu erwähnen, würden ganze Seiten nötig sein. Es seien nur erwähnt die Blockbücher, die hergestellt wurden vor der Erfindung der beweglichen Typen, und die mit Nummern versehen sind, worunter der berühmte St. Christopher-Druck von 1423. Die Zahl der frühesten Bibeln füllt bei Diddin

allein hundert Seiten und beginnt mit einem völlig unversehrten Exemplar der Gutenberg-(Mazarin-)Bibel. Noch seltener ist der Mainzer Psalter von 1457 auf Pergament mit schönen Miniaturen und Initialen: ein Exemplar des wundervollen Werkes wurde vor einigen Jahren in London bei Shoteby für hunderttausend Mark verkauft. Ebenso befindet sich die zweite und dritte Ausgabe des Psalters in der Bibliothek, sowie viele andere Drucke von Gutenberg und Fust und ihrer über Deutschland und Italien zerstreuten ersten Arbeiter. Das erste klassische Buch aus dem Jahre 1465, das in Mainz erschien, De officiis von Cicero, befindet sich gleichfalls in der Sammlung. So sind unzählige Werke in dieser Schatzkammer von den ersten Ausgaben der griechischen und lateinischen Dichter, Redner und Geschichtschreiber. Man kann sich daher denken, welche Bedeutung diese Stiftung einer Frau für wissenschaftliche und Bildungszwecke für Manchester besitzt.

In Toulouse starb eine alte wunderliche Dame, die der Volksmund wegen ihrer Sucht, die Engländerinnen nachzuäffen, „Madame Miß“ getauft hatte. Sie vermachte ihr ganzes Vermögen, sieben bis acht Millionen, einem Unternehmer oder Forschungsreisenden, der eine Karawane von mindestens fünfhundert Mann weiter, als bisher Europäer gedrungen sind, in die afrikanischen Einöden führt. Nur dann kann der Unternehmer seine Ansprüche auf die Millionen geltend machen, wenn er wenigstens die Hälfte seiner Mannschaft mit heiler Haut und gesund nach Frankreich zurückbringt.

Mit einer tief tragischen Geschichte ist die große Stiftung unter dem Namen Gottfried Kellers in der Schweiz verbunden, aber wir möchten sie hier darum nicht unbeachtet lassen. Lydia Escher, die Tochter des bekannten schweizerischen Staatsmanns Escher, war mit einem Sohn des Bundespräsidenten Welti verheiratet; sie gehörte somit zu den vornehmsten schweizerischen Familien. Ihr Erb- und Hausvermögen betrug Millionen. Sie lebte scheinbar sehr glücklich mit ihrem Mann, und ihre üppigen Mittel gestatteten es ihnen, so frei und unabhängig, ganz nur den eigenen und

gegenseitig verstandenen Neigungen sich hinzugeben, wie es selten der Fall ist. Der Eintritt eines jungen schweizer Malers, Karl Stauffer, in diesen Hausstand sollte verhängnisvoll für ihn werden. Alle drei sahen bald das drohende Schicksal vor sich und alle drei wollten es beschwören. Das Ehepaar trennte sich; der Maler zog von dannen, rouwärts, um in seiner Kunst ein Vergessen zu suchen, das er bei seiner Leidenschaft für Frau Lydia und ihrer Erwiderung derselben doch nicht erlangen konnte. Der Scheidungsprozeß des Ehepaars erregte, wie dies bei der Stellung der beiden Beteiligten nicht anders möglich war, größtes Aufsehen. Wie zu einer Buße, die das Schicksal versöhne, vermachten beide Geschiedene nun ihre Millionen der Eidgenossenschaft zu einer „Gottfried-Keller-Stiftung". Nach dem schweizerischen Dichter, dessen Augen sich damals kurz zuvor geschlossen hatten, wurde die Stiftung, sicherlich nur in Verlegenheit, genannt. Ihre Bestimmung sollte unter diesem Namen Unterstützung der Kunst und Wissenschaft im Heimatlande sein. Nur eine verhältnismäßig kleine Leibrente hatte Frau Welti-Escher sich vorbehalten. Damit endigte aber nur ein Akt der Tragödie. Der zweite schloß in Rom am 24. Januar 1890 mit dem Selbstmord Karl Stauffers, und elf Monate später der dritte mit dem freiwilligen Ende der Frau Welti-Escher in einer Villa bei Genf.

Ein rumänischer Oberst, Großgrundbesitzer schon als Erbe seines Vaters, hinterließ mehrere Millionen, die er zur Gründung einer rumänischen Akademie bestimmte. Zugleich dotierte er ein wissenschaftliches Institut in Bukarest mit 600000 Franks. — Der verstorbene Hofrat Karl Wedl vermachte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Wien hunderttausend Gulden. — Eine Oberstleutnants-Witwe, von Rauschenplat, geb. v. Corbin, stiftete der Stadt Hannover ein Vermächtnis von dreihunderttausend Mark, um sie für Stipendien an Studierende zu verwenden. — Ein alter Fabrikbesitzer in Stockholm, John Söderberg, schenkte nach seinem Tode sein ganzes Vermögen, fast drei Millionen Kronen,

allgemeinen Zwecken; aber zwei Millionen erhielt allein die Stockholmer Hochschule. — Ein Brauer in Götheborg (Schweden), Namens David Camaegie, stiftete im Jahre 1885 eine halbe Million Kronen für eine freie Universität, ohne Staatshilfe. Darauf flossen für denselben Zweck aus Schenkungen von Privaten noch 1750000 Kronen zusammen. Im November 1887 wurde die Errichtung der Hochschule beschlossen; es wurden Gelehrte aus Upsala und Lund gewonnen und im September 1891 fand die feierliche Eröffnung dieses Instituts statt, das edler Bürgersinn mit eigenen Geldmitteln ins Leben gerufen hatte.

In Köln bewirkte 1855 der reichgewordene Lederhändler Johann Heinrich Richartz aus seinem Vermögen den Aufbau eines Museums und bot auch hunderttausend Thaler für den Bau eines neuen Theaters an. Eine gleiche Summe vermachte er zur Errichtung einer Irrenanstalt, außerdem bedeutende Geldstiftungen für die Musikschule und den Ankauf von Gemälden für die städtische Sammlung. „Köln hat schon große Männer zu seinen Mitbürgern gezählt," sagte einmal der Oberbürgermeister zu den Stadtverordneten; „einen Richartz hatte es bisher noch nicht." — Offenbar, der Reichtum schenkte für ideale, für künstlerische und für Bildungszwecke im Jahrhundert seiner außerordentlichen Entfaltung viel, nach vielen Seiten hin und entsprechend seinen Größenverhältnissen. Ein vor etlichen Jahren in Kairo verstorbener Professor Gustav Revillod vermachte sein Präparaten-Museum der Stadt Genf. Es stellte einen Wert, hieß es, von vier Millionen Franks dar. Dazu hatte der Spender im Testament noch sein Landgut bei Genf im Wert von 600000 Franks und — eine Million in Wertpapieren gefügt.

* * *

Der industrielle Reichtum, den die Bourgeoisie vertrat, suchte mit seiner Ausbreitung, wie mit seinem Wachsen im einzelnen, für das Wohl seiner Arbeiter auch immer mehr, immer besser, immer gewissenhafter zu sorgen. Die Anlagen und Stiftungen dafür

vermehrten sich fort und fort, und zwar auch von Reichen, die, wie der hochherzige Peabody, nicht als Arbeitgeber in einem direkten Mitinteresse bei solchen Stiftungen handelten. Eduard Guinneß, ein Dubliner Brauer, als Millionär und Wohlthäter dann Baronet, gab 250 000 Pfd. Sterl. auf einmal her, das sind fünf Millionen Mark, für Errichtung von Arbeiterwohnungen in London, Cottages. Den Industriefürsten, die bei ihren ausgedehnten Werken solche Arbeiterkolonien anlegten und damit förmlich Städtegründer wurden, lag daran, daß in dieser von ihnen geschaffenen und erhaltenen Welt der seßhafte Einwohner sich in seinen äußeren Lebensverhältnissen zufrieden fühle. Er that das Menschenmögliche dafür, um in dem gegenüber der Allgemeinheit nur kleinen Kreise seines Wirkens, der aber doch oft viele Tausende von Existenzen umschloß, keine Lebensnot anwuchern zu lassen, gesunde Wohnungsverhältnisse zu unterhalten, den Kindern eine gute Schulerziehung zu bieten, den Invaliden der Arbeit womöglich im eigenen Heim einen sorglosen Lebensabend zu sichern. So schenkte Krupp in Essen, von dessen großartigen Arbeiterkolonien am geeigneten Orte ausführlicher berichtet wurde*) — und der ja nicht der Einzige in dieser Art ist — bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals für seinen Vater Alfred Krupp einen Betrag von fünfhunderttausend Mark, um alten und invaliden Arbeitern des Geschäfts einen friedlichen Lebensabend zu schaffen. Zu diesem Zweck sollten kleine Einzelwohnungen mit Gärtchen in schöner und gesunder Lage errichtet und zur freien lebenslänglichen Nutznießung vergeben werden. Die soziale Frage macht diesen so im Arbeitsverdienst versorgten und in den Lebensverhältnissen behaglich eingehegten Arbeitern keine Sorge. Der Kapitalist hat dieselbe in seinem Machtkreise auf praktische Weise hinfällig gemacht.

Es giebt unter den Bedürftigen, Armen, mit dem unsicheren Ertrag ihres Erwerbs aufs dürftigste Gestellten auch noch andere als diejenigen, die man einfach Arbeiter nennt und unter denen

*) S. S. 134, 162.

man doch allgemein Leute begreift, die mehr mit der kräftigen Hand als mit ihrer geistigen Bildung in ihrem Beruf einzugreifen haben. Für jene Zahllosen: Schreiber, Taggeldbeamte, Privat-Gelehrte und -Lehrer und dergleichen „weiße Sklaven“ mehr, geschieht in Wohlthätigkeit und Vermächtnissen so gut wie nichts. Solchen Bürgern wie den Stuttgartern, die für „notleidende Schreiber und Studierende“ 5794 Mark vor zweihundert Jahren aussetzten (S. 313), begegnet man im Zeitalter der reichen Bourgeoisie und der herrschenden Industrie- wie Arbeitertumverhältnisse sehr selten. In etwas wurde ihnen der in Quedlinburg verstorbene Ökonomierat Gustav Dippe gerecht, der neben verschiedenen Legaten zu gemeinnützigen Zwecken eine Summe von 845 000 Mark zu einer Unterstützungskasse vermachte, durch die Arbeiter und Arbeiterinnen im Alter, aber auch — treue Beamte im Notfall Hilfe erhalten sollen.

Stiftungen zum Besten der „arbeitenden Klassen“ außerhalb der Industrieverhältnisse, aus Humanität, aus persönlicher Dankbarkeit und dem Zuge der Zeit folgend, sind, wie bemerkt, und auch in außerordentlichen Geldbeträgen vielfach vertreten. Ein vor einiger Zeit verstorbener Bürger der Stadt Düsseldorf, Aders, hatte dieser Stadt mehr als eine Million Mark mit der Bestimmung vermacht, daß die Summe zur Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen Verwendung finden solle. Nach der Absicht des Stifters sollten von dem Kapital Arbeiterhäuser gebaut werden, in denen würdige Familien von Fabrikarbeitern gegen geringen Mietpreis angemessene Wohnungen finden. Man erbaute darnach, wie Baugesellschaften und Vereine für Arbeiterwohl es anderwärts auch vielfach thun, im Umkreise der Stadt kolonieartig kleinere Häuser und gewährte den Mietern darin, die Arbeiter sein mußten, so günstige Bedingungen, daß sie im Laufe der Zeit die Häuser selbst erwerben konnten.

Der verstorbene Obertribunalrat Friedrich von Hallberger, der seine beiden jüngeren Brüder, die Verlagsbuchhändler in Stuttgart, beerbte, machte dieser Stadt eine Stiftung von einer

Million Mark, deren Erträgnisse bedrängten Arbeitern und Handwerkern, in erster Linie von dem Buchhändler-, Buchdrucker- und Buchbindergewerbe zufließen sollten.

Seit 1866, wo Mailand wieder unter italienischer Regierung stand, lebte daselbst ein Mann im kräftigsten Alter behaglich im Vollgenuß seines Vermögens. Es mußte sehr bedeutend sein. Der Herr, Namens Prosper Moses Loria, spendete große Summen für wohlthätige Zwecke, zumal zum Besten der Arbeiter. In seiner Jugend war er etwas Taugenichts gewesen und aus seiner Vaterstadt Mailand im Jahre 1836 wegen des österreichischen Soldatenrocks fortgegangen, „das Glück zu suchen". Er kam mit ein paar Lires bis nach Alessandria. Hier fing er einen Handel mit Geschirren an und der junge Abenteurer machte dabei gute Geschäfte. Auch war er äußerst sparsam und lebte sehr ordentlich. So kam er zu einem Vermögen, mit dem er einen einträglichen Holzhandel unternehmen konnte. Er machte ihn in zwanzig Jahren zu einem reichen Manne und als solcher kam er nach Mailand zurück. Als er im Oktober 1892 starb, stellte das Testament heraus, daß er an dreißig Millionen Lires besessen hatte, und diese Riesensumme war von ihm wohlüberlegt zur Begründung einer humanitären Gesellschaft bestimmt worden, die den „Enterbten der Gesellschaft", den Proletarier, in Stand setzen sollte, sich aus eigenen Kräften (!) durch seine Arbeit ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Mit dreißig Millionen waren da Versuche derart genug zu machen.

Eine andere, ganz eigenartige Bestimmungen enthaltende Stiftung ist die eines in Nizza verstorbenen Rentiers de Raimondeon. Er vermachte 300000 Franks den Waisen der in den letzten drei Jahren vor seinem Tode verunglückten Bergleute, um die Kinder bis zu ihrem fünfzehnten Jahre zu unterhalten. Im rechten Sinne wollte er mit seinem Vermächtnis einzelnen lieber sicher eine Wohlthat erweisen, als es dem Chaos der allgemeinen Unterstützungen zu überlassen.

Eigenartige, auffällige Verfügungen über ihre vielen Schätze

und Millionen in beweglichem wie Güter- und Häuserwert traf die gemeinsame Herzogin von Galliera schon bei Lebzeiten. Sie entäußerte sich gleichsam ihres Reichtums, dann auch noch testamentarisch für allerhand Stiftungen, und ihr einziger Sohn dachte ganz so philosophisch wie sie, daß das Geld im Überfluß verachtungswert sei, behielt sich vernünftigerweise aber doch eine angenehme Rente vor. Er, Herzog Robert, legte auch Titel und Rang ab, nannte sich bloß Herr von Ferrary, erwarb die österreichische Staatsbürgerschaft und zog sich nach Salzburg und Wien zurück. Das waren Schrullen, sowohl von der Mutter, deren letzte Millionenmenge sie auf bloße Laune hin der Kaiserin Friedrich vermachte, wie vom Sohn. Aber in einer Geschichte des Reichtums muß man gewiß von solcher Mißachtung desselben in großem, greifbarem Besitz Akt nehmen. Die Herzogin richtete wie testamentarisch zu behandeln einen an sich interessanten Brief an ihren Sohn, der hier im Hauptteil seinen Platz finden möge:

„Mein Sohn! Der Menschen Schicksale sind oft wunderbar und seltsam. Niedrig Geborene steigen manchmal empor zu den Höhen des Lebens, und mancher Hohe, Mächtige und Reiche sinkt noch während seines Lebens in den Staub. Soweit es sich nach menschlicher Berechnung bestimmen ließ, habe ich Deine Zukunft sichergestellt und zu Deiner sofortigen freien Verfügung überdem noch ein Kapital hinterlassen. Du bist von herzerfreulicher Genügsamkeit, aber noch jung. Können nicht Wandlungen in Deiner Seele eintreten, die eine Änderung Deiner Lebensweise nach sich ziehen? Das freie Kapital wird dann verbraucht sein und Du wirst Dich vielleicht nach neuen flüssigen Mitteln sehnen. Es können auch noch andere Ereignisse eintreten, und obgleich es garnicht wahrscheinlich ist, daß Du es jemals nötig haben wirst, will ich doch für einen Notpfennig sorgen. In der Depositenbank von Rom ist auf Deinen Namen ein Diamanten-Diadem deponiert, das älteste Erbstück der Familie. Alles Nähere wissen die Notare ꝛc. ꝛc."

Vom russischen Schriftsteller Graf Leo Tolstoi wird in

Bezug auf sein bedeutendes Vermögen als Grundherr in seiner Heimat berichtet, daß er es, sowie seine zahlreichen Güter, schon jetzt unter seine vier Kinder verteilt habe. Ebenfalls aus Mißachtung der Schätze in seiner Hand, des Reichtums, des Überflusses im Besitz einzelner, wie Tolstoi sie in seinen jüngsten Schriften klar durchblicken ließ, fühlte er sich zu einem so an Shakespeares König Lear mahnenden Schritt veranlaßt, auf alle seine Besitzrechte zu gunsten seiner Kinder zu verzichten, die nichts dagegen zu haben schienen. Der alte Sonderling gehörte nun, wie er selbst sagte, der besitzlosen Klasse an, den Proletariern, den armen Arbeitern, den sozialistisch-kommunistischen Trämmern, die kein Geld mehr kennen, und wird wohl so in strengster Zurückgezogenheit auf dem Gute Jasnaja Poljana als seinen Acker selbst bestellender Bauer den Rest seiner Jahre verleben.

Wunderliche Schenkungen, ungewöhnliche Ursachen von testamentarischen Stiftungen bedeutenderen Wertes ergänzen nach dieser Seite der freien Reichtumsverteilung das Bild in mannichfach interessanter Art. Ein elsässischer Advokat hinterließ z. B. vor Jahren testamentarisch einer Irrenanstalt hunderttausend Mark mit der Begründung: Narren haben mich reich gemacht, Narren sollen auch etwas von meinem Reichtum bekommen. — Ein amerikanischer Sonderling Livingstone, der 1892 in Florenz starb, wo er sechzehnspännig mit seinen zwei Nichten auszufahren pflegte, vererbte diesen Nichten zu ihrer Verschönerung zwei Millionen Franks; aber auch einem Spielhausbesitzer, den er zu besuchen liebte, 50000 Franks, seinem Omnibus- und seinem Fiakerkutscher je 20000 Franks, die diesen Leuten wie im Traume zufielen.

Nicht minder eine Erbschaft von 150000 Pfd. Sterl. = drei Millionen Mark, die, wie im Londoner „Daily News“ zu lesen war, einer Dame zufiel, Fräulein Burch. Als sie nach der Ankündigung dieser Thatsache durch einen Londoner Rechtsanwalt sich von ihrem Erstaunen erholt und auf die erklärenden Mitteilungen gefaßt gemacht hatte, erfuhr sie folgendes: Sie habe sich eines Tages 1880 inmitten einer Menschenmasse in der Nähe des

Buckhingham-Palastes befunden, als die glänzende Auffahrt der zur Königin sich begebenden Damen stattfand. Auch ein alter Herr stand in dem Gedränge; er war aus der Provinz. Bald hielt er es nicht mehr aus und brach ohnmächtig zusammen. Da war es Miß Burch in seiner Nähe, die sich hilfreich um ihn bemühte und ihn aus dem Gedränge in Sicherheit brachte. Auf Verlangen gab sie dem Herrn ihre Karte. Jahr und Tag vergingen, ohne daß sie etwas von ihm sah noch hörte. Jetzt kam der unerwartete Lohn für die That. Da der reiche Alte nicht wußte, was er ohne alle Familie seinen Millionen für eine Bestimmung nach seinem Hinscheiden geben sollte, so schrieb er unter einem Erinnern von Menschenliebe sie dankbarlich dem Mädchen zu, dessen Karte er besaß.

Ein Herr Jakob Manskopf in Frankfurt a. M. hatte es im Leben zu einem großen Vermögen gebracht. Er war ein nicht nur einfacher Millionär geworden und genoß sein Alter in sorgloser Behaglichkeit, fehlte ihm auch die liebevolle Pflege einer eigenen Familie. Wohl bedachte er sich, wie er in seinem Testament über seinen Nachlaß verfüge, ohne daß diesen nur lachende Erben an sich nehmen, oder er nach Ermessen der Gemeinde als der einzusetzenden Erbin für zersplitterte Wohlthätigkeitszwecke verwendet werde. Besser, sagte er sich, es werden einzelne glücklich durch das unverhofft ihnen zufallende Geld gemacht, insoweit Geldbesitz dem Begriff von Glück entspricht. So vermachte denn Herr Manskopf: einem seiner Stiefbrüder eine Million; einem anderen, der wahrscheinlich wohlhabend und Kunstfreund war, eine silberne Schüssel im Wert von zwölftausend Gulden. Die Kinder seiner Schwester erbten eine Million; eine andere Schwester erhielt achthunderttausend Mark, der Bruder eine Million mit Haus, Garten und Geschäft, seine Haushälterin vierhunderttausend Mark, der Diener, der ihn gepflegt, fünftausendzweihundert, und der Gärtner dreitausend Mark. Die Dienstmädchen erhielten ihren Jahreslohn, solange sie im Hause waren, nochmals bezahlt und eine jährliche Rente von hundertfünfzig Mark. Für das Kaiser Wilhelm-

Denkmal in Frankfurt und für verschiedene „milde“ Stiftungen waren außerdem noch erkleckliche Summen bestimmt. Der ganze Nachlaß betrug nicht weniger als sieben Millionen.

In der Mehrzahl waren nach alter frommer Überlieferung die meisten bürgerlichen Stiftungen für die Wohlthätigkeitsanstalten der heimischen Stadt, besonders für den Fonds des bestehenden Hospitals oder für Begründung eines solchen bestimmt. In den Strom dieser Vermächtnisse floß aber mehr Geld vom vielerlei Reichtum der neueren Zeit hinein, als von dem der früheren möglich gewesen wäre. Auch, was sonst eine außerordentlich seltene That war, daß ein einzelner Bürger ein Hospital aus eigenem Vermögen errichtete und mit den Mitteln des Unterhalts versah, wie Fürsten wohl thaten, ist neuerdings nichts so Ungewöhnliches mehr.

Eine Summe von anderthalb Millionen Mark vermachte der Arzt Ephraim in Berlin dem Vorstand der jüdischen Gemeinde mit der Bestimmung, sie in Gestalt von Legaten an christliche und jüdische Wohlthätigkeitsanstalten auszuteilen, also im Kapital. — Der Arzt Henriette in Brüssel hinterließ der Krankenhausverwaltung hunderttausend Franks, einen gleichen Betrag noch für Verteilung von Suppe an dürftige Kinder, und fünfzigtausend Franks dem städtischen Kinderspital in Middelkerke an der See mit der Verpflichtung zur Zahlung einer Lebensrente. — Ein Direktor Schmidt in Berlin hinterließ dieser Stadt sein gesamtes Vermögen im Betrage von fünfviertel Millionen. Aber er wollte es zu einem Findelhaus bestimmt wissen. Nun setzte dies die Stadt, die auf eine Summe von solcher Höhe nicht verzichten mochte, insofern in große Verlegenheit, als Findelhäuser, wie in Wien, in Berlin zu errichten nicht genehmigt worden wäre. Doch fand die Klugheit, daß es ja der Name nicht thue, dem edlen Zweck des Stifters zu entsprechen; man vermied also die Bezeichnung „Findelhaus“, und es sollte auch die Einrichtung und Organisation der Anstalt von denjenigen der vorbildlichen Findelhäuser wesentlich abweichen. Die Anverwandten des Erblassers

vertraten dagegen die Ansicht, daß unter diesen Einschränkungen die vom Stifter gestellte Bedingung nicht als erfüllt zu betrachten sei, und klagten gegen die Stadt auf Herausgabe der Erbschaft. In der ersten Verhandlung erklärte sich das Gericht zu ungunsten der Stadt. Der Ausgang ist für unsere Verzeichnung nebensächlich, die markieren soll, welcher verschiedensten Arten die Stiftungen des modernen Reichtums sind.

In Stockerau, Österreich, hat die Witwe Therese Pampichler alle Bewohner in freudigste Aufregung versetzt, als die Bestimmung ihres Testaments ihnen bekannt wurde, daß ihnen an 200000 Gulden für wohlthätige Zwecke vermacht worden seien. Die Witwe Therese Pampichler war ein Weib aus dem Volke und hatte sich als reiche Frau ein Herz für dasselbe bewahrt. Ihre Hand war für Bedürftige immer offen gewesen. Als sie vor einigen Jahren in der Zeitung las, daß der Privatmann Joseph Manhardt der Gemeinde Stockerau zwanzigtausend Gulden hinterlassen habe, rief sie freudig:

„Das ist das schönste Denkmal, wahrhaftig! So was sollen die Stockerauer auch von mir lesen.“

Damals hatte sie schon zehntausend Gulden ins Testament für Stockerau geschrieben. Nach ihrem Tode stellte sich heraus, daß sie die Summe auf fast zweihunderttausend Gulden erhöht hatte, und zwar in folgender Weise: Die Gemeinde erhielt zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken rund hunderttausend Gulden, und zwar zur freien Verfügung in dem gedachten Sinne; dann aber noch zwei Häuser im Werte von zusammen sechzigtausend Gulden und für die Erhaltung jedes Hauses zwanzigtausend Gulden. Das Erträgnis der Häuser, deren zwölf Wohnparteien auf ein Jahr vom Zins befreit wurden, sollten dem Bürger-Armenfonds zufließen. Das Krankenhaus wurde mit sechstausend Gulden bedacht, und zwar zum Besten armer Genesender. Außerdem erhielt die Gemeinde vierzig Joch Acker im Werte von 32000 Gulden, die Kinderbewahranstalt fünfhundert Gulden und ebensoviel die freiwillige Feuerwehr. Je tausend Gulden waren

der Ortspolizei sowie den Armen zur alljährlichen Verteilung ausgesetzt, und 65000 Gulden erhielten entfernte Verwandte. Kinder hatte die Witwe, sie war die eines Müllermeisters, nicht, und lebte allein schon seit 1834 in bürgerlicher Bescheidenheit.

Der Generalinspektor der Versicherungsgesellschaft „Phönix" in Wien, von Sieberer, war Millionär geworden. In Erkenntlichkeit für seinen Geschäftserfolg stiftete er 1889 in seiner Vaterstadt Innsbruck ein großes, schönes Waisenhaus. Die Baukosten desselben betrugen eine halbe Million Gulden; annähernd soviel hinterlegte Sieberer noch als Erhaltungsfonds.

Originell und auch erfolgreich war die Idee, ein Reichswaisenhaus aus dem Ertrag der gesammelten Zigarrenspitzen und der kleinen Einzahlung für die Mitgliedschaft der beide Geschlechter umfassenden Sammlungsarmee der „Deutschen Reichsfechtschule" zu errichten. Ein solches ist in Lahr in Baden dann auch erbaut worden und wird mit den freiwilligen Beiträgen und fortgesetzten Sammlungserträgen der Reichsfechtschule erhalten.

Ein Stettiner Kaufmann Ludwig Karkutsch setzte in seinem Testament eine Million Mark der Stadt Stettin aus; zu einem milden Stift davon 300000 Mark und eine gleiche Summe zu einem Museum; außerdem seiner Vaterstadt Köslin vierhunderttausend Mark zur Erbauung eines „Karkutsch-Stifts", andere Schenkungen ungerechnet. — Die Stadt Warthe erhielt als Hinterlassenschaft des Privatmannes Pet. Eduard Heynahts ca. 400000 Mark für eine Erziehungsanstalt für Kinder aus ärmeren Verhältnissen.

Wie überhaupt mit der Steigerung und Verbreitung des Reichtums erkennbar in hundert Zügen das Humanitätbedürfnis und das Gemütbegehr nach Wohlthun und Schenkungen für öffentliche Zwecke in dieser Gesellschaftschicht immer lebendiger und thatenreicher geworden ist, so haben ihrer viele sich um den Verbrauch ihrer Vermächtnisse im besonderen keine Sorge weiter gemacht und sie einfach der Stadtpflege vertrauensvoll zur Verwaltung und näheren Bestimmung übergeben. So schenkte in

seinem Testament der 1890 verstorbene Syndiko von Rom, Fürst Gionetto Doria, ein Mann von vierzig Millionen, dieser Stadt anderthalb Millionen Lires. — Ein Rentier Steinmüller in Heidelberg vermachte neuerdings an Karlsruhe zu gemeinnützigen Zwecken 227000 Mark. — Der an Vermächtnissen und Stiftungen von alters her so reichen Stadt Leipzig schenkte die Bürgerin Agnes Berndt einen großen Teil ihres Vermögens im Betrage von mehr als einer Million Mark zu gunsten wohlthätiger Stiftungen der Stadt (1892). Gleichzeitig hinterließ sie ihr als Erbstück das einen bedeutenden Wert darstellende Grundstück „Vöhrs Hof".

Ein fühlbare Lücke würde es bilden, wenn eine solche Persönlichkeit, wie die des Herzogs Karl von Braunschweig hier übergangen würde, die als so außerordentlich drastische Illustration unserer Zeit in der Geschichte des Reichtums und in der besonderen der Vermächtnisse sich charakterisiert hat.

Er führte als einer der mißratensten der kleinen Souveräne unseres Jahrhunderts dreiundvierzig Jahre lang ein Leben als elendster Knecht seines Mammons. In Braunschweig wurde er 1804 als der Sohn des späteren Helden von Quatrebras geboren. Seine Erziehung, von Vormündern geleitet, war für seinen Charakter des Exzentrischen so verkehrt als möglich. In Lausanne trieb er z. B. 1820 als sechzehnjähriger junger Mann ein so ausschweifendes Leben, daß er krank nach Bruchsal zu seiner Großmutter gebracht wurde. Im Jahre 1823 kam er dann, unreif im Charakter, auf den braunschweigischen Thron. Sieben Jahre lang peinigte er nun Land und Leute. Starrsinn, Rachsucht und Geldgier waren des Herzogs hervorstechende Eigenschaften. Die Verfassung des Landes hob er einfach als ihm unbequem auf, die Staatsdomänen verkaufte er zum Vorteil seiner Privatkasse. Da es ihm in seiner Residenz Braunschweig nicht besonders gefiel, lebte er meist in Paris. Die Julirevolution vertrieb ihn von da. Als er nach Braunschweig zurückkehrte, brach auch gegen ihn der offene Aufruhr los. Sein Schloß wurde in Brand gesteckt, die Stände setzten ihn ab, und er floh als Geächteter und selbst

vom Bundestage Verlassener aus dem Lande. Aber er verfehlte nicht, in Diamanten des reichen Hausschatzes so viel mit zu nehmen, als er konnte; ein bedeutendes Vermögen hatte er vorsichtig schon im Auslande untergebracht. Man schätzte alles, wahrscheinlich übertrieben, auf dreihundert Millionen Franks, was er als Entschädigung für seinen Thron sich in die Tasche gesteckt hatte.

Im Auslande, wo er nun lebte, meist in Paris, spielte er in der Gesellschaft eine mißachtete und halbnärrische Figur. Eine Leidenschaft von ihm war das Prozeßführen um Geld gegen seinen zur Regierung gelangten Bruder und andere. Er hatte eine Tochter, die sich 1847 mit dem Grafen Circy verheiratete. Den Diamantenschmuck, den er für sie von der Markgräfin von Baden erhielt und dessen Wert auf sechshunderttausend Franks veranschlagt ward, hat sie nie bekommen. Der liebevolle Vater hat denselben, wie behauptet wird, später an die Stadt Paris verkauft, als sie einen Schmuck zum Geschenk für die Kaiserin Eugenie suchte. Und gegen diese einzige Tochter prozessierte er auch. Sie verlangte etwa eine Million von ihm zum Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Er wollte sie ihr durchaus nicht geben, gar nichts, und zahlte lieber anderthalb Millionen in den Prozessen mit ihr.

In den Elysäischen Feldern in Paris hatte er sich ein eigenartiges Hotel bauen lassen. Er verkaufte es und erwarb dafür das Hotel Beaujon, daß der Tänzerin Lola Montez gehörte. Es ward zu einer Veste für seine Schätze hergerichtet, was enorme Summen kostete. Fünf schwere Thore von massivem Eisen, hohe Mauern mit einem starken Gitter obenauf versehen, wehrten jeden Zugang ohne Erlaubnis des Besitzers. Die vergoldeten Pfeilspitzen des Gitters standen mit einem elektrischen Apparat in Verbindung, so daß bei dessen leisester Berührung ein Glockenwerk im Innern Alarm machte. Wenige Fremde nur durften sich denn auch rühmen, in das Innere dieses Heiligtums zugelassen worden zu sein. Das Allerinnerste war das Schlafzimmer. Es war buchstäblich ein eiserner, in der kostbarsten und seltsamsten Ausstattung gehaltener Käfig. An einer gewissen Stelle der Tapete

war eine unbemerkbare Öffnung für den Schlüssel, den der Herzog Tag und Nacht an seinem Halse trug und mit dem er einen Alkoven öffnen konnte. Dort stand der feuerfeste Kassenschrank, der seine Geld- und Goldschätze, Stöße von Staatspapieren, Aktien, Banknoten und Goldbarren in der Form von Chokoladetäfelchen barg. Dort befand sich auch der stählerne Kasten mit seinen berühmten Diamanten. Er hing an ihnen wie an seinem Leben. Er hatte eine eigene Buchführung dafür eingerichtet; jeder einzelne Stein, jedes Kleinod war unter bestimmter Rubrik mit Nummer, Beschreibung, Gewicht und Einkaufspreis eingetragen. Alle Tage kaufte oder vertauschte er einige Stücke und konnte sich kindisch freuen, wenn er einen Juwelenhändler übervorteilt hatte. Er war natürlich ein gewiegter Kenner in Diamanten.

Es fragte sich, wem er einmal sein, trotz Diebstahl, Prozeßkosten und nicht glücklichen Spekulationen noch sehr hoch zu berechnendes Vermögen vermachen würde. Es hieß, früher habe er es dem Sohne Louis Napoleons zugedacht, diese Bestimmung jedoch nach dem Sturz des letzteren wieder aufgegeben. Er lebte nach dem französischen Kriege zumeist in und bei Genf. Am 19. August 1873 starb er da, und die Welt hörte mit Staunen, daß die reiche, auch an Stiftungen so hochbedachte Stadt Genf zur Erbin des herzoglichen Nachlasses berufen worden sei. Dafür waren ihr folgende Bedingungen auferlegt:

Des Braunschweigers Leiche sollte von fünf Aerzten untersucht werden, um festzustellen, daß sie nicht vergiftet sei, darnach einbalsamiert oder versteinert werden. Das Leichenbegängnis war in der Weise wie bei einem Souverän zu halten. Die Leiche sollte in einem Mausoleum nach dem berühmten Muster des Geschlechts der Skaliger in Verona bestattet und dem Verstorbenen ein Reiterstandbild, bei dem auch sein Vater und Großvater zu figurieren hätten, in Bronze und Marmor errichtet werden.

Das Testament war vom 6. März 1871. Die Höhe der darin verfügten Hinterlassenschaft, ohne Güter und Schlösser, wurde hundert Millionen geschätzt, und die Behörde der Stadt Genf

besann sich nicht lange, eine so kolossale Erbschaft anzunehmen. Nach dem Willen des Stifters erfüllte sie seine Bedingungen. Die Leichenfeier war in so fürstlichem, pomphaft-feierlichem Stil, daß sie der Herzog sich kaum großartiger gedacht haben wird. Von drei Türmen der Kathedrale von St. Peter wehten ungeheure Trauerfahnen mit dem Wappen von Braunschweig. Auf dem Neuen Platze hatte man ein riesiges provisorisches Mausoleum nach dem Muster erbaut, das der Herzog für das endgiltige Denkmal in Zeichnung hinterließ. Im Mittelpunkt des Schiffes erhob sich der fünfzig Fuß hohe Katafalk, umgeben von symbolischen Figuren. Der Sarg war von massivem Silber, in eine Kiste von Pallisanderholz eingeschlossen. Während der feierlichen Trauerzeremonie gab es Kanonenschläge und Glockengeläut aller Kirchen. Beigesetzt wurde zunächst der Leichnam auf dem protestantischen Friedhof von Plainpalais. Nach einigen Jahren ruhte der „Diamantenherzog" dann in der Marmorgruft am Quai des Genfer Sees, unter dem gewaltigen architektonischen Aufbau, als dessen Krönung sein Reiterbild hoch in die Luft emporragt, so wie er es für sein Geld gewollt.

* * *

In all' solchen Stiftungen und Vermächtnissen äußerte sich der moderne Reichtum nach persönlicher Berechnung, Familien- und Heimatinteresse, Bürgersinn, Dankbarkeit, nach Gefallen und Launen, und verteilte so ungeheuer viel Geldgut aus Einzelbesitz für die öffentlichen und gemeinnützigen Zwecke in alle Welt. Er verbreitete unzweifelhaft viel und vielerlei Segen damit und linderte und lindert vielerlei Not und Elend.

Der Reichtum unserer Zeit ist aber auch, in den großen Städten besonders, zu einer Privatwohlthätigkeit herangezogen, oder hat sich freiwillig wie aus Gewissenspflicht in ihren Dienst gestellt, die mit nie ausreichenden Mitteln an Geld doch Millionen über Millionen zur Bekämpfung und Verminderung des Massenelends verwendet. Es ist ein von Vereinen förmlich organisierter Krieg gegen den Pauperismus, gegen die moralische und körperliche

Verkommenheit und Verwilderung der niedersten Volksklasse, um deren träge Macht zu brechen, ihre Brut- und Fäulnisherde zu vernichten, das davon ausgehende ansteckende Gift möglichst unschädlich zu machen, wenn dieser Pauperismus, dieses Stumpfleben der arbeitscheuen und unfähigen Armut in den Großstädten, als eine Begleiterscheinung der Civilisation, auch wohl niemals auszurotten sein wird. Aber der Reichtum, der Überfluß an Genußmitteln, bietet sein Geld dafür auf, diesen Moloch satt zu machen.

Mit welchem Aufwande dies geschieht, dafür bietet sich natürlich kein stärkeres Beispiel dar, als wieder London, diese Millionenstadt mit ihren Vierteln, in denen der Pauperismus seine alten Nester hat. Nach den neueren Quellen, die in dem Werke von Schulze-Gaevernitz über den „Sozialen Frieden" benutzt worden sind, ist eine deutlichere Vorstellung von der ungeheuren Wohlthätigkeit zu gewinnen, die sich in London über würdige Arme wie Strolche ergießt. So wurden z. B. im Jahre 1888 nicht weniger als dreizehn Millionen freier Mittagessen ausgeteilt. Die Wohlhabenden, die Reichen, die oberen Klassen der englischen Gesellschaft, lassen durch die verschiedensten Kanäle ihre Spenden, durch die sie sich von ihren sozialen Pflichten loszukaufen suchen, zu dem ungeheuren Betrag zusammenfließen, der für den täglichen Kampf der Privatwohlthätigkeit gegen das Elend erheischt wird. Man vergleiche damit die Ausübung dieser Wohlthätigkeit in Spanien, wie sie früher skizziert ist.

Die statistischen Aufnahmen stellen fest, daß Citygemeinde, Stiftungen, Gemeindegeistlichkeit, Sekten, Privatgesellschaften, Gerichte, Armenbehörden in London jährlich 4719224 Pfd. Sterl. auf Wohlthätigkeit verwenden. Mit der privaten zusammen werden darnach hundert Millionen Mark jährlich zu rechnen sein. Über eine Million Armer werden aber, allerdings im ganzen vereinigten Königreiche, täglich im Durchschnitt von der Armenverwaltung unterstützt. Da viele nicht das ganze Jahr hindurch Unterstützung erhalten, so ist die Zahl der überhaupt auf die Armenpflege angewiesenen bedeutend größer. Sie wird daher von den einen (Mulhall)

auf etwa drei Millionen geschätzt, von anderen auf zwei Millionen. Im ganzen werden über zehn Millionen Pfd. Sterl. = 200 Millionen Mark jährlich im vereinigten Königreiche für öffentliche Armenpflege ausgegeben.*)

Die Strategie zur Bekämpfung dieses immer wieder sich erneuernden Massenelends, das in anderen Ländern und Großstädten allerdings nicht oder nicht mehr in so grellen Verhältnissen vorhanden ist, hat längst als Grundsatz aufgestellt, daß das systemlose Geldgeben je nach dem Augenblicksanreiz des einzelnen Spenders an jeden unbekannten, ungeprüften Bettler beschränkt werden sollte, da vorherrschend der kecke Forderer und verschmitzte Heuchler zum Nachteil der verschämten Armut dadurch gewinne. Diese Einsicht gab die Veranlassung auch anderwärts als in England zu den verschiedensten humanen Vereinen, die sich die Aufgabe stellten, innerhalb ihres Bezirks jeden einzelnen Armen zu beobachten und seine Bedürftigkeit und Würdigkeit zu prüfen. Es brach sich dann auch noch die weitere Erkenntnis Bahn, daß die Privatwohlthätigkeit neben der religiös-humanen Pflicht der Nächstenliebe noch eine soziale und national-ökonomische Aufgabe zu erfüllen habe, die wohl auch von einschneidender Wechselwirkung auf die ganze soziale Frage sei. Im Hinblick auf diese Kulturaufgabe begab sich nun der einzelne zu gunsten der Vereinsthätigkeit seines Rechtes, seine Geldgaben nach eigenem Gutdünken zu verschenken. Er übertrug dies vertrauensvoll dem Vereinsgenossen, der mit solcher Verteilung viel besser Bescheid wußte. Es sollte eben nicht bloß der Augenblicksnot abgeholfen, sondern auch durch die agierenden Vereinsmitglieder eingehend den Quellen derselben nachgespürt werden, und in Gemeinschaft mit den Geistlichen und der lokalen Armenbehörde womöglich ein gründlicheres Abhilfmittel gesucht und aufgewendet werden. Die Privatarmenpflege, anders als die auf strenge Sparung verwiesene Gemeindearmenhilfe, sollte in diesem Fall mehr individuell behandelt werden, mit einsichtvollem Rat

*) Zum sozialen Frieden. II. 109 fg.

und Wohlwollen zugleich eine moralische und physische Erhebung und Spannkraft bringen.

Wir halten uns auch hier an illustrierende Beispiele solcher Theorien und Minierunternehmungen des Reichtums gegen die Armut in jeder Art. Ein Ideal von Privatwohlthätigkeit-Verein, worüber in einem größeren Bericht der „Schwäbischen Chronik“ vom 3. Mai 1881*) berichtet wird, sollte durch die Mithilfe der Frauen erreicht worden sein, zumal in einigen Städten, wo allerdings auch die Armutverhältnisse gewöhnlich übersehbarer Natur sind. Der praktische Engländer hat schon längst die Frauen viel mehr als bei uns in der Armenpflege verwendet.

Komiteesitzung eines solchen Vereins: Ein Geistlicher, zwei Pfarrgemeinderäte, drei Damen und der Vorsteher der offiziellen Armenbehörde bilden den Vorstand in diesen sich alle zwei Wochen wiederholenden Zusammenkünften. Jede der achtzehn bis vierundzwanzig Armenpfleger und Pflegerinnen statten einzeln ihre Berichte ab über die ihnen speziell zum Besuche oder zur Unterstützung zugeteilten Familien. Neue Gaben werden in gemeinschaftlicher Beratung verwilligt, oder die alten fortgenehmigt, oder nach den gemachten Erfahrungen zurückgezogen. Die Kassierin teilt nun für die nächsten zwei Wochen je nach Wunsch und Bedürfnis den einzelnen Mitgliedern wieder die für ihre Schützlinge bewilligten Unterstützungen in Geld, Suppen- oder Holz- und Mehlzettel und namentlich das Arbeitmaterial für Handarbeiten zu. In dem Hauptbuch wird genau über alles Protokoll geführt. Viel Christenliebe und Menschenfreundlichkeit wird hier aufgeboten, um manchen Haushalt von dem allmählichen Verfall zu retten und wieder in die Höhe zu richten. Man giebt der armen Mutter, die bei der Abwartung ihrer kleineren Kinder keinen regelmäßigen Verdienst aufsuchen kann, oder zu faul und zu ungeschickt dazu war, Näh- und Strickarbeit; sie gewöhnt sich dadurch an ein Zweckarbeiten überhaupt, lernt den Begriff und Wert eines bestimmten Ein-

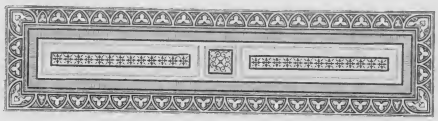
*) Schwäb. Merkur 1881. Nr. 103.

kommens durch Arbeit schätzen, und findet ebenso wohl auch aus eigenem Empfinden, daß ein erarbeiteter Pfennig doppelt so weit reicht als ein erbettelter.

Es ist also eine Art innere Mission, die zu den Aufgaben, und gewiß den schwierigsten, solcher Vereinsthätigkeit gehört. Die Frau soll auf diesem Felde mit ihren Eigenschaften wirken, die schon oft noch Rat und Hilfe fanden, wo der Mann daran verzagte, die schon oft in die verkommenste Häuslichkeit die aufmunternde Güte und Energie brachten und damit wieder Ordnung, Frieden und Fleiß aufriefen.

Es gehört mit zum sozialen Versöhnungskampf, den die Wohlthätigkeit, den mit ihr im besonderen die Frauen auch mit den Armen, Arbeitskindern, Fabrik- und Lademädchen in England, in Frankreich, in Deutschland führen, und der die Gründung immer neuer Vereine, Haushaltungsschulen, Arbeitszirkel mit Aufsicht und Geselligkeit, Schulen mit Spielen für die kleinen Kinder, Christbescherungen und dergleichen mehr bewirkt hat.*) Und wie viel Segen geht von vielen Frauen aus, die in feiner Fürsorge einer Familie ihre Wiedergeburt gegeben, sittliche Ideale still in manches Mädchens Seele gepflegt, und im kleinen und einzelnen soziale Fragen gelöst haben!

*) Vergl. den Aufsatz von Julius Post in der D. Rundsch. 1891. Nr. 5.



X.

Der Volkswohlstand der Gegenwart. Zeugen und Bürgen.

Die Großstädte. — Die Postmarke. — Der Seehandel. — Versicherungswesen. — Sparkassen. — Die Naturwissenschaft und die Technik. — Die Ernährung der Menschheit. — Gold, Juwelen und Geld in der Welt. — Das geschichtliche Gesetz.

Der Zeitraum von 1830 bis 1890, das sind sechzig Jahre, bedeutet eine Umwälzung aller sozialen Verhältnisse, wie sie einzig in ihrer Art ist. Es findet eine ungeheuer vielfältige und im einzelnen großartige Erzeugung von Kapitalien statt durch Steigerung der Leistungskraft in der Arbeit mittels Maschinen, mit denen die Menschenarme ihre Kraft und Handhabung vereinigen. Es giebt so viel Geld, wie man sich in kühnsten Phantasien früher nie geträumt hat. Es giebt dabei trotz aller Handelskrisen, Handelsstockungen, immer wieder so viel Produktion in der Industrie, so viel Gelegenheit zu Spekulation und Umsatz in Geschäften aller Art irgend wohin, daß von einem dauernden Rückgang dieses Getriebes oder gar von dessen Stillstand aus Erschöpfung überhaupt gar nicht die Rede sein kann.

Vielmehr erscheinen diese Zustände noch in einem Chaos, und man weiß nicht, was schließlich in Ruhebildung werden wird. Diese Industrie unserer Zeit, die in England gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Dampfmaschinen für Weberei und Strickerei, mit vermehrtem Verbrauch der Kohle und der höheren

Verwertung des Eisens beginnt und auf dem nordischen europäischen Festlande erst nach der Napoleonischen Kriegszeit begriffen und dann mehr und mehr nachgeahmt wird, befindet sich unbestreitbar erst noch in einem Übergangsstadium. Es wird, es muß noch viel mehr aus ihr werden, da sie noch lange nicht alle Hilfsmittel der technischen und mechanischen Wissenschaften sich praktisch zu eigen gemacht hat, die Jahr um Jahr neu erfunden und versucht werden. Sechzig Jahre, ein halbes Jahrhundert, ist zu wenig für die Entwickelung einer so ungeheuren Leistungskraft, wie sie unsere Zeit vorstellt, die Völker aus ihrem Hinleben riß und die ganze irdische Welt in Zusammenhang durch Handel und Verkehr setzte. Sie hat alte wirtschaftliche Gesetze im Sturmlauf ihrer revolutionären Bewegung umgestoßen und hinfällig gemacht; aber noch hat sie nicht ihre eigenen zu schaffen vermocht und ihr führendes, alles sagendes Losungswort verkünden können. Sie hat viele Gebiete sich erobert, andere noch nicht berührt; sie hat Fragen aufgerufen, aber ihre Lösung ist der Zukunft noch vorbehalten.

Wesentlich haben wir diese wirtschaftliche Erhebung und Entwickelung, und damit die Mehrung des Reichtums in unserem Jahrhundert in die Breite wie in die Höhe in den eigentlichen, und für die geschichtliche Bewegung doch auch nur maßgebenden Kulturländern in großen Zügen mit illustrierenden Beispielen darzustellen gesucht. Halten wir uns des weiteren hierfür zunächst an Deutschland.

Die Zahl der deutschen Städte mit mehr als hunderttausend Einwohnern wuchs in der kurzen Spanne von 1885—1890 von 21 auf 26, die zusammen im Jahre 1885 etwa fünftehalb Millionen, im Jahre 1890 über sechs Millionen Einwohner zählten. Der Anteil dieser Städte an der Gesamtbevölkerung hob sich von zehn auf zwölf Prozent. Dagegen haben sich die Landstädte und Dörfer nur schwach vermehrt, sind stehen geblieben und zeigen sogar eine Abnahme. Diese Erscheinung ist der äußere Ausdruck der Thatsache, daß Deutschland in Hast sich dem Ziele nähert, auf das es seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts losgeht, nämlich aus

einem Ackerbau treibenden Lande ein Industriestaat zu werden. Ohne Zweifel ist es die neuzeitliche Entwickelung der Technik im Gewerbe und Verkehr, die dieses Wachstum der Städte erzeugt hat. Aber es ist auch die Vorstellung der Arbeiter, daß in den Städten, den großen zumal, mehr Geld zu verdienen ist, als in den kleinen und gar auf dem Lande, ohne daß dabei von ihnen in Betracht genommen wird, wieviel mehr der städtische Lebensunterhalt in Anspruch nimmt.

Die Menschheit ist habgierig geworden durch dies überall in den Großstädten sichtbare Werben, Glänzen und Gebaren des vielerlei Reichtums; das heutige Geschlecht sucht nicht in dem inneren Frieden sein Glück, sondern an dem ihm zugeteilten Maß von Genuß und äußeren Gütern mißt es dasselbe. Und aus diesem Drang, die äußeren Verhältnisse zum Gegenstand des Vergleichs zu machen, entspringt die allgemeine Unzufriedenheit unserer Tage. Der Gedanke, daß andere mehr haben könnten, beunruhigt dergestalt alle Kreise, daß sie auf den Gedanken, den Frieden in sich selbst zu suchen, nicht mehr kommen.

Die Orientalen sind vielleicht doch bessere Lebenskünstler als wir, die wir uns die Vertreter der Zivilisation nennen. Sie kennen nicht, wie ein neuerer Reisender sagt, das aufregende Leben des sogenannten Kulturmenschen, der im Kampfe ums tägliche Brot, oder von Ehrgeiz und Ruhmsucht erfüllt, bisweilen unter der Last der ihm aufgebürdeten Arbeiten erliegt. Bescheiden in ihren Wünschen und Erwartungen, zufrieden, wenn ihre einfachen Bedürfnisse erfüllt werden, erringen sie bald den inneren Frieden, der das einzige wahre Glück des Menschen ausmacht, und ergeben in ihr Schicksal, legen sie sich eines Tages hin zum Sterben, wenn das Maß ihrer Tage voll ist.

Entgegengesetzt ist aber bei uns die Unzufriedenheit Lebensprinzip geworden, und die Großstadt mit ihren hunderterlei Verhältnissen macht es erstarken.

Indeß, diese Großstadt ist eine Schöpfung unserer Zeit und in ihr sind die beredtesten Zeugen des modernen Reichtums und

der Mehrung des Volkswohlstandes zu finden. Hier sieht man überall die Arbeit und den Sinn eines aus dem Volke erstarkten Bürgertums, und daß der großartige Aufschwung des materiellen Wohls der Kultur ungeheure Förderung verleiht. Wer sich fünfzig, vierzig Jahre zurückversetzen kann in das Leben dieser heutigen Groß-, selbst Weltstädte wie Berlin, der wird es zu ermessen vermögen, welche Umwandlung überall, bis ins Häusliche hinein, vom Einfachsten bis zum Anspruchsvollen erfolgt ist, und wie Genüsse in den guten bürgerlichen Häusern heut für selbstverständlich oder doch nicht für außerordentlich gelten, die zu Vaters Zeiten selbst noch ungekannt und unbegehrt waren.

Nehmen wir Berlin, wo sich die Übergänge zwischen einst und jetzt am schärfsten und großartigsten charakterisieren. An die Stelle von niedrigen, mit Gärten umgebenen Häuschen aus der Zeit vor 1850 sind Mietskasernen geworden. Der wachsende Zuzug von außen erheischte immerfort die Anlage neuer Straßen, die das Adernetz großer Stadtviertel wurden. Von den mehr als anderthalb Millionen Einwohnern der Stadt sind nicht mehr als fünf- bis sechsmalhunderttausend eigentliche, geborene Berliner. Aus den östlichen Provinzen besonders strömt es zur Hauptstadt wie zu einem Dorado, wo Arbeit, Geldverdienst, Fortbildung, Emporkommen, oder Lebensgenuß und angenehme Verführungen, unfehlbar zu finden sind.

Die ungeheuerliche Stadtvergrößerung zumal nach 1870 hat die Bauern und Ackerbürger der umliegenden Ortschaften Berlins zu reichen Leuten gemacht. Die von Schöneberg und Wilmersdorf, im vornehmen Westen der Stadt, verkauften namentlich alle ihre Feldmarken als Baustellen und sind dadurch vielfache Millionäre geworden, wie dies natürlich auch in anderen, schnell gewachsenen Städten der Fall gewesen ist. Aus- und umgebaut wurde Berlin; wie unter Zaubermacht gab es überall Werden und Entwickelung; Handel und Verkehr erheischten und schafften Platz nach den immer gewaltiger sich steigernden Anforderungen. Das alte Berlin, das bis 1870, wie weitläufig immer, war eine verhältnismäßig stille

Stadt mit nur einzelnen Punkten, wo zu gewissen Stunden des Tages ein Wirbel von großstädtischem Geschäftstreiben stattfand. Der Omnibus genügte mit den Droschken aber noch hinlänglich dem Bedürfnis der Beförderung. Wie staunenswert schnell veränderte sich dies! Nun rollen von früh bis Mitternacht die Stadtbahnzüge und Trambais in kurzer Folge und hastigen Laufes hintereinander, immer dicht mit Menschen besetzt, neben Droschken, Omnibus, Kutschen und Geschäftswagen, wie in Paris und London, die unwiderlegliche Bezeugung eines hochentwickelten Arbeit- und Geschäftlebens, abgesehen von der hineinspielenden geselligen Lebhaftigkeit des Verkehrs, und damit auch des Volkswohlstandes.

Volkreich und riesengroß wie diese Stadt durch den schöpfungfreudigen Geist der neuen Zeit geworden ist, bethätigt sich auch der erwachte Sinn für ihr künstlerisches Verschönen. Die Bauten in den alten und neuen Straßen wurden palastartig und von einer reichen, anspruchvollen, wenn auch nicht immer geschmackvollen Architektur. Aber diese privaten Gebäude gewährten zunächst eine anregende Abwechslung in der langen Flucht der Straßenfronten. Mehr und mehr ist auch die Zierde öffentlicher Anlagen gepflegt worden und weiß-marmorne Denkmäler schmücken außer den bronzenen die Plätze. Kolossale Hotels mit fürstlichen Einrichtungen entsprechen den höchsten Anforderungen der Fremden, die hier aus allen Ländern der Welt zusammenströmen. Die neuen schönen Bahnhöfe beweisen die Umfänglichkeit dieses Verkehrs. Prunkvoll eingerichtete Kaffee- und Bierhäuser, künstlerisch dazu im Innern und Äußern geschmückt, glänzende und behagliche Speisehäuser, versetzen ihre Gäste wie in andere, heitere Sphären. Eins der monumentalen Gebäude nach dem anderen drückt den Geist des Edlen und Schönen, auch des Großen aus, der es hervorgerufen. Hochragend in seiner gotischen Pracht der Riesenbau des Rathauses; ferner bezeugen es die Börse, die Schulhäuser, die neuen Museen, das neue Reichstaggebäude. Dreißig Millionen werden auf dieses letztere etwa verwendet werden. Die Ausstattung mit Möbeln, Beleuchtungsmitteln, Teppichen, Vorhängen ist auf mehr

als fünfviertel Millionen Mark berechnet. Für Kunstwerke ersten Ranges an den Fenstern, in den Sälen und Hallen sollen bis zu zwei Millionen Mark verausgabt werden können: Staat, Stadt und Bürgertum — wie bethätigen sie heut gegen früher ihren Sinn für Verschönerung der Hauptstadt, der so zur Weltstadt emporgewachsenen Heimstätte! Die Gemeindebehörden von Berlin stifteten zu Ehren des Regierungsantritts Kaiser Wilhelms II. eine halbe Million für einen Monumentalbrunnen vor dem königlichen Schlosse; der Färbereibesitzer Spindler, ein Wohlthäter seiner Leute, ließ auf dem kleinen Spittelmarkt einen schönen Brunnen errichten; unweit davon lagen die Fabrikgebäude, in denen er ein reicher Mann geworden.

Der allgemeine und große Volkswohlstand kennzeichnet sich doch auch ferner in den Sommer- und Badereisen, die heut bis in die vom Hause ferusten Gegenden Europas oft mit der ganzen Familie unternommen werden, und woran vor fünfzig, vierzig Jahren der wohlhabende Bürger selbst nicht zu denken wagte. Heut ist dies in der Auffassung des besseren Stadtlebens, zur Gesundheit der Beamten, Schullehrer, Professoren u. s. w., auch Rentiers, durchaus notwendig; drei bis sechs Wochen giebt der Staat, giebt die Gemeinde ihren Beamten Ferien, alle Jahre oder doch alle zwei. Die Eisenbahnzüge müssen jetzt im Winter geheizt sein, einst eine Ungeheuerlichkeit des Verlangens, lange eine lokale Seltenheit; die Kirchen auch erhalten erst in neuerer Zeit gewärmte Räume bei dem winterlichen Gottesdienst. Unbestreitbar, daß die Ansprüche auf Annehmlichkeiten des Lebens in den weitesten Schichten des Volks im Verhältnis gestiegen sind.

Die Konsumfähigkeit für Brot, Fleisch, Thee in England z. B. stieg entsprechend dem vergrößerten Einkommen. Seit vierzig Jahren hat sich der Verbrauch von Thee und Zucker auf den Kopf dort verdreifacht, die Einfuhr von Butter verachtfacht, von Eiern verzehn-, von Speck und Schinken verachtunddreißigfacht. — Dazu eine gewaltige Entwickelung des Sparkassenwesens. Die Zahl

der Industriearbeiter stieg um 45 Prozent von 1841 bis 1881; die Gesamtbevölkerung nur um 30 Prozent.*)

Nach den statistischen Ergebnissen der verschiedenen deutschen Länder ist in ihnen eine fortgesetzte mehr oder minder lebhafte Vermehrung des Einkommens im Mittelstande unzweifelhaft und als das Mittel, ein höheres Wohlleben gegen früher führen zu können, wohl zu berücksichtigen. Um mit Zahlen nicht zu ermüden, sei nur das Königreich Sachsen zum Beispiel gegeben. Von daselbst bis zu elfhundert Mark Einkommen Eingeschätzten gab es von 1880—1890 eine Zunahme von über 22 Prozent; von solchen, die auf 1100 bis 2200 Mark geschätzt waren, was für die unterste Stufe des Mittelstandes zu halten wäre, gab es in diesem Zeitraum ein Plus von 59 Prozent, nämlich von 105226 Personen auf 167763. Die mittelständischen Einkommen von 2200—3300 wuchsen um 41 Prozent, die von 3300—4300 auf 44, die von 4300—5400 von 6273 Personen auf 9189 = 46 Prozent. Im allgemeinen stieg in diesen Kreisen das Einkommen also um 40—60 Prozent, wogegen die Bevölkerung nur um 17 Prozent in gleichem Zeitraum zunahm. Festgestellt ist ferner, daß dieser Zuwachs des sächsischen Mittelstandes nicht etwa aus dem Niedergang der oberen Einkommenklassen erfolgt, sondern durch das Emporkommen der ärmeren. In den Städten, wo Gewerbebetrieb, mehrte sich der Mittelstand schnell und wird vielfach Haus- und Grundbesitzer. In den kleinen Städten zeigt sich der Wohlstand schon in dem schmucken Aussehen ihrer Straßen und Häuser; fast in allen ist eine lohnende Industrie aufgekommen**) und belebt die einst stillen, ländlichen Ortschaften.

* * *

Die Einführung der Postmarke erfolgte zuerst 1840 in England Es begann damit das große Zeitalter der Post, die in ihrem schnellen

*) Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaft. 1892.
**) Kölnische Ztg. 1892. Nr. 841.

Aufschwunge dem des Handels, Verkehrs, Geschäftslebens klein und groß, der Mehrung des Reichtums in der Welt, entsprach. Mehr oder weniger rasch führten alle Länder der Erde, die eine geordnetes Postwesen besaßen, Postwertzeichen ein, zunächst 1843 Brasilien, dann 1844 Genf, 1845 Finnland, 1846 Nordamerika, 1848 Rußland, 1849 Frankreich, Belgien, Bayern, 1850 Österreich, Preußen, Sachsen, später die übrigen Länder, zuletzt Siam. Durch Ablösung des Thurn- und Taxisschen Lehnpostwesens erreichte 1867 Preußen an Stelle der früheren Zersplitterung dieser Anstalten in Deutschland die weltumfassende Einheit und ein rasches Durchdringen aller Glieder des inneren Verkehrskörpers durch die allgemeinste Verbreitung der Verkehrseinrichtungen. Durch die 1874 vom preußischen Staatssekretär v. Stephan ins Leben gerufenen Reformen ist das deutsche Reichspostwesen zu einer mustergiltigen Höhe gelangt, dem die der anderen Länder nacheiferten. Eine der wichtigsten Schöpfungen Stephans ist der Weltpostverein, der jetzt alle Postländer der Erde umfaßt. Im Jahre 1867 war die Zahl der Postanstalten in den Staaten des jetzigen Reichspostgebiets 4870 — 1892 waren es ihrer 24000.

Nach Scherzer*) rechnete man 1865, daß etwa 2300 Millionen Briefe im Weltverkehr gewechselt wurden, 1870: 3200 Millionen, 1883: 6700 (mit Drucksachen, Postkarten, Zeitungsnummern 11260 Millionen Stück); im Jahre 1888 mehr als 9650 Millionen Briefe und mit den anderen Sendungen zusammen 16000 Millionen. Täglich bewegen sich nach dieser neueren Rechnung auf dem Gebiet des Weltpostverkehrs ca. 44 Millionen Postsendungen. Abgesehen von der nordamerikanischen Union, welche über rund 58000 Postanstalten verfügt, besaß Deutschland die größte Zahl von Postanstalten, im Jahre 1890: 24970, und beschäftigte das größte Personal, 126687 Köpfe, zur Wahrnehmung des Post- und Telegraphendienstes.

Gegenwärtig zählt Europa allein 37649 Staatstele-

*) Der wirtschaftliche Verkehr der Gegenwart. Wien.

graphenanstalten, welche dem allgemeinen Verkehr geöffnet sind. Die Länge der Telegraphenlinien der Erde darf gegenwärtig auf mehr als 1,5 Millionen, die der Telegraphenleitungen auf über 3,6 Millionen Kilometer veranschlagt werden. Es giebt auf der Erde 85000 Telegraphenanstalten, welche täglich der Beförderung von rund 826000 Telegrammen sich zu widmen haben.

Es darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Postmarke die Ursache eines bedeutend gewordenen Geschäftsumtriebes geworden ist. In Paris entstanden anfangs der 1860er Jahre die ersten Briefmarkengeschäfte, die es sich zur Aufgabe machten, die Bedürfnisse der um jene Zeit zuerst auftauchenden Markensammler, oder, wie sie sich nannten, der „Philatelisten" zu decken. Mit der bald zunehmenden Sammelwut eines aus allen Ständen und Altersklassen sich zusammensetzenden Publikums wurden die Markenhändler selbstbewußte Großkaufleute, von denen einige jährlich über zwei Millionen Briefmarken und 30000 Briefmarken-Albums absetzten, und ihre Verbindungen eifrig nach allen Ländern der Erde ausdehnten. Es erschienen philatelistische Fachzeitschriften in Frankreich, Deutschland, England und Belgien, und Fachvereine wurden gegründet, unter denen die société timbro-logique des Baron Arthur von Rothschild in Paris einer der bekanntesten wurde und das Studium des Briefmarkensammelwesens wissenschaftlich betrieb. Ebenso that dies der „Internationale Philatelistenverein" in Dresden. Der Briefmarkenhandel rief auch eine eigene Börse ins Leben, an der dieselben Aufregungen herrschen, wie an den großen Handelsbörsen. Paris, London, Wien, Berlin, Leipzig, Brüssel, Breslau, Stuttgart sind die Hauptplätze, und Preise werden da für seltene Postmarken gefordert und geboten, die einem Laien ungeheuerlich erscheinen. Da zur Zeit der Einführung der Briefmarken niemand an das Sammeln derselben dachte, so gingen ihrer zahllose verloren. Nachträglich daher Preise wie Folgende: Ein Satz der 1851er Ausgabe preußischer gestempelter Postumschläge von 1—7 Groschen gern fünfhundert Mark. Ein Exemplar der bronzefarbigen Madrider Stadtpostmarken nicht unter fünfzig

Mark. Für preußische Telegraphenmarken zu $2^1/_2$ und 5 Sgr. (Ausgabe vom 15. Oktober 1867) würde der Sammler vergebens ein Vermögen bieten, denn sie sind ebensowenig zu haben, wie der Phönix aller Marken, diejenige von der Insel Mauritius, Ausgabe 1850, die zu fabelhaften Preisen gehandelt wird. — Als die erste bedeutendste Privatsammlung galt die des Herrn von Ferrari, jenes weltphilosophischen Sohnes der Schätze verachtenden Herzogin von Galliera; sie wurde auf anderthalb Millionen Franks geschätzt und sollte in dreihundert Bänden aufgestellt werden, für deren Herrichtung nach gebotener Ordnung mit Katalogisierung des Inhalts aber neun Jahre erforderlich waren. Die Sammlung Rothschilds schätzte man zur selben Zeit, Mitte der achtziger Jahre, auf zweihunderttausend Franks; die größte öffentliche Sammlung von Postwertzeichen dürfte diejenige der Deutschen Postverwaltung sein, die im Berliner Postmuseum zu jedermanns Ansicht ausgestellt ist und allein mehr als fünftausend Marken enthält.*)

Die deutschen Seestädte und die englischen in erster Reihe sind zu reichen Handelsemporien emporgestiegen, und sie sind ein gewichtiges Zeugnis für den Nationalwohlstand, wie er durch den Seehandel gefördert wurde. Lehrreich sind in dieser Beziehung die Angaben, die in dem Bericht der Handelskammer in Marseille von 1889 über den Aufschwung des überseeischen Handels seit einem halben Jahrhundert gemacht wurden und denen wir das Thatsächliche entnehmen.

Schon 1832 überragte der Riesenhafen oder, besser gesagt, der Hafenkomplex von London alle übrigen Seehäfen durch die hohe Ziffer von über eine Million Tonnen, die bis zum Jahre 1887 auf die kolossale Zahl von über zwölf Millionen, also auf das zehnfache stieg. Und Liverpool, der zweite Hafen von Großbritannien und in ganz Europa — von Konstantinopel und dem Bosporus mit zusammen an 9 Millionen Tonnen abgesehen — weist nach gleich schnellem Wachstum wie London an acht

*) Veredarius, Das Buch von der Weltpost, I. S. S. 33.

Millionen auf. Damals schon war Marseille der drittgrößte Stapelplatz und von ca. 630000 auf 4800000 Tonnen gekommen, aber auch ganz unverhältnismäßig weit hinter der englischen Schwesterstadt zurückgeblieben. Es ließ sich selbst von Hongkong, dem den Engländern gehörigen Hafenplatze, mit sechseinhalb Millionen Tonnen, von Newyork mit sechs, und sogar von dem bisher so winzigen Cardiff an der Küste von Wales mit nahezu fünfeinhalb Millionen Tonnen überflügeln.

Auch der nächste französische Hafen, Havre, hat sich nicht so raschen Emporblühens zu erfreuen gehabt, wie es bei englischen und bei anderen europäischen Seestädten der Fall war. Es ist von ca. 388000 auf nur knapp zweieinhalb Millionen gekommen, während Hamburg, das vor einem halben Jahrhundert noch mit Havre gleichen Schritt hielt, jetzt an vier Millionen, und anderthalb Millionen mehr als der französische Hafen aufweist.

Unter den niederländischen Seestädten steht Antwerpen, das vor fünfzig Jahren nach Amsterdam, Triest, Bordeaux, Havanna und Nantes kam, fast auf der nämlichen Höhe wie Hamburg, nämlich mit 3700000 Tonnen.

Am erstaunlichsten erscheint der mächtige Aufschwung des kleinen Malta, das 1832 als Handelshafen noch gar keinen Namen hatte und fünfzig Jahre später mit 3700000 Tonnen unmittelbar neben dem großen Hamburg steht. Dafür ist es aber auch in englischen Händen und der Hauptdurchgangspunkt auf der Weltwasserstraße von Europa nach der asiatischen Kolonienwelt.

Ebenso auffallend ist die Statistik von Genua, das mit seinen drei Millionen sogar das blühende Glasgow und auch Havre hinter sich gelassen hat. Kaum eine andere Hafenstadt Europas hat in diesem Jahrhundert so viele Millionen zum Zwecke der Vergrößerung seiner Anlagen verschlungen, wie gerade Havre, und doch teilt auch sie das allgemeine Schicksal aller französischen Häfen, einen auffallend langsamen Entwickelungsgang.

Hull auf der englischen Ostküste hat seit 1832 sich verzehnfacht und steht auf einer viertel Million Tonnen, während Amsterdam

mit seiner knappen Million Tonnen nur die Hälfte von Bordeaux aufweist. Dank des regen Weltverkehrs in Ägypten seit der Eröffnung des Suezkanals ist Alexandrien, dessen Alter unter den Häfen des Mittelmeeres nur von Marseille übertroffen wird (über zweitausend Jahre), von (1832) rund 220000 auf über anderthalb Millionen gestiegen. Triest wird jetzt mit ca. 1385000 Tonnen beziffert.

Sehr langsam hat sich Rouen gehoben. Der Fortschritt von 140—150000 auf an 900000 Tonnen steht in keinem Verhältnisse zu dem Aufschwung, den die nichtfranzösischen Plätze genommen haben; selbst hinter Dünkirchen ist es zurückgeblieben, das doch immerhin mit Cette (über eine Million Tonnen) gleich verzeichnet steht.

Dagegen hob sich Buenos Ayres mit rund drittehalb Millionen ab, Chicago mit über vier Millionen (1890), Bombay mit über zwei, Neapel $1^3/_4$, Bremen mit anderthalb, Smyrna mit anderthalb und schließlich Canton in China mit über fünfviertel Millionen Tonnen.

Für Frankreich ergäbe sich darnach als Reihenfolge: Marseille, Havre, Bordeaux, Dünkirchen, Cette und Rouen.

Anfügen wollen wir hier, daß nach den sorgfältigen Berechnungen eines norwegischen Statistikers im Jahre 1888 für die ganze Erde (mit Ausschluß der Binnenseen, wie Kaspisches Meer, Kanadische Seen) die Ein- und Ausfuhr überseeischer Waren 444 Millionen Tonnen (1 T. = tausend Kilogr.) betrug. Davon fallen auf Europa 295, Amerika 67, Afrika 24, Asien 44, Ozeanien 12 Millionen Tonnen. Großbritannien mit Irland trägt zu der Gesamtsumme an erster Stelle mit 75 Millionen Tonnen den sechsten Teil bei, Frankreich mit 31 Millionen den vierzehnten, das Deutsche Reich mit 18 den 23. Teil.

So sind die drei größten europäischen Kultur- und Industriestaaten auch die eifrigsten Vermittler des Reichtums in der Welt, in Naturprodukten wie industriell verfertigten Waren.

* * *

Einen höchst bedeutenden Maßstab für die Steigerung des Volkswohlstandes im allgemeinen, in den großen Kulturländern im besonderen, bildet das Versicherungswesen.

In der Art, wie es heut sich zu so großer Blüte entwickelt hat, existiert es erst und in schwächlichen Versuchen seit dem vorigen Jahrhundert. Allerdings gab es als alte Einrichtung die Seeversicherung, die von Reedern mit gewissen spekulativen Unternehmern eingegangen wurde, um sich gegen den Schaden zu schützen, der durch den Verlust der Schiffe oder ihrer Ware entstand. So gab es auch eine alte Transportversicherung; die Kaufmannsgilden bildeten Vereinigungen, die einander Schadenersatz leisteten, wenn bei der damaligen Unsicherheit der Landstraßen einem Kaufmann eine Güterversendung durch Feuer oder räuberischen Überfall verloren ging. Besonders kam dann aber die Feuerversicherung auf, die die Staaten und Gemeinden teilweise zwangsweise einführten.

Aber es handelt sich hier wesentlich um die Privatversicherung auf Feuer, auch auf Leben, Altersrente und dergleichen, wie sie heut im Schwunge ist. In allen Ländern ist die erstere vertreten und zum großen Teil in großen Aktiengesellschaften.

In Deutschland gab es 1889 an Privat-Feuerversicherungsgesellschaften 39, darunter zehn auf Gegenseitigkeit, 29 auf Aktien. Bei diesen 39 Gesellschaften waren für 48000 Millionen Mark Werte versichert. Nimmt man die staatlichen und Zwangsversicherungsgesellschaften noch hinzu, so mag sich diese Summe wohl auf achtzigtausend Millionen erhöhen. Die hier erwähnten Privatgesellschaften erzielten 1889 einen Überschuß von 21 Millionen Mark; sie besaßen zusammen einen Garantiefonds, d. h. eine Reserve für Notfälle, von mehr als 130 Millionen Mark, und nahmen an Prämien und Policegebühren mehr als hundert Millionen ein.

Die Lebensversicherungen sind erst neueren Datums. In Frankreich, Italien, England gab es ihrer vorher schon, seit dem sechzehnten Jahrhundert, nach dem Tontinensystem. In Hamburg erstand die erste deutsche Lebensversicherung auf Aktien 1806; der

Aufschwung dieser Gesellschaften erfolgte dann seit den dreißiger und vierziger Jahren, entsprechend dem sich mehrenden Wohlstand im Bürgertum, das auch mehr und mehr Vertrauen zu ihnen, zumal den reichen, faßte, die immer größere Dividenden an ihre Aktionäre verteilten und immer mehr vom Gewinn ihrem Reservefonds zuwendeten. Die Summe der Versicherungen auf Todes- und Lebensfall betrug bei den verschiedenen deutschen Gesellschaften (38) mehr als dreitausend Millionen Mark, die jährlichen Einnahmen an 140, die Ausgaben an 120 Millionen und das Gesamtvermögen aller dieser Gesellschaften etwa tausend Millionen Mark.

Die Versicherung erwies sich also als eine Quelle des Reichtums, und zwar höchst bedeutender Art, die eine frühere Zeit nicht hatte erschließen können. Sie war die Sparbank von Hunderttausenden von Bürgern, die sonst nicht für solchen Zweck aus bescheidenem Vermögen hätten hervorgehen können oder opfern wollen.

Es ist denn auch nicht ausgeblieben, daß sich die sichere Spekulation auf große Hinterlassenschaft in Geld mit diesen Versicherungsgesellschaften vereinigt hat. So hat Graf von Dudley, einer der reichsten Männer der englischen Aristokratie, sein Leben mit 1200000 Pfd. Sterl. = 24 Millionen Mark versichern lassen, die nach seinem Tode der von ihm eingesetzte Erbe erhält. Gleich hinter dem englischen Grafen stand Mr. Wanamaker, der Generaldirektor der Posten in den Vereinigten Staaten auf der über solche „Versicherungshoheiten“ veröffentlichten Liste in englischen Zeitungen; seine Police hatte einen Wert von mehr als zwanzig Millionen Mark, für die er jährlich eine Prämie von 840000 Mark zahlte. Also ein Vermögen als Abgabe, um ein zwanzigfaches zu erhalten! Da das Risiko für eine einzige Gesellschaft doch zu groß war, so übernahmen es 29 durchaus sichere Gesellschaften zusammen. Amerika ist auch hierin obenan und das Dorado der Lebensversicherungen. Die Besitzer des „Boston Herald“, des „Philadelphia Ledger“, der „Evening Post“ und anderer großer Blätter haben ihr Leben zu Summen versichern lassen, die zwischen zwei und vier Millionen sich bewegen. Auch Prinzen und Fürsten

zeigen sich für diese Art von Sicherstellung eines größeren Vermögens nach ihrem Tode sehr eingenommen. So hat z. B. der Prinz von Wales sein Leben mit nicht weniger als 650000 Pfd. Sterl. (13 Millionen Mark) versichern lassen.

Hat das Versicherungswesen als ein Sparsystem einen so großen Umfang genommen, so nicht minder die öffentliche Sparkasseneinrichtung. Da ist zumeist der Groschen der kleinen Leute hinterlegt und wird mit anderen zu einem mehr oder minder umfänglichen Kapital gesammelt. Das ist doch Wohlstand derer, die so sparen können, und da viele Hunderttausende es thun, so sind diese Hunderttausende in diesem Wohlstand, und da sie nach und nach und mehr und mehr sich erst seit den letzten Jahrzehnten an den ihnen geöffneten Staats- und städtischen Kassen eingefunden haben, so beweisen sie die fortgeschrittene Besserung ihrer Verhältnisse im Einkommen und damit die Hebung des Volkswohlstandes in den mittleren und niederen Berufsklassen.

* * *

Den mächtigen, weit- und tiefgreifenden Anteil, den die Naturwissenschaften und die Technik an dem Aufschwung des Volkswohlstandes in diesem Jahrhundert haben, ist in unseren Beispielen in den verschiedenen Abschnitten übergenug bezeugt.

Mit immer neuen Erfindungen und Wunderleistungen arbeiteten sie an diesem Kulturwerke, hoben große ungekannte Schätze der Erde, zauberten Reichtum und schufen ihm neue Gebiete, sich zu bilden. Durch ihre Macht wurden die Völker in neue, ungekannte Verhältnisse gebracht, wodurch zahllose Anregungen zu neuen produktiven Unternehmungen und Geschäftspekulationen gegeben wurden. Immer wieder erstanden Genies, die der Menschheit unschätzbare Dienste leisteten mit ihrem schöpferischen Denken.

Unter ihnen ist Werner von Siemens in erster Reihe zu nennen. Seine Lebensarbeit ist die Geschichte eines großen Teils der Technik, die von tief umgestaltendem Charakter sich erwiesen hat. Er hat mit seinem Wissen und Schaffen bahnbrechend ge-

wirkt; mit seinen Entdeckungen und Erfindungen hebt ein erhöhtes Kulturleben der Völker an, ist eine Umwälzung in den Kraftbetrieben der Industrie, im öffentlichen und privaten Beleuchtungswesen, im Verkehrsleben eröffnet, deren Weiterentwicklung noch garnicht abzusehen ist.

Werner Siemens wurde 1816 bei Hannover, wo sein Vater Domänenpächter war, geboren. Neigung und Begabung drängten ihn als Jüngling in eine technische Laufbahn; statt anderer erwählte er die eines Berufs-Artilleristen. Im Jahre 1835 wurde er als solcher auf drei Jahre auf die Artillerie- und Ingenieurschule nach Berlin kommandiert und damit war ein sehnlicher Wunsch von ihm erfüllt. Jetzt konnte er sich mit voller Hingabe den Studien widmen, zu denen er sich hingezogen fühlte, und welche die Grundlage seiner späteren Erfolge bildeten. Als Offizier kehrte er in den Armeeverband zurück.

Er hatte als Sekundant bei einem Duell dienen müssen und war infolgedessen zu Festungshaft verurteilt worden. Die Langeweile in der Haft vertrieb er sich mit chemischen Experimenten. Er erfand hierbei u. a. die galvanische Vergoldung selbständig und verkaufte die Erfindung um vierzig Louisdor an einen Juwelier, nahm auch ein Patent darauf.

Dann wandte er sich dem aufgekommenen elektrischen Telegraphenwesen zu und der Verbesserung der Apparate darin. Durch Umpressung der Leitungsdrähte mittels des neu entdeckten und verarbeiteten Guttapercha vermochte man unterirdische Leitungen mit Isolationsfähigkeit herzustellen. Zu diesem Behuf verband sich Siemens am 12. Oktober 1847 mit dem Mechaniker Halske zur Gründung eines Fabrikgeschäfts unter der Firma Siemens und Halske, das ein Geschäft von Weltruf werden sollte.

Er übernahm die Anlage großer Telegraphenleitungen in neuesten Verbesserungen der Apparate wie des Leitungsmaterials, namentlich in Rußland. Nachdem Siemens aus dem militärischen Dienst getreten, widmete er sich mit ganzer Kraft seinem neuen Geschäft und entwickelte hierbei einen bewundernswerten Feuereifer,

höchste Thatkraft und Geschicklichkeit in den schwierigsten Lagen. Die Geschäftsverbindung mit der russischen Regierung, die bald verschiedene große Linien, u. a. nach Kronstadt, auch als unterseeische bauen ließ, machte wiederholte Reisen nach Rußland nötig, und 1855 die Gründung eines Zweiggeschäfts in Petersburg, dessen Leitung Werners Bruder Karl erhielt, der besonders im Bau von Linien trotz seiner Jugend große Erfahrungen gesammelt hatte. Als 1854 der Krimkrieg ausbrach, erhielt er den Auftrag, so schnell als möglich eine Linie von Warschau nach Petersburg, elfhundert Werst, zu bauen. In der gegebenen Frist erachtete Siemens dies für unmöglich, da alles Material aus der Berliner Fabrik bezogen werden mußte. Kaiser Nikolaus aber bestand auf seinem Willen, koste es, was wolle, Geld wie Menschenhilfe. Siemens stellte die Linie wirklich in den wenigen ihm gegebenen Monaten her. Ein Jahr später kam ihm die russische Regierung mit dem Auftrag, ein vollständiges russisches Telegraphennetz auszubauen. Kiew, Odessa, Reval, Helsingfors wurden mit Petersburg verbunden. Im Jahre 1855 sollte möglichst rasch, auch wieder in Überhast, die telegraphische Verbindung mit der Krim hergestellt werden. Unter ungeheuren Schwierigkeiten und mit finanziellen Opfern des Geschäfts gelang auch die Ausführung dieses Auftrages. Nach dem Krieg übernahm die Petersburger Firma die Bewachung sämtlicher Linien, die bisher höchst mangelhaft gewesen. Siemens verzichtete auf Kosaken und Wachtmannschaften und erfand dafür sinnreiche selbstthätige Kontrollapparate, die jede Störung sofort meldeten und nur weniger Wärter bedurften.

Das Geschäft hatte sich schon der Legung von Tiefseekabeln zugewandt und viele Arbeit und Versuche darauf verwandt, weil seine verschiedenen Unternehmungen nicht gelungen waren, ein brauchbares und haltbares Kabel solcher Art zu legen. Auch in Frankreich und England wurden die eifrigsten Anstrengungen damit gemacht; mit Erfolg zuerst 1839 zu Kalkutta an der Mündung des Gangesstromes.

Es ist wichtig, diese anderen praktischen Versuche und Erfolge hier einzuschalten. Im Jahre 1850 erteilte Louis Napoleon, Präsident der französischen Republik, einem Herrn Brett die Konzession zu einem Versuche, eine telegraphische Verbindung Frankreichs mit England herzustellen. Es glückte; aber kaum war das Kabel in Thätigkeit, so wurde es von Fischern aufgefangen und durchschnitten. Man wählte hierauf eine gesichertere Stelle zur Legung, und seit dem Jahre 1851, dem Jahre der ersten Welt-Industrieausstellung, stehen die beiden Länder auf der Linie zwischen Sangate bei Calais und South-Foreland bei Dower im telegraphischen Verkehr, den natürlich später noch andere Linien gemehrt haben.

Das Beispiel fand rasche Nachahmung, und es existierten bereits zwölf kleine submarine Kabel in Europa, als auch in der neuen Welt das Interesse für solche Unternehmungen sich zu regen begann. An die Namen des englischen Ingenieurs F. N. Gisborne und des Amerikaners Cyrus Field knüpft die Geschichte der transatlantischen Kabel an.

Der ursprüngliche Plan, die Vereinigten Staaten mit Neufoundland durch Kabel, letzteres mit Irland durch segelnde Paketboote zu verbinden, gebar alsbald den Gedanken, das Kabel durch den atlantischen Ozean selbst zu legen. Im Jahre 1857 bereits gingen von englischer und von amerikanischer Seite die Schiffe „Agamemnon" und „Niagara" aus, um in der Mitte des Ozeans das Kabel zu vereinigen. Dasselbe riß mehrere Male und die Arbeit mußte aufgegeben werden. Im folgenden Jahre wurde der Versuch erneuert, scheiterte aber diesmal an stürmischem Wetter. Zum dritten Male, im gleichen Jahre noch, wurde von neuem begonnen. Am 28. Juli trafen beide Schiffe sich auf hoher See, vereinigten ihre Kabel, versenkten die Vereinigungsstelle derselben und begannen nun, heimsegelnd, die Kabel zu legen, in beständigem telegraphischem Verkehr miteinander. Am 3. August waren die beiden Weltteile verbunden. Eine Anzahl Beglückwünschungen und etwa vierhundert Depeschen nachher noch durchliefen das Kabel. Dann blieb es

stumm; man vermutete, daß eine zu starke Spannung desselben über eine noch unbekannte Tiefe des Meeresgrundes das Reißen desselben durch sein eigenes Gewicht herbeigeführt habe.

Gleichwohl wurden die Versuche nicht aufgegeben. Die Wissenschaft wollte ihren vollständigen Sieg erringen; der Reichtum bot sich ihr dar, solche kostspieligen, in die Millionen gehenden Experimente zu wiederholen. Es war dies nur in unserem Zeitalter möglich. Die Männer der neuen Wissenschaft berieten, auch Werner Siemens wurde gehört. Nachdem alle Umstände, die auf die Legung und den dauernden Bestand des Kabels Einfluß haben konnten, die genaueste wissenschaftliche Untersuchung gefunden hatten, namentlich die Region des Meeresgrundes, die das Kabel aufnehmen sollte, durch zahlreiche Tiefsee-Messungen ihrem Relief nach vollständig bekannt war, segelte im Jahre 1865 der „Great-Eastern", das Riesenschiff, von Valentia (an der west-irländischen Küste) aus, das Kabel an Bord.

Auch diese Expedition mißglückte, weil das Kabel riß und nicht wieder aufgefischt werden konnte. Im nächsten Jahre aber, 1866, gelangte endlich nicht nur ein neues Kabel an die amerikanische Küste, sondern es wurde auch das Kabel des Vorjahres wieder aufgefunden, und kamen so auf einmal zwei transatlantische Linien in Gang.

Seitdem ist die telegraphische Verbindung Europas mit Amerika nicht wieder unterbrochen worden, wenn auch das ältere Kabel abermals riß, 568 englische Meilen von Valentia, in einer Meerestiefe von 3700 Meter.

Im Jahre 1869 durchfuhr der „Great-Eastern" wieder kabelversenkend den atlantischen Ozean. Es galt, Frankreich mit Amerika zu verbinden. Der Ausgangspunkt auf französischer Seite war Petit-Miton bei Brest. Auf der Höhe von St. Pierre Miquelon, südlich von Neufoundland, dem ersten Landungsplatze des englisch-amerikanischen Kabels, der auch zur Station des französisch-amerikanischen bestimmt war, angekommen, kündigte der „Great-Eastern" durch das Drahttau, das er eben gelegt hatte,

und das englisch-amerikanische Kabel sich dort selbst an und erhielt auf gleichem Wege die Antwort, daß alles bereit sei zu seiner Aufnahme. Die Botschaft hatte viermal den Ozean durchlaufen.

Es ist aus einem vor Jahren in der geographischen Gesellschaft zu Paris gehaltenen und gedruckten Vortrag, was wir hier bezüglich der Anlage der ersten transatlantischen Telegraphenlinien glaubten mitteilen zu müssen — bedeutungsvoller doch nicht minder, als die ersten Versuche mit der Dampfmaschine. Zahlen und Beispiele sprechen an rechter Stelle am eindringlichsten. So giebt von der Großartigkeit der Leistungen, die durch das Telegraphennetz des Erdballs geboten werden, eine Berechnung aus dem Jahre 1871, die ebenfalls jener Vortrag enthält, einen annähernden Begriff. Das Jahr an sich ist dafür, insofern es der Zeit des telegraphischen Weltdienstes angehört, ohne Belang. Es passierten damals 33 000 Depeschen die europäisch-indischen Linien. Die Zahl von 45 Tagen, als Durchschnittszeit angenommen, die ein Brief gebrauchte, um von Europa nach Indien, Australien oder China zu gelangen, während eine Depesche in längstens zwei Tagen an ihrem Bestimmungsort ankam, ergiebt für jede Depesche einen Gewinn von 43 Tagen; für die 33 000 Depeschen eines Jahres somit einen Zeitgewinn von — vierzig Jahrhunderten. Die nämliche Berechnung auf die 240 000 Depeschen angewendet, die jährlich die transatlantischen Kabel durchlaufen, ergäbe einen Gewinn von 65 Jahrhunderten. Demnach wurde durch den transozeanischen Telegraphen in jedem Jahre die Zeit von Tausenden von Jahren gewonnen. Und Zeit ist Geld!

Kehren wir zu Werner Siemens zurück, der ja auch ein reger Mitarbeiter an diesen großen Unternehmungen war und die Kabellegung für andere Firmen besorgte, z. B. für die Linie durchs Rote und Indische Meer, von Suez nach Karrachee in Indien, 3500 Seemeilen lang, welche die englische Firma Newall und Co. auszuführen hatte.

Die Arbeiten für diese Linien brachten für ihn einen längeren Aufenthalt in Aden und führten da zur Anlage einer besonderen

Werkstätte. Inzwischen war die Londoner Filiale wie die Petersburger zu einer selbständigen Firma gemacht worden, unter Ausscheidung von Halske, dem die überseeischen Unternehmungen zu riskiert erschienen. Das Londoner Geschäft, das einen glänzenden Aufschwung genommen und eine eigene Kabelfabrik in Woolwich errichtet hatte, hieß nun „Siemens Brothers“; Teilhaber waren Werner, Wilhelm und Karl. Unter anderem erhielt das Londoner Geschäft schon 1859 seitens der englischen Regierung die Kontrolle der Anfertigung und die Prüfung der Kabel, die sie zu legen beabsichtigte.

Eine Reihe von Erfindungen durch Siemens folgte; neue Verbesserungen an Telegraphenapparaten, neue Stromerzeuger führte er ein. So wichtig sie im einzelnen waren, sie wurden alle überstrahlt durch seine Entdeckung des dynamo-elektrischen Prinzips und der darauf beruhenden Konstruktion der Dynamomaschine, durch welches erst der ungeheure Aufschwung der Elektrotechnik, die mannigfaltige und großartige Kraftleistungen liefernde Anwendung des elektrischen Stromes ermöglicht wird, wie wir sie heut in den großen Beleuchtungsanlagen, in den elektrischen Bahnen und Schiffen, zu chemischen Prozessen, in größtem Maßstab in den wunderbaren Kraftübertragungen staunend betrachten.

Es war eine neue Elektrizitätsquelle entdeckt, ausgiebiger, billiger, von unendlich größerer Leistungsfähigkeit, als die bisherige galvanische und als die Induktionselektrizität. Am 17. Januar 1867 wurde die Erfindung veröffentlicht in einer Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sie stellte Werner Siemens, der schon so vieles geleistet hatte, in die erste Reihe der großen Entdecker auf dem Gebiete der Physik.

Das Geschäft hatte durch Gründung einer Filiale in Tiflis unter dem Bruder Walter und nach dessen Tode unter dem jüngsten Bruder Otto eine weitere Ausdehnung erfahren zum Zweck des Baues der kaukasischen Telegraphenlinien. In London wurde Wilhelm zum „Sir William Siemens“ wegen seiner

Verdienste in dem weltberühmten brüderlichen Geschäft, und als er 1863 starb, feierlich in der Westminsterabtei als eine nationale Größe zur Gruft gesetzt. In Wien wurde auch ein Zweiggeschäft errichtet. Alles ging überall längst ins große. Aufträge, wie etliche direkte atlantische Kabel, für die ein eigenes Schiff „Faraday" von Wilhelm erbaut wurde, brachten keine besondere Aufregung mehr hervor, auch wenn es sich um viele Millionen handelte.

Werner von Siemens schrieb in seinen greisen Tagen noch selbst eine Geschichte seines Lebens und seiner Arbeiten nieder*), aus der für die Jugend zu ersehen sein sollte, „daß ein junger Mann auch ohne ererbte Mittel und einflußreiche Gönner, ja sogar ohne richtige Vorbildung, allein durch eigene Arbeit sich emporschwingen und Nützliches leisten kann."

Und sie sind in unserem Zeitalter zahlreicher denn je, diese, aus eigener Kraft und in strengem Streben schöpferischen Männer der Wissenschaft. Man sieht sie immer an der Arbeit, hört immer wieder von ihren Projekten großer Art, ohne daß man noch über deren Ungeheuerlichkeit sich wundert. Man ist überzeugt, daß sie ins praktische übersetzt und dann einmal ausgeführt werden, mißglücken sie, wie die Kabellegung, auch mehrere Male.

Seit Jahren will man einen Tunnel zwischen England und Frankreich bauen. Eine eigene Gesellschaft mit Millionenfonds besteht unter dem Vorsitz des englischen Eisenbahnfürsten Sir Edward Watkin, um die Ausführung dieses Unternehmens durchzusetzen. Präsident der französischen Abteilung ist Leon Say. In einer ihrer letzten Sitzungen erklärte Sir Edward, es unterläge keinem Zweifel mehr, daß sich auf dem der Gesellschaft gehörigen Lande zwischen Dover und Folkestone Kohlenlager befinden; ihre Ausbeutung würde einer anderen Gesellschaft übergeben werden. Die Vorarbeiten sind längst in Gange, um zum eigentlichen Tunnelbau übergehen zu können. Die Franzosen arbeiten auf ihrer Seite. Sie folgen der grauen Kalkablagerung bei der Anlage

*) Lebenserinnerungen, Berlin, 1892.

des Kanals. Ein Tunnel, der Holzwerk und ein Auspumpen erfordere, würde zu gewaltige Summen verschlingen. Der graue Kalk bestehe aus 65 Prozent Kalk und 35 Prozent Thon. Dieser bildet in seiner Verbindung von Natur ein für Wasser undurchdringliches Gefüge. Trotzdem sei aber die Schicht weich genug, daß man sie durchbohren könne. In den letzten zehn Jahren habe der graue Kalk im Tunnel keine Veränderung gezeigt. Bereits ist versuchsweise ein Tunnel von 2000 Yards Länge und sieben Fuß Durchmesser unter der See gegraben. Die Unternehmung ist aber allerdings mehr eine Staats- als eine Privatfrage, und deshalb steht diese neue Riesenthat des jetzigen Geschlechts der Ausführung in naher Zeit noch nicht bevor, wenn sie auch auf keine technischen oder finanziellen Schwierigkeiten mehr stößt.

Eine Tunnelverbindung zwischen den Schwesterstädten New-York und Brooklyn ist auch von dem Präsidenten der Long-Island-Railroad-Company, Austin Corbin, ernstlich geplant. Er will einen Tunnel unter dem East-River bauen, der sich von der Fähre am Fuße der Atlantic Avenue in Brooklyn nach der Battery in New-York erstrecken und einen Durchmesser von 8 m bei einer Gesamtlänge von 1990 m erhalten soll. Die Beschaffenheit des Bodens ist durch Bohrungen genau untersucht worden; dabei hat sich gezeigt, daß der Tunnel durch festes Gestein getrieben werden muß, wozu etwa zwei Jahre erforderlich sein dürften. Im Tunnel soll der elektrische Bahnbetrieb zur Anwendung gelangen, auch zur Beförderung von Postsachen ein pneumatisches Rohrsystem in Betrieb gebracht werden. Das Tunnelende in Brooklyn würde durch eine Hochbahn mit der Long-Island-Eisenbahnstation verbunden werden. Die Gesamtkosten des Tunnel- und Hochbahnbaues einschließlich der Elevatoren werden auf rund drei Millionen Dollars veranschlagt.

Der Suezkanal, das Unternehmen des Durchstichs des Panama-Isthmus, wenn sie auch vorher schon längst geplant waren, werden doch fortdauernd den Ruhm Ferdinand von Lesseps bilden, weil er sie zur Ausführung brachte. Gerieth auch das

Panama-Unternehmen durch finanzielle Spekulationen ins Stocken, und warfen die letzteren einen häßlichen Schatten auf die Unternehmer selbst, so bleibt doch auch in diesem Fall ein großer Triumph des Menschengenius und der Wissenschaft bestehen. Die neue gerichtliche Untersuchung in Paris hat einen Haupthelden in der finanziellen Panamageschichte in einem Mann gefunden, der als ein feiner Spekulant in der Wissenschaft sich Reichtum und hohe Ehren und Orden errang. Sein Gebaren giebt ein hier passendes und um so interessanteres Beispiel solcher Millionenspekulationen mit anderer Arbeit und Kredit, als es zugleich auf die geschäftliche Behandlung der technischen Wissenschaft in neuerer Zeit eine helles Licht wirft.

Der Mann, um den es sich handelt, heißt Cornelius Hertz. Seine deutschen jüdischen Eltern ließen sich in Besançon nieder, wo er 1845 geboren wurde. Er besuchte als armer Knabe die Volksschule, wurde dann Laufbursche und Gehilfe in einer Pariser Apotheke. Im Kriege 1870/71 brachte er es zum Heilgehilfen; ein weiteres Fortkommen auf der eingeschlagenen pharmazeutischen Laufbahn war ihm aber bei seiner mangelhaften Vorbildung nicht möglich, wenigstens nicht in Frankreich. So ging er nach Amerika, um da Arzt zu spielen. Doch in San Francisco brandmarkten sie ihn als Kurpfuscher und dies veranlaßte ihn, für sein Wirken eine Stätte im Norden zu suchen. Im neuen, wild aufstrebenden Chicago. Da erwarb er sich von einer der Doktorfabriken ein ärztliches Diplom und kurierte nun ungestört. Doch hatte er kein Glück. Darauf versuchte er es als Theaterdirektor und brachte es hier bis zum Bankerott, der ihn sogar ins Gefängnis führte.

Nach seiner Freilassung nahm er ein eifrigstes Interesse an den modernen Fragen der technischen Wissenschaften. Er erfaßte mit einem äußerst findigen Sinn dieselben als einen vielverheißenden Geschäftszweig und versuchte Unternehmer darin zu werden, auf Vertrauen hin. Er unterhandelte mit Edison wegen eines telephonischen Patents für Europa; es kam zu keinem Abschluß, weil er gar keine Zahlungmittel besaß. Hertz hatte indessen bei

Edison etwas gelernt und beschloß, die auf dem neuen Felde der Elektrotechnik erworbenen Kenntnisse an den Mann zu bringen. Er kehrte nach seiner Heimat Frankreich zurück*).

Das war Mitte der 1870er Jahre. Cornelius Hertz trat jetzt als zuversichtlicher Industrieller auf. Einnehmendes Wesen hatte er dazu und die Zeit war günstig. Damals nahm die Wissenschaft der Elektrizität ihren großen Anlauf; die neue Weltausstellung 1878 in Paris reizte die Erfinder, in der elektrischen Beleuchtungsfrage neue Triumphe zu erzielen. Hertz gab sich kecklich als einen Vertreter Edisons aus und eröffnete in der Rue de la Bourse einen kleinen Laden, wo die „Feder Edisons“ verkauft wurde. In diesem kleinen Laden begann er seine industriellen Umtriebe und zwar mit der elektrischen Beleuchtung. Zwei große Gesellschaften standen sich damals in Paris gegenüber; die société des bougies de Jablockhoff mit einem Kapital von 7500000 Franks und die société des lampes Jasmin mit einem Kapital von 8500000 Franks. Cornelius Hertz wußte eine dritte Gesellschaft zu gründen mit einem ganz unbedeutenden Kapital, trat aber damit als Konkurrent der beiden anderen Gesellschaften auf, nachdem er für eine lächerliche Summe das Patent der sogenannten „Lampe Werdermann“ gekauft hatte. Es gelang ihm dann, durch Überredungen und Intrigen, die drei Gesellschaften in ein einziges Syndikat mit einem Kapital von zwanzig Millionen zu vereinigen, zu dessen eigentlichem Leiter er sich zu machen wußte.

Da Hertz nichts weniger als ein Gelehrter war auf dem Gebiet, auf dem er sich so erfolgreich zu bewegen begann, so hatte er nicht die großen Fortschritte vorausgesehen, welche die Elektrizität fortwährend machte, beispielsweise mit Verbreitung der Edisonschen Lampe. Sein Unternehmen endete daher mit einem großen Krach im Pariser Stil, bei dem sich nur Hertz als Direktor die Taschen füllte, auch im Pariser Stil.

Inzwischen hatte er schon eine Zeitung gegründet: „La Lumière

*) Stuttg. N. Tagbl., 29. Dez. 1892. Pariser Figaro, Jan. 1893.

électrique“ und mit derselben nach und nach eine Art Erfinderbüreau verbunden. Er verfolgte besonders die Ausnutzung der Telephonie. Die Allgemeine Gesellschaft für Fernsprechanlagen war gerade mit dem Pariser Gemeinderat über die Legung der Drähte in Unterhandlung. Das Vorhaben stieß auf Schwierigkeiten und die Vereinbarungsversuche wurden von allen Seiten heftig angegriffen. Cornelius Hertz benutzte diese Umstände und gründete unter dem Namen eines Strohmannes eine Konkurrenzgesellschaft, die sich eine Reihe von Patenten verschafft hatte, und wollte auf diese Weise sich wieder zum Direktor des ganzen Geschäfts machen. Er trachtete auch hier wieder eine Vereinigung der Konkurrenzgesellschaften herbeizuführen, wußte zu diesem Zweck einflußreiche politische Persönlichkeiten zu gewinnen und in Bewegung zu setzen, und zahlte dem Chef einer Parteigruppe 400000 Franks für seine Mühe. Aber die société des Telephones weigerte sich, von Cornelius Hertz übers Ohr gehauen zu werden und für tausend Franks abzukaufen, was kaum ihrer zwanzig wert war, da die von Hertz gegründete société Darderny vierzig- oder fünfzigmal weniger Abonnenten hatte als die société des Telephones.

Da entschloß sich Hertz zu einem Hauptschlag. Er gründete die société Fermière d'exploitation des Telephones mit einem Kapital von 25 Millionen und der Möglichkeit einer Ausgabe von 75 Millionen Obligationen, welche die Telephonie in ganz Frankreich monopolisieren sollte, und ließ sich selbst zum lebenslänglichen Ingenieur-Rat bei derselben ernennen. Sein Unternehmen imponierte; er war ein Mann von großem Kredit; sein Ansehen und Einfluß in ministeriellen und parlamentarischen Kreisen war so groß, daß es ihm sogar gelang, vorläufig durch ein Dekret des Präsidenten Grevy eine amtliche Bestätigung seines Unternehmens zu erlangen, das jedoch bald wieder zurückgezogen wurde, da die Regierung anfing, den Spekulanten als Industrieritter zu durchschauen. So fiel Hertz abermals ins Wasser, aber er hatte doch bei diesen Bemühungen und Machenschaften viel Geld verdient.

Nun suchte er mit einem neuen Projekt der elektrischen Kraftübertragung seine Genugthuung. Auch hier ging er wieder in derselben Weise vor wie früher und fing damit an, die Patente seiner Konkurrenten anzukaufen. Er gründete dann wieder ein Syndikat, in dem er sich natürlich die Leitung vorbehielt. Abermals erlebte er ein Fiasko. Es sollte sofort von ihm wett gemacht werden durch die Gründung einer Riesengesellschaft mit einem Kapital von hundert Millionen, die zur Ausarbeitung der elektrischen Erfindung im großen und ganzen bestimmt war. Doch ist dies Projekt niemals zur Ausführung gelangt. Des weiteren gehört die Geschichte von Cornelius Hertz nicht hierher.

Wie die Wissenschaft, die naturwissenschaftliche und technische, sich als die Erzeugerin neuer, umgestaltender Produktionsverhältnisse in der Kulturwelt erwies und noch ferner erweisen wird, und damit ungeheure Mittel für Erwerb und Reichtum darbot, so hat sie in der Chemie zumal auch ihre hohe Bedeutung für die Verbesserung des Grund und Bodens, der Bodenkultur, und damit für die vermehrte Erzeugung der wichtigsten Nahrungsmittel in unserem Zeitalter bekundet, ihren Zweck für die Zukunft darin schon gewährleistet.

Durch die Lehren von Malthus über die Bevölkerungzunahme im Verhältnis zu den natürlichen Hilfsmitteln ihrer Unterhaltung war im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Auffassung in starker Überzeugung verbreitet, daß notwendig eine Übervölkerung einmal stattfinde, die zu Krankheit, Elend und Vergrößerung der Sterblichkeit unter den Menschen führen müsse, weshalb sie gesetzlich gezwungen werden sollten, nur unter beschränkten Bedingungen sich zu verheiraten, um der Kindervermehrung möglichst vorzubeugen. Wie die Armut daraufhin in England und anderwärts als ein Verbrechen angesehen und behandelt wurde, so ward auch die Nachkommenschaft als ein Übel für die Menschheit angesehen. Und unter diesem barbarischen Egoismus überbot sich die Furcht vor Übervölkerung derart, daß Tomas Carlyle ausrief: „Ihre Vorstellungen geben kein Licht,

sondern nur ein grinmiges Bild des Hungers, offene Mäuler, die sich immer weiter und weiter öffnen, eine Welt, die auf die furchtbarste Weise durch eine vom Hunger zum Wahnsinn getriebene, sich gegenseitig auffressende Bevölkerung zu Grunde geht."

Ein von Malthus Lehren überzeugter Verfasser einer Schrift, die in den dreißiger Jahren in Massen in England verkauft wurde, schlägt darin ein chinesisches System der Kindertötung vor. Das sei eine Pflicht des Patriotismus, der die Mütter sich beugen müssen. Um die Grausamkeit seines Vorschlages zu mildern, riet der Mann zu „schmerzloser Tötung" etwa durch Kohlengas. Wozu Carlyle in seinem „Sartor Resartus" weiter glossiert: Man könnte ja auch schöne Friedhöfe bauen mit Kolonnaden und Blumen, in denen die patriotischen Kindermörderinnen ihren Abendspaziergang unter schönen Betrachtungen machen. „Wäre da nicht die Methode der alten Spartaner vorzuziehen? Sie hetzten ihre Heloten und spießten sie nieder, wenn sie zu zahlreich wurden. Wie viel leichter würde eine solche Hetze sein nach Erfindung der Feuerwaffen. Selbst in dem dichtest bevölkerten Lande würden drei Tage jährlich genügen, um alle wehrhaften Proletarier niederzuschießen."

Die Nationalökonomen haben auch nie aufgehört, sich damit zu beschäftigen, wohin einmal die Übervölkerung der Erde führen werde. Wiewohl sie auch in fernsten Zeiten nach den heutigen Verhältnissen der Erde gar nicht angenommen werden kann, da die Natur schon selbst dafür sorgt, durch Sturm und Vernichtung die Menschheit gelegentlich zu dezimiren, und die Menschen untereinander seither auch selber reichlichst dafür gesorgt haben, die Erde außerdem noch ungeheure nicht bevölkerte Länder hat, so wird die Aufstellung doch gemacht, um statistisch nachzuweisen, daß die Ernährung der Menschheit nur bis zu einer gewissen Steigerung ihrer Zahl möglich sei. Natürlich nur nach dem heutigen und bekannten Stand der Ernteergebnisse gerechnet.

So werden in so und so viel Jahrhunderten die Kohlenlager erschöpft sein — und was dann? Wohl kann man darauf antworten, daß, als die Kultur die Kohle in der Weise und Masse brauchte wie seit nicht viel mehr als hundert Jahren, die Menschen sie in Überfluß fanden und auszunutzen lernten, wozu ihnen vorher nicht besondere Anregung gegeben worden war. Desgleichen mit dem Petroleum. War es vor fünfzig Jahren noch nicht als ein Kulturbedürfnis von so unschätzbarem Wert erkannt worden, so kann die Natur oder die Wissenschaft in fünf, in zehn, in fünfzig Jahren einen Leuchtstoff als Ersatz liefern, der das Erdöl völlig wieder vom Markt verdrängt.

Die Geschichte wie die jetzige Arbeit und Triebkraft unserer praktischen Wissenschaften lassen die Gespenster der allgemeinen Not durch Übervölkerung nicht aus ihrem Dunkel hervor.

Amerika ist für die Kulturwelt erst seit hundert Jahren ein großer Ernährungsfaktor und Spender wie Mehrer von Reichtumsmitteln für die übrige Welt, für Europa zumal. Was gab es erst in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts an schierem gelbem Gold und weißem Silber aus seinem Erdleibe her und rief durch diesen glänzenden, lockenden Lohn Hunderttausende von Menschen aller Rassen in Einöden, um Städte zu bauen und Felder zu besäen, — Millionen von Feldern, von Markungen ausgerodeten Waldlandes! Wieviel, könnte man fragen, bewirkte da ein erschürftes Pfund Gold nicht berückende Aufforderung und rüstige Arbeit zur Erreichung von produktivem Reichtum in der Landwirtschaft, und mit vielem Erfolge auf die Dauer oftmals, der hundert Pfund Goldes wert war?

Seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts steuerte Nordamerika, sein Südland, zu dem europäischen Verbrauch der Baumwolle bei und wurde für England der Hauptlieferant für seine neuen Maschinenspinnereien. Fünfzig Jahre darnach schickt die „neue Welt" schon anderthalb Millionen Ballen Baumwolle allein nach Großbritannien, ohne hier noch die steigenden Zahlen der folgenden Zeit zu nennen. Die Plantagen in Amerika gewinnen durch diesen Anbau und die Kultivierung der Baumwollpflanze unberechenbar an Wert; in Europa giebt sie Millionen

von Spindeln die Mittel, Zeugstoffe in ungeheurer Menge herzustellen, die zu einem in Summierung der Produktion nicht minder ungeheurem Handelspreise auf den Markt kommen und in ihrer Verbreitung zahllosen Geschäften ihr Fortkommen, ihren Aufschwung, ihren Reichtum geben.

Amerika, das neu entdeckte und in Kultur gesetzte, gab uns Kaffee und Zucker in Massen, und dadurch wurden die Preise für diese ehemaligen Luxusartikel so herabgemindert, daß auch die ärmeren Leute sich deren Genuß verschaffen konnten und ihrer Hausernährung als unentbehrlich zufügten. Ohne den amerikanischen Weizen hätte Europa manchmal wieder Hunger gehabt; ohne amerikanisches Vieh hätte es heute Mangel an Fleisch. Der Tabak hat eine neue und große, in Millionenwert spielende europäische Industrie aufgerufen, an die im vorigen Jahrhundert noch nicht zu denken war und die auf der amerikanischen Tabakpflanze wesentlich beruht. Die Kartoffel ist uns aus diesem Erdteil zugekommen und seit hundert Jahren mehr und mehr zu einem kaum wieder ersetzlichen Nahrungsmittel für das Volk geworden, dessen Anbau sich in europäischen Ländern auch deshalb fort und fort gesteigert hat, in Irland zumal, in Deutschland, in Frankreich, in Ungarn. Die Erzeugung darin in den wichtigsten europäischen Ländern und in Nordamerika schätzte man um 1880 auf 816 Millionen Doppelzentner*); die Höhe einer Mittelernte in Europa allein auf 738 Millionen Doppelzentner**).

Über die noch endlosen Landstrecken und kulturfähigen Gebiete in Amerika, in Nordamerika besonders, belehrt die Thatsache, daß in den Indianergebieten des Nordwestens und Kanadas ansehnliche Stämme existieren, die nach ihrem Frieden mit den Weißgesichtern als Grundherren in ein Pachtverhältnis zu diesen getreten sind, etwa wie englische Großgrundbesitzer. So wird von den Cherokee-Indianern berichtet, die dreißigtausend Köpfe

*) v. Neumann-Spallart, Übersichten der Weltwirtschaft pro 1880. S. 151.
**) v. Scherzer, Das wirtsch. Leben d. Völker (1875) S. 59.

stark sind, daß sie das meiste von ihrem alten Jagd- und Weideland, nämlich nicht weniger als 622 Millionen Acres, an die Regierung von Iowa verkauft haben, und zwar um den Preis von 1,42½ Dollars den Acre. Aber sie erhalten nur die Zinsen dafür vierteljährlich. Der Kapitalanteil eines jeden Cherokesen ist somit dreißigtausend Dollars. Jeder dieser „besseren" braunen Menschen ist freier Herr, Jäger, auch wohl Pelzhändler oder sonst ein in der kanadischen Wildnis geschätzter Geschäftsmann, und hat seine Rente vom Grund und Boden, der dem Stamm gemeinsam gewesen war. Der hat sie zu einem einzigen Volk reicher Leute gemacht, weil die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts ihn früher oder später brauchte, um zehnfachen Wert aus ihm zu holen. Im übrigen haben die Cherokesen damit ihr letztes Pulver nicht verschossen; sie besitzen noch massenhafte Ländereien für späteren Bedarf.

Was bietet Australien, kaum im Innern gekannt, noch für Mittel zur Ansiedelung und zur Kultivierung! Es giebt da Leute, die Ländereien bis zu fünfzigtausend Acres haben (= 20 Millionen Quadratmeter), weil sie um wenig Geld von der Einöde nehmen und sich verschreiben lassen konnten, so viel als sie wollten. Die Einöde hat keinen Wert ohne Frucht, ohne Wege, ohne Verkehr, ohne Absatz, Umtausch oder Verkauf der dem Boden abgewonnenen Frucht, des geschlagenen Waldholzes, des in der Wildnis sich übermäßig mehrenden Viehs. Wer sie ihr eigen nennt, muß sie kultivieren, kolonisieren, der Menschenwelt anschließen; dann kann er reich werden; unter Umständen wird er es in höchstem Maße. Wo seither nichts für die Nahrung der Menschen wuchs, erntet man nach etlicher Zeit so viel, daß Tausende sich davon zu ernähren vermöchten. Man rechnet, daß 1200 Acres, gut in Feldfrucht bewirtschaftet, genügen, um zwei bis drei Menschen zu ernähren. Der Besitz von 50000 Acres würde also für hundert bis hundertfünfzig hergeben.

Und wie die weite, weite Welt so noch unendliche Lande hat, die der Mensch nützen könnte und würde, um seine Nahrung zu

haben, so giebt es auch inmitten unserer Kulturwelt noch eine Menge von Grund und Boden, die mittels Fleißes, der Mittel und Wissenschaft unserer Tage kulturfähig gemacht werden können. Im Norden Deutschlands wie in Italien und Frankreich, in Spanien und Portugal. Da sind Sümpfe auszutrocknen und Wüsteneien in Acker- oder Wiesenland zu verwandeln.

In Holland, worauf schon hingewiesen, entreißt die Wissenschaft und die kapitalistische Unternehmungskraft unserer Tage dem Meere die Zuyderſee, und wie die Arbeiten, einem Berichte zufolge, fortschreiten, zeigte sich, daß das Meer selbst sie fördert, dadurch, daß es bei jeder Flut große Mengen Sand und Schlamm an beiden Seiten des aufgeführten Deiches anschwemmt und ihn auf seiner ganzen Länge gleichzeitig und gleichmäßig erhöht. Schon in wenigen Jahren könnte also der Kultur ein großes Terrain übergeben werden, wo die salzige See gewogt hat, und da der Wert jedes der Hunderttausende von Hektaren, die hier errungen werden, auf eine hohe Geldsumme geschätzt wird, so werden ein paar hundert Millionen Gulden allein an Geldgewinn erzielt werden, abgesehen davon, daß das neue Land mit so und so viel zur Mehrung der allgemeinen Nahrungsmittel beisteuert und die mit ihm bewirkte Vergrößerung des Flächeninhalts des Königreichs der Niederlande um ein so Bedeutendes unbedingt zur Erhöhung seines Volkswohlstandes beitragen muß.

Frankreichs bebauter Kulturboden bringt einen seit jeher fruchtbaren Ertrag an Getreide hervor. Der Hektar liefert durchschnittlich fünfzehn Hektoliter. Es ergiebt zusammen über hundert Millionen Hektoliter. Vor hundert Jahren betrug der Ertrag des Hektars durchschnittlich die Hälfte, nämlich acht Hektoliter. Für seine heut 38 Millionen Einwohner braucht das Land aber, auf den Kopf 750 Gramm täglich gerechnet, 120 Millionen Hektoliter mindestens. Es muß jährlich also fünfzehn Millionen Hektoliter Getreide zukaufen, je nach der Ernte einmal mehr, einmal weniger, oder trachten, diese Menge selbst noch zu erzeugen.

In England bringt der Hektar schon 25 Hektoliter durch

die Verbesserung des Bodens; in den Norddepartements Frankreichs ist er neuerdings mittels solcher Verbesserungen in Dung und Bau bis auf 28 Hektoliter Ertrag gekommen, während Korsika z. B. nur sieben bis acht ergiebt. Seit hundert Jahren haben die Landwirte Englands durch die Hilfe der Wissenschaft den Ertrag und damit den Wert des Bodens außerordentlich zu erhöhen verstanden, und man behauptet kühnlich, es werde einmal für hundert Millionen Menschen die Nahrung aus seiner Erde hergeben können.

Die Wissenschaft der Zeit ist unerschöpflich in Erfindung von Mitteln, nicht nur den Reichtum zu mehren, sondern auch damit Armut und Elend zu bekämpfen. Wie Frankreich hundert Millionen Menschen ernähren könnte durch chemische Verbesserung seines Grund und Bodens, hat Ville in vielbeachteten Aufsätzen im Pariser „Figaro“ 1892 erörtert. Sie sind dann auch als Buch erschienen.

* * *

Das Gold ist bei allen reichen Kulturvölkern von Anfang ihrer Handelswirtschaft an als das edelste und daher kostbarste Metall gewertet worden. Es wurde als Geld vorzugsweise geschätzt und neben ihm das härtere Silber. Bei allen Völkern, auch den wilden, die mit keiner Kultur in Berührung kamen, bediente man sich des Goldes mit Vorliebe zum Schmuck und zeigte in der Menge darin, wie sie, sei es in Gefäßen, Geräten, oder in Schildern, Lanzen, Helmen, wenn nicht in Münzen verarbeitet worden war, die Fülle an Reichtum, den man besaß. Gold übte einen unwiderstehlichen Zauber auf die Menschen aus, von jeher bis heute, und sein Besitz in Menge stellte noch immer den unzerstörbaren Idealbegriff für das irdische Glück dar.

Daher das unermüdliche Streben und auch die gewaltthätige Habgier darnach im Leben der einzelnen wie ganzer Völker. Der Zug zum Goldenen Vließ war ein Raubunternehmen der Argonauten. Da Reichtum in Gold vor allem bestand, so suchte der Besitzer desselben begehrlich immer mehr davon zusammen zu bekommen, räuberisch oder als Tribut zumeist, wenn er ein Fürst war. Damit sollte sein Reichtum womöglich unverwüstliche Festigkeit und Dauer erhalten.

Seit ältesten Zeiten weiß man von Goldschätzen ungeheurer Art, die die Könige hatten, und zwar die Könige oder Herrscher der verschiedensten Länder in den drei alten Erdteilen. König Salomo war zu seiner Zeit gewiß einer der allerreichsten und seine Schätze in Gold und Silber entsprachen dem Luxusleben, das er führte. Krösus gilt heut noch für den Begriff eines Milliardärs. Späterhin, mit der Zerstörung der alten asiatischen Reiche, hörte man nicht viel mehr von großen Schatzkammern der Herrscher daselbst, die in Gold ihren Reichtum bargen. Solche Reichtümer wurden mehr und mehr fabelhaft, und man verlegte sie in den dunklen Erdteil Afrika, wo die schwarzen Könige Paläste von schierem Golde haben sollten.

Am märchenhaften Rhein um die grünen Gestade zwischen Worms und Basel webt sich die Sage von der Versenkung des Schatzes der Nibelungen, der noch immer nicht gehoben sei, aber von dem die kostbaren Körner durch den Fluß hervorgeschwemmt werden in die „Goldgründe".

Nur einmal vernimmt man wieder von wahrhaft unglaublichen Goldschätzen in einer Hand, nachdem Amerika eben entdeckt war. Es waren diejenigen, die der spanische Konquistador Pizarro auf seinem Eroberungszug nach Peru entdeckt hatte. Bei dem Volke der Inka dort war er seiner Überzeugung nach in das wahre Goldland der Welt, El Dorado, gekommen. Und darum ging es auch sogleich ans Plündern. Pizarro verlangte vom gefangenen Inkakönig seine Schätze und darauf erbot sich dieser, um sein Leben zu retten, das Gemach, in dem er gehalten war, so hoch mit goldenen Gefäßen anzuhäufen, als er mit den Händen reichen könne. Dies geschah wirklich, und da der betreffende Raum zweiundzwanzig Fuß lang und sechzehn Fuß breit gewesen sein soll, so muß die Masse des hier aufgestapelten Massivgoldes eine ganz ungeheure gewesen sein. Pizarro in seiner Habgier ließ nun aber doch den König umbringen, um sich zum Herrn seines Landes und damit aller noch zu erwartenden unermeßlichen Goldschätze darin zu machen. Wie aber die Ermordung des Inkafürsten schnell ruchbar wurde, war es, als wäre alles Gold im Perulande in die Erde gesunken. Es war nichts mehr zu sehen und zu finden, trotz aller Grausamkeiten, mit denen die Spanier von den Eingeborenen zu erforschen suchten, wo die Schätze geblieben. Sie wußten wirklich selbst nicht, wohin die Priester und deren Diener sie im öden Gebirge verborgen. Die Spanier mußten thatsächlich Hunger und Elend leiden mit dem vielen Gold, das sie schon erhalten und unter sich geteilt hatten.

Mit dem verschwundenen müßte es der größte Schatz in Gold gewesen sein, der zur Zeit in der Welt existierte. Sein verborgener Teil ist wie der Nibelungenschatz bis heute nicht gefunden; zu Atomen wohl längst aufgelöst, was einst wie aus Mexiko, so aus Peru von den Spaniern geraubt wurde.

* * *

War es nicht in Gold, so in Edelsteinen und Perlen, in denen, besonders im Orient die Reichen, die Fürsten vor allen, sich große Schätze anlegten — vorteilhafter für sie deshalb, weil sie auf einer Flucht diese Werte leichter mit sich führen konnten. Jeder indische Emir, türkische Sultan, arabische Scheikh, persische Schah, suchte darin das Kostbarste zu haben oder zu erlangen, bis zur neuesten Zeit. Hier, wie in den Gold-, Edelstein- und Perlenschätzen der Russen, auf die wir schon früher, im ersten Abschnitt, Bezug genommen, ist eine ungeheure Masse des Reichtums in der Welt aufgehäuft, der ruht und nicht weitere Werte schafft, wie es die moderne bürgerliche Schatzkammer im Geldschrank mit den dort hinterlegten Wertpapieren thut.

Der Schah von Persien hat seine Juwelen in einem zwanzig Fuß langen und vierzehn Fuß breiten Gemach. Sie sollen 140 Millionen Mark im Werte sein. Perlen, Rubinen und Smaragde liegen in großen Schalen umher. Merkwürdig ist die alte persische Krone, welche die Gestalt eines Blumentopfes und in ihrer Spitze einen ungeschnittenen Rubin von der Größe eines Hühnereis hat. An einem persischen Gürtel finden sich Edelsteine im Gewicht von achtzehn Pfund. Zwei Säbelscheiden sollen

allein je fünf Millionen Mark wert sein; an einer anderen, dicht mit Diamanten besetzten Scheide ist kein Stein kleiner als der Nagel des kleinen Fingers eines erwachsenen Mannes. Der schönste bekannte Türkis, drei bis vier Zoll lang und ohne den kleinsten Fehler, Saphire von seltener Größe, Rubinen und Perlen groß wie Haselnüsse, gegen hundert Smaragden bis zu einer Oberfläche von $1^3/_4$ Quadratzoll, gehören zu diesem märchenhaften Schatze. Der größte Smaragd ist so groß wie eine Walnuß und die Namen aller Könige, die ihn besessen haben, sind darauf eingeritzt. Von der größten Perle scheut man sich fast zu sprechen; sie soll 1200000 Mark wert sein.

Die Kaiserin von Rußland dürfte unter den europäischen Fürstlichkeiten den kostbarsten Juwelenschmuck besitzen. Nächst ihr wird der der Kaiserin von Österreich gerühmt. Nicht der Familienschmuck, der aus dem Hausschatz der Habsburger von einer Kaiserin auf die andere übergeht, sondern ein Schatz, der veräußerlich und vererbliches Eigentum der jetzigen Kaiserin ist. Dieser Privatschmuck besteht aus Geschenken des Kaisers und fremder Fürstlichkeiten; er wurde vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen und abgeschätzt. Die Juwelen wurden auf einen Realwert von $2^1/_2$ Millionen Gulden geschätzt; der ideale Wert derselben, wenn man die Fassung, Fasson und den Schliff in Anschlag bringt, dürfte wohl die Summe von vier bis fünf Millionen erreichen. Besonders schön ist eine Perlenschnur aus drei Reihen kostbarster Perlen, die die Kaiserin nach der Geburt des Kronprinzen Rudolf von ihrem Gemahl zum Geschenk erhielt und die auf 75000 Gulden geschätzt wurde, heut aber wohl ihrer 300000 an Wert darstellt, da der Preis für solche edlen Perlen seit Jahren gestiegen ist. Die Kaiserin Elisabeth ist übrigens jetzt nicht mehr im Besitz des ganzen, einst aufgenommenen Schmuckes, da sie zahlreiche Einzelheiten davon ihren Töchtern und Verwandten zum Geschenk machte.

Über den alljährlichen Verbrauch von modernen, also meist leichten Schmuckwaren liefert der Bericht der Handelskammer in Pforzheim interessante Mitteilungen. In dieser Stadt sind 460 Bijouteriefabriken und 286 Hilfsgeschäfte mit 12000 Arbeitern mit Herstellung von Bijouteriewaren beschäftigt. Nach den Schätzungen der Handelskammer betrug 1892 der Verbrauch von Silber in Pforzheim allein 21600 Kilo, im Durchschnittwert von 134 Mark das Kilo = rund drei Millionen Mark; Gold 6000 Kilo im Werte von je 2800 Mark = rund 17 Millionen Mark. Zusammen zwanzig Millionen Mark. Wenn man den Wert des Ausschmückungmaterials (echte und unechte Steine, Perlen, Korallen) mit drei Millionen und die Summe des Arbeitslohnes mit neun Millionen Mark annimmt und hierzu noch die Geschäftsunkosten, sowie den mutmaßlichen Gewinn in Anrechnung bringt, so beträgt schätzungsweise der Gesamtwert der in Pforzheim fabrizierten Schmuckwaren im Jahre vierzig Millionen.

* * *

Seit der Entdeckung Amerikas, also seit vierhundert Jahren, hat die Ausbeute an Gold 12200000 Kilogramm oder 42 Milliarden Franks, die an Silber 231000000 Kilogramm oder 51 Milliarden betragen, zusammen 93 Milliarden Franks*).

In diesem Jahrhundert, welches so viel Reichtum erzeugen sollte, gab es wie zur Ergänzung eine ungeheure Menge neuer Goldfunde: in Kalifornien, in Australien, in Südafrika. Man hat den durchschnittlich in neuerer Zeit, nach dem Niedergang der ersten Goldfluten, sich ergebenden Jahresertrag an Gold auf viereinhalbhundert Millionen etwa geschätzt**). Davon würden für die Münzstätten der verschiedenen Staaten etwa 250—260 Millionen in Anspruch genommen, das übrige für Kunst und Gewerbe. So gewagt es auch sein mag, so hat sorgfältige Berechnung angenommen, daß in Schmuck und Geräten an Gold im Wert

*) Edmond Théry, la question d'Argent en 1892. S. 12 f.

**) Die preußische Bergverwaltung ist neuerdings beauftragt worden, das Vorkommen von Gold auf der ganzen Erde, seine Produktionsverhältnisse und Produktionsbedingungen zu ermitteln.

von 25 Milliarden auf der Erde vorhanden sei, 15 Milliarden Goldes im Meere versunken liegen.

Nun hat aber das Meer noch über dieses von den Menschen dahin verlorene Gold seinen eigenen Besitz daran. Mindestens hat ein schwedischer Gelehrter Sonnstadt entdeckt, daß sich ein Gramm Gold in 20000 Liter Seewasser findet, und da dies einen Wert von etwa $2^1/_2$ Mark darstellt, so bürge das Meer ein ganz unschätzbares, leider aber mit Nutzen schwer auszubeutendes Goldlager. So haben ja auch viele Flüsse Gold und zuweilen in großer und nachhaltiger Menge. Der Rhein soll nach dem Geologen Daubré auf der Strecke Istein—Mannheim etwa 133 Millionen Mark Gold enthalten und jährlich wird da für 30—40000 Mark herausgewaschen.

Einer anderen Art von Goldgewinn, oder vielmehr Rückgewinn desselben, dem man wohl erst in neuester Zeit mehr Beachtung geschenkt hat, möchte hier auch Erwähnung geschehen.

Vor mehreren Jahren wurde die Ölfarbe, mit der das Turmdach der alten Tabernakel-Kirche in Philadelphia bestrichen gewesen, abgekratzt und daraus bei der Abscheidung für fünftausend Dollars Gold gewonnen. Neuerdings zahlte jemand für die alten, verrosteten Zinkbleche des Daches, die erneut werden mußten, dreitausend Dollars, und man nahm an, daß er dabei kein schlechtes Geschäft machen werde und das auf dem Zink noch vorhandene Gold mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr wert sei. Der Ursprung dieser Goldablagerung ist ganz eigentümlich; es schlägt sich auf das Turmdach von der in der Nähe befindlichen Münze der Vereinigten Staaten nieder. Wenn, erläutert die „Deutsche Chemiker-Zeitung" des weiteren, Gold geschmolzen und geprägt wird, so verflüchtigt sich ein nicht unbedeutender Teil davon. Das flüchtige Gold steigt dann mit dem Rauche durch den Schornstein nach aufwärts und sinkt sofort herunter, sobald es mit der äußeren Luft in Berührung kommt. Viel von diesem flüchtigen Golde fällt auf das Münzgebäude selbst, und zwar in solcher Menge, daß die Münzbeamten angewiesen sind, bei jedem Regenfall das Dach- und Rinnenwasser aufzufangen und in Bottichen zu sammeln, die in den Kellern des Münzgebäudes durch Gossen mit dem Dache in Verbindung stehen. Das gesammelte Wasser wird dann durch Siebe und wollene Decken durchgelassen und so gewinnt man die Rückstände an Gold darin. Trotz aller dieser sorgfältigen Sammelvorrichtungen führt doch das Wasser alljährlich eine nach Tausenden von Dollars berechnete Menge Goldes in den Delaware-Fluß. Der Kehricht des Münzgebäudes wird ebenso sorgfältig wie der Rückstand des Regenwassers gesammelt und mit diesem zusammen an den Meistbietenden verkauft.

Übrigens werden längst alle Abgänge in den Goldwaren-Fabriken, der Kehricht, das Spülwasser, das Handwasser und auch die Handtücher aufgekauft und gut bezahlt. In Städten, wie Pforzheim, Gmünd, Hanau hat sich eine ganze Industrie im Laufe der Zeit entwickelt, die sich mit dem Ankauf und mit der Verarbeitung dieser Abfälle befaßt. In diesen Fabriken wird das „Gekrätz" (so werden diese Abfälle genannt), eingedampft, eingeäschert und das Gold daraus abgeschieden. Durch die in den Fabriken angestellten Chemiker werden Durchschnittsproben des Gekrätzes untersucht und erst auf dieser Grundlage bestimmt sich der Preis dafür. Die Menge des aus dem Gekrätze zurückgewonnenen Goldes ist eine verhältnismäßig ganz enorme.

Von höchstem Interesse ist die Rechnung über die Menge des Geldes auf der Erde, wenn sie natürlich auch nur annähernd gegeben werden kann.

Was das Gold in Münzen betrifft, so wird ihm ein Wert von jetzt etwa 20 Milliarden Franks beigelegt. Der Direktor der Münze der Vereinigten Staaten nahm ihn auf Grund umfassender Studien im Jahre 1882 auf 18 Milliarden 750 Millionen Franks an. Würden alle Goldmünzen der Gegenwart geschmolzen zu einer Masse, die einen Würfel bildete, so würde die Länge, Höhe und Breite desselben 585 Meter betragen. Und dies Edelmetall ist alles fast neueren Fundes aus Australien und Kalifornien. Von den Goldmünzen des Altertums hat sich nur

ein sehr geringer Bruchteil erhalten. Der Zahn der Zeit hat die meisten zerstört oder so geschädigt, daß sie für die Schmelztiegel gebraucht wurden.

Die Silbermünzen in Umlauf in der Welt wurden von derselben Autorität 1882 zu 15 Milliarden, 1892 zu beinahe 20 Milliarden wie die Goldmünzen angenommen. Dazu eine etwa gleich hohe Summe in Papiergeld, so daß es in dieser runden Rechnung sechzig Milliarden Geld auf der Welt gebe.

Nach einer neuesten Schätzung des Geldvorrats, des in Münzform geprägten Edelmetallvorrats, wie es in den Kellern der Staats- und Privatbanken zur Deckung der Noten aufbewahrt wird, beträgt derselbe, soweit sich mit annähernder Wahrscheinlichkeit feststellen läßt, über 21 Milliarden Mark, woran die lateinische Münzkonvention (Frankreich, Italien, Belgien, Schweiz) mit über sieben Milliarden, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 3700, Großbritannien mit ca. 2600, Deutschland mit ebensoviel, Rußland mit über tausend, britische Kolonien ohne Indien mit 746 Millionen Mark, Österreich-Ungarn mit 530, Niederlande 350, Skandinavien 157, die sonstigen Länder in Europa und Amerika mit nahezu 2000 Millionen Anteil haben.

Als das reichste Land in Bezug auf Besitz von Gold- und Silbermünzen stellte sich Frankreich dar; dem folgte Nordamerika, dann Großbritannien, dann Deutschland, Spanien, Österreich-Ungarn, Türkei, Holland, Schweiz, Griechenland. Deutschland ist darnach keineswegs ein in seinem Volkswohlstand gegen die anderen großen und reichen Staaten so zurückstehendes Land, als sonst behauptet wurde. Es hatte im Jahre 1891 über 3812 Millionen Mark Geld in Umlauf, was auf den Kopf etwa 78 Mark ergäbe. Davon an Goldmünzen 46 Mark, auf Silbermünzen 19 Mark, auf Nickel- und Kupfermünzen 1 Mark und auf Papier etwa 12 Mark. Die wachsende Steuerkraft, die das Land von Jahr zu Jahr bethätigt und die immer neue Millionen an Geld hergiebt, ist überdem Beweis genug von der Mächtigkeit eines Nationalwohlstands, mit dem der früherer Zeit gar nicht zu vergleichen ist. Ein

deutsches Invaliden- und Altersrenten-Gesetz, wie es eingeführt worden ist, wäre sicherlich früher unmöglich gewesen.

Dagegen ist der fast sprichwörtliche Reichtum unserer westlichen Nachbarn in den wohlhabenden Schichten in einem gewissen Niedergang begriffen, wofür die Nachweisungen der jährlichen Erbschaften und Schenkungen unter Lebenden einen Anhalt geben. Sie steigerten sich von 1875 bis 1880 von rund 5300 auf 6300 Millionen Franks, um dann im Jahre 1885 mit 6428 und 1887 mit 6407 Millionen noch etwas höher zu gehen, 1888 aber auf 6331, 1889 auf 6001 Millionen zu sinken. Das Jahr 1890 hob sich wieder auf 6748 Millionen, doch nur infolge der großen Sterblichkeit unter alten Leuten durch die Influenza. Es stiegen demnach in diesem Jahre die registrierten Erbschaften von 5059 auf 5811 Millionen Franks, während die Schenkung unter Lebenden (meist Heiratsgut) von 1880 ab in fast ununterbrochenem Rückgange von 1117 auf 937 Millionen gesunken sind. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß das gleiche Kapitalvermögen heute einen wesentlich geringeren Rentenwert als früher hat. Was bei den Wohlhabenden Rückgang geworden, ist dafür in den weiten mittleren Volksklassen als Vorwärtskommen erkannt worden.

Die Sparkraft Frankreichs im allgemeinen hat sich nicht gemindert; sich wird auf eine Milliarde Franks jährlich und mehr geschätzt, wie sie ja natürlich das Vermögen der wohlhabenden Staaten von Jahr zu Jahr durch ihre sich steigernde und vermehrende Volksarbeit vermehrt. Im Jahre 1850 schätzte man das Vermögen der Vereinigten Staaten auf siebentausend Millionen Dollars, 1860 auf sechzehn Millionen, 1870 auf 30000 Millionen (dreißig Milliarden), und zwanzig Jahre später auf dreihundert Milliarden, um mit einem drastischen Beispiel diese Übersicht des Volkswohlstandes im allgemeinen und einzelner Hauptländer zu schließen.

* * *

Das Streben der Menschen in allen Rassen und Ländern nach Gold als dem Inbegriff von Reichtum, und das heißt irdischem Glück, die Gier darnach, ist so alt als die Geschichte von den Völkern und Ländergeschicken erzählt. Wie damit ein bestimmter, also ihr eigener Zug in der Menschennatur sich äußert, so muß auch die Geschichte des Reichtums wie zur kulturgeschichtlichen Entwickelung der Völker gehörig angesehen werden.

Die neueste Phase, die in dieses Jahrhundert gefallen und noch nicht zu Ende ist, wird und muß, wie diejenige, welche die Entdeckung Amerikas vor vierhundert Jahren einleitete, eine für die sozialen und Humanitäts-Verhältnisse umgestaltende Wirkung haben, tiefer wohl, als eine frühere. Denn die politische Revolution, die sich seit einem Jahrhundert gegen die alte feudale Gesellschaft fortsetzt, in Verbindung mit der wirtschaftlichen Evolution durch die Erfindungen und industriellen Ausbeutungen haben die untersten Elemente der Gesellschaft aufgerührt und in Masse obenauf gebracht, so daß sie in die herrschende Klasse eintraten. Die Aufhebung der feudalen Bewegungen und Einrichtungen durch den zur gesetzgeberischen Überlegenheit gelangten dritten Stand, d. i. die reicher und reicher werdende Bourgeoisie, Fabrikant, Kapitalist, Kaufmann, Banquier, Spekulant, alles mit einbegriffen, hat es jedem strebsamen und befähigten Menschen möglich gemacht, emporzukommen und ein reicher Bourgeois, ein fetter Kapitalist, ein großer Kaufmann, ein stolzer Banquier, ein glücklicher Spekulant zu werden. Dafür löste man nach und nach und in einem Lande nach dem anderen die Fesseln der Polizeiregierung und Zunftengherzigkeit, setzte Freizügigkeit durch, Freihandel, und errichtete für das lebende neu heranwachsende Geschlecht, auch der Ärmsten, die vervollkommneten und im Sinne der Volksbildung geleiteten Schulen und weitere Bildungsanstalten in Menge und vielerlei Art. Für diesen Zweck und für das ganze gemeinnützige Wohl überhaupt gaben Staat und Gemeinde, dem Zuge der herrschenden Klasse folgend, ebenso zahllose Einzelne aus derselben, und zumeist

von ihrem erst durch eigene Arbeit erworbenen Reichtum, zusammen ungeheure Summen her.

Natürlich, daß trotzdem nicht alle obenauf kamen und die reichen Leute nicht allgemein wurden, sondern auch jetzt noch Ausnahmen, wenn man will, die „oberen Zehntausend" bildeten. Denn die Mehrzahl der Menschen ist schwächlich, in Fähigkeiten beschränkt, und je schwächer, je mehr dem natürlichen Gesetz verfallen, zurückzubleiben in der Entwickelung und ohne tiefere Spuren einer nützlichen Lebensthätigkeit zu vergehen. Die Natur hat ihre Vernichtungsgesetze, die überall zum Besten des Ganzen gelegentlich, auch in der Menschheit, in Kraft treten und die durch alle Wohlfahrteinrichtungen derselben nicht aufgehoben werden.

Die neue Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts hat mit ihrem, aus den neu erschlossenen Quellen geschöpften Reichtum für die ihr sich zuschiebenden Kulturaufgaben wachsende Einsicht und Energie zum Angriff derselben gefunden, zumal mit dem Aufgebot einer Humanität, das frühere Zeiten nicht ermöglicht hätten, um die wirtschaftlich Schwachen zu stützen, sie vor Ausbeutung durch die Selbstsucht des Kapitals und vor Mißbrauch im modernen Arbeitverhältnis durch den Arbeitgeber zu bewahren gesucht. Die für Lösung einer solchen Aufgabe bedingte Zeit ist noch nicht erfüllt; aber ihre Fortentwickelung bezeugt jeder Tag. Diese Aufgabe erweist sich als eine rastlose Bekämpfung der Armut, des Elends, der Not, durch den massenhaften Reichtum, und als ein Sorgen desselben, auch die Armen, Verkommenen womöglich, zur Menschenwürdigkeit zu erheben.

Reichtum ist dabei von altersher höchst übel beurteilt worden. Die Weisen aller Zeiten haben ihn mehr für eine Quelle des Unglücks als des Glücks angesehen, und die Reichen selbst klagten und klagen sehr oft über die Sorgenlast, die ihnen mit ihrem Golde und Gelde auferlegt sei.

Dante sagt im Konvito IV, 13: „Reichtum, rasch erworbener zumal, kann keinen wahren Adel der Seele verleihen. Denn gemein ist Geld und Gut. Sie können keine Ruhe geben, kein Verlangen

der Seele stillen. So haben alle Weisen des Altertums und der heiligen Schrift gelehrt. Und wie feige macht das Geld die Menschen! Die Handelsleute zittern bei dem Rascheln jedes fallenden Blattes, wenn sie gefüllte Säckel haben."

Alle solche Urteile und Betrachtungen haben aber der Menschheit nicht die Lust und Begier genommen, nach dem Besitz des Goldes, nach Reichtum, nach Geld und Gut im Überfluß zu streben und der Überzeugung zu verbleiben, daß reich sein allemal besser sei als arm, und im Unglück das Geld immer noch viel Tröstliches besitze.

Auch hat es seit altersher eine soziale Lehre gegeben, die sich gegen den Erwerb von Reichtum einzelner richtete, ihn als die Ursache der Unvollkommenheit der Gesellschaftzustände abgeschafft wissen wollte, und die in Versuchen kommunistischer Art ihre Richtigkeit beweisen wollte. Doch alle zahlreichen praktischen Unternehmungen darin im kleinen konnten die Menschheit nicht reizen, es im großen nachzumachen; diese Gesellschafteinrichtung hat sich mit der geschichtlichen Entwickelung als in offenbarem Widerspruch erwiesen. Die Menschen wollen diese ersonnene und dressierte Glückseligkeit allgemeiner Gleichheit, auch in Hab und Gut, gar nicht, und gewöhnlich läuft der größte Teil derjenigen wieder auf und davon, die sich zu solchem Experiment unter einem despotischen Schwärmer in einer Gemeinde- und Sektengründung verstanden hatten. Die Menschen wissen eben, daß sie gar nicht gleich sind, und es sein zu wollen, ist demnach ein Unternehmen gegen die Natur.

Der moderne Sozialismus, dessen Lehre von der wahren Menschen- und Gesellschaftglückseligkeit wir am geeigneten Orte dieses Buches im Umriß dargelegt haben, will in seiner Staatsordnung von Geld nichts wissen. Dies Unglückszeichen wird aus der Welt verschwunden sein, wenn es einmal die erträumten sozialistischen Musterstaaten giebt. Eine der interessantesten und vielgelesensten neueren Romanphantasien hat der Amerikaner Edward Belamy in einem „Rückblick aus dem Jahre 2000" gegeben,

wonach bis dahin die Menschheit sich schon völlig sozialistisch bekehrt haben würde und der herrlichste Staat ohne Geld die Freude seiner Bürger bildete. Sehr überlegen weise heißt es da zur Erklärung für den mit der Naivetät des neunzehnten Jahrhunderts noch Erfüllten:

„Als unzählige, in keinem Zusammenhange stehende und von einander unabhängige Personen die verschiedenen, für Leben und Wohlsein nötigen Dinge hervorbrachten, da mußte ein endloser Austausch zwischen den einzelnen Personen stattfinden, damit diese sich mit dem versorgten, was sie wünschten. Dieser Austausch bildete den Handel, und Geld war das notwendige Medium. Aber sobald die Nation der einzige Produzent aller Waren wurde, da hatten die einzelnen, um das zu erhalten, was sie brauchten, keinen Austausch mehr nötig. Alles konnte man aus einer Quelle und nicht anderswoher beziehen. Ein System direkter Verteilung aus den nationalen Warenlagern trat an die Stelle des Handels, und dazu war das Geld unnötig, . . . denn ein Kredit, der jedes Bürgers Anteil an der jährlichen Produktion des Landes entspricht, wird ihm am Anfange eines jeden Jahres in der Staatsbuchführung eingeräumt, und eine Kreditkarte wird ihm ausgestellt, auf Grund deren er sich aus den öffentlichen Warenlagern, die es in jeder Gemeinde giebt, das besorgt, was er nur wünscht und wann er es wünscht. Diese Einrichtung beseitigt vollständig die Notwendigkeit aller Handelsgeschäfte zwischen einzelnen Personen."

Noch einen charakteristischen Satz entnehmen wir der Schrift:

„Die Nation ist reich, und sie wünscht nicht, daß man sich irgend welches Gute versage. Zu Ihrer Zeit (d. h. im neunzehnten Jahrhundert) waren die Menschen genötigt, Geld und Gut aufzuspeichern, um sich gegen künftige Verluste zu schützen und für ihre Kinder zu sorgen. Die Notwendigkeit macht die Sparsamkeit zur Tugend. Aber jetzt würde sie kein solches löbliches Ziel haben, und da sie ihre Nützlichkeit eingebüßt hat, so wird sie nicht mehr als eine Tugend angesehen. Niemand sorgt mehr für den kom-

menden Tag, weder für sich, noch für seine Kinder; denn die Nation verbürgt die Ernährung, die Erziehung und den behaglichen Unterhalt eines jeden Bürgers von der Wiege bis zum Grabe."

Dies ist der Traum.

In der Wirklichkeit hat der Reichtum in Gold und Geld seine bezwingende, unverwüstliche realistische Macht erwiesen und eingreifender niemals als in unserem Jahrhundert, wo er zu einem anderen Charakter gelangte, mehr Erwerb und fließendes Gut, als festgelegter Besitz wurde, und die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft um die Ruhe brachte, die einen Genuß des Reichtums wie in früherer Zeit gestattete. Es ist ein rastloses Schaffen um und für Geld und ebenso mit dem Gelde, das den Begriff Reichtum für seinen Besitzer bildet, aufgerufen worden, ein großes Arbeiten, wie noch nie zuvor.

Aber nicht bloß um materielle Güter, sondern auch um die höheren der Menschheit, wie in Erkenntnis einer Pflichterfüllung. Diese rastlos strebende Kultur zeugt von der Absicht der Schöpferischen, der Starken, der Ersten, der Führenden und Regierenden, daß sie die Welt wirklich verbessern wollen, und zwar zumeist für die große Masse der Halben und Schwächlichen, die ihren Schutz haben müssen und ihre Hilfe, um im Leben mit der Arbeit fortzukommen; die an der reichen, schaffenden Gesellschaft hangen und sich von ihr mitschleppen lassen. Die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts nimmt sich ihres Feindes an, weil sie einem höheren Gesetz folgt. Denn die schroffen Gegensätze der Gesellschaftsverhältnisse im Staate auszugleichen, ist die Bedingung des Kulturfortschritts, und dieser Ausgleich muß im Zusammenhang mit den bestehenden Verhältnissen erfolgen. Seine Bildung und seine Sitte regeln schließlich die Zustände eines kultivierten Volkes und drücken sich in seinen Gesetzen aus.

Namenverzeichnis.

	Seite
Aders in Düsseldorf	23
Alba, Herzog v.	11, 12
Anna Iwanowna, Kaiserin	32
Aremberg, Herzog	25
Aretino, Pietro	14
Armour & Co.	91
Armstrong, Sir William	135
Arnold in England	2
Astor, Joh. Jak. 83, 87, 111, 116,	117
Auber, Dan. Franç. Esprit	301
Avenel, Vikomte d'	203
Babeuf, Franç. N.	216
Baird, James	43
Ballantyne in London	289
Balzac, Honoré	292
Baring, Francis	5, 177
Barnum, Phin. T.	285
Barclay & Perkins	137
Barry, Marie Jeanne du	7
Baß, William	138
Baumgartner, Augsburg	16
Bauer in Zürich	243
Bauwens, Liévin	41
Bazard, Sozialist	216
Bechstein in Berlin	147
Beckerath, Herm. v.	125
Bedford, Herzog v.	3
Beethoven, Ludw. v.	301
Bennett, Gordon	276, 285
Bernard in Regensburg	143
Berndt, Agnes	331
Bernhardt, Sarah	303
Bertin, Familie	271
Bessemer, Henry	61
Betts & Co.	128
Biddle, Nikolaus	92
Billon & Isaac	243
Biron, Herzog	28
Blanc in Monte Carlo	193
„ Louis	221
Blankinsop in England	46
Blumenthal, Oskar	294
Boll & Co.	141
Boncicaut & Sohn	241
Bontoux, Eugen	190
Booth, London, Methodist	314
Borchert, Wilh.	240
Borghese, Fürst	14, 15
Bösendorfer in Wien	146
Borsig, Aug. u. Alb.	67 f., 130
Bouillé, Marquis v.	6
Boulton, Matthew	35
Brandreth, Amer.	277, 285
Brassey, Thomas	127, 186
Braunschweig, Haus	21
„ Karl v.	331
Breadalbane, Marquis	3
Breitkopf & Härtel	146
Brett, Frankreich	356
Brey, Ludwig	139
Briggs Son & Co.	236

	Seite
Bright, John	2, 52
Brodin, Sir Benjamin	151
Brown, John	60
Bruck, Karl Ludwig	129
Brunck, Heinr.	146
Buccleugh, Herzog v.	3
Buchez, Sozialist	222
Bucquoi, Graf	73
Bulton in England	35
Burch, Miß.	326
Burleigh, Lord	4
Bute, Marquis de	3
Burton in England	138
Byron, Lord	4
Cabet, Etienne	219
Calvignac, Maire	259
Camaegie, David	321
Camphausen, Ludwig	125
Canning, George	121
Carlyle, Thomas	365
Carnegie, Andrew	108, 260
Carnot, Lazare Hipp.	217
Carr, Kerdine	199
Cathrein, Joseph	244
Cenci, Graf von	15
Chassepot, Ant. Alph.	133
Chauchard in Paris	157
Chevalier, Michel	217
Chigi, Fürst	15
Chimay, Fürst	25
Cleveland, Präsident	279
Clise, Robert	5
Cliquot, Witwe	141
Cobden, Richard	51
Cockerill, William	41, 45, 131
Collins, Wilkie	290
Colonna, Fürsten	14, 15, 16
Colt, Samuel	109
Condillac, Mably de	208
Cooper in Newyork	112
Corbin, Austin	361
Cornick in Chicago	91
Corsini, Fürsten	15
Courcy, Alfred de	242
Craig in Irland	231
Crosley, John u. Francis	57
Crompton in Bolton	36
Cromwell, Oliver	4
Crouse, D. Edg.	317
Croy, Fürst	25
Cunard, Samuel	94
Cunliffe-Lister, Samuel	58
Czernin, Graf	73
Defournaux in Paris	230
Demidow, Fürst	33
Demmler, Adolf	234
Dessau, Haus	21
Devonshire, Herzog	2
Deutsch-Heinrich, in Amerika	199
Dickens, Charles	290
Dios Gyor in Ungarn	77
Dippe, Gustav	323
Disraeli, Lord	122
Dobbs, Jonny	199
Dohm, Ernst	296
Dolfus in Mühlhausen	64
Dolgorucki, Fürsten	28
Doria, Fürst	15, 331
Drake in Titusville	105
Dreher, Anton	139
Drehse, Joh. Nikol.	132, 135
Dudley, Lord	42
„ Graf	352
Dumas, Alex., Vater	292
„ „ Sohn	292
Dupin, Generalpächter	7
Ebers, Georg	294

	Seite
Edison, Erfinder	110
Egells in Berlin	67
Ehret, Georg	112
Elmore, Maler	65
Eißler, Fanny	307
„ Therese	307
Enfantin, Père	216, 217
Ephraim, Arzt	328
Erhart, Sebastian	146
Esser, Graf	3
Etienne, Michel	275
Faber in Nürnberg	147
Falz-Fein in Südrußland	30
Farnese, Herzöge	14
Ferrari, Galliera	348
Field, Cyrus	356
„ Marschall	91
Fife, Herzog v.	87
Flagler, H. M.	112
Flawer, Georg	90
Fould, B. L.	173
„ Oppenheim	173
Fourier, Charles	217
Fox, Charles	4
Franck, Wilhelm	142
Francke, Aug. Herm.	313
Freistädter, Anton v.	165
Freytag, Gustav	294
Friedländer & Sommerfeld	196
„ Max	275
Friedrich Wilhelm I. v. Preußen	32
„ „ IV. „ „	297
Fugger in Augsburg	16
Fulton, Robert	48, 94, 96
Gagarin, Fürst	30
Galliera, Herzogin v.	325
Garrett in Newyork	117
Geldermann & Deutz	141
Girard, Philipp v.	62
„ Stephan	82
Girardin, Emil v.	271
Gisborne, N. F.	356
Gladstone, Minister	121
Gloster, Herzog v.	4
Godin, A. J. B.	218
Godulla in Schlesien	44
Goult, Jay	103, 111, 112
Grävenitz in Württemberg	21
Greens in Newyork	117
Greeley, Horace	277, 280, 284
Greenwood, Jos.	226
Gruson in Magdeburg	131
Gryczik in Schlesien	44
Guinneß, Edward	322
Guizot, Franç. P. Guill.	124
Gull, William	151
Gungl in Wien	153
Hackländer, Friedr Wilh.	294
Hallberger, Eduard	299
Hämmerle in Dornbirn	75
Hamilton, Herzog v.	4
Hannover, Haus	5
Hanjemann, Dav. J. Ludw.	125
Hapkins in Newyork	117
Harkort, Friedr. W.	66
Hartmann, Richard	130
Hastings, Warren	5
Havré in Belgien	25
Haythausen, Reisender	30, 31
Heathecot in Longborough	40
Hegan & Co.	54
Heilmann, Josua	64
Heine, Gustav	282
Hempel, August	244
Henriette, Arzt	328
Hériot in Paris	157
Hertz, Kornelius	362

Seite

Herzog, Antoine 65
Hessen, Landgraf v. 21
Hesse-Wartegg, Reisender . . 91
Heydt, August v. d. 125
Heynaths, Pet. Ed. 330
Hippel, Weinhandlung . . . 296
Hirsch, Baron 175
Hirschfeld & Wolff 197
Hofmann, Albert 296
„ Jos. 303
Hoff, Johann 285
Hohenzollern, Haus 21
Holden, J. 66
Holloway in London 285
Horowitz, Max 118
Howitt in Newyork 112
Hugo, Viktor 293

Ibach in Barmen 146
Iron, Ralph 290
Irwin, Jack 199

Jacquard, Jos. Mar. . . . 37
Jacquesson & Sohn 141
Jäger in Frankfurt 198
Johl in Berlin 202
Jones, Schneider 152
„ J. P. 112
Jonny the Greek in Newyork . 199

Kalisch, David 296
Keil, Ernst 298
Keller, Gottfried 319
Kent, Herzog v. 4
Keßler, G. E. 141
Kinsey, Albert 220
Kinckerfues in Stuttgart . . 147
Köchlin in Mühlhausen . . . 64
Krösus, König 372
Krupp, Alfred . 69, 134, 162, 322

Seite

Krupp, Hermann u. Arthur . 74
Kunhardt, Georg E. 95
Kurkutsch, Ludwig 330

Laffitte, Jacques 122
Laguerroniere, Vikomte . . 281
Lange, Adolf 149
Langrand-Dumonceau in Paris 187
Lanna, Adalbert 72
Lapouge, Schriftsteller. . . 81
L'Arronge, Adolf 294
Lassalle, Ferdinand 249
Laube, Heinrich 294
Leclaire in Paris 228
Leitenberger, Friedrich . . . 71
Leroy in Paris 222
Leroy-Beaulieu, Schriftsteller . 154
Lesseps, Ferdinand . . . 179, 361
Liebig, Johann. 72
Ligne, Fürst v. 25, 26
Liszt, Franz 302
List, Friedrich 66
Livingstone in Florenz . . . 326
„ Afrikareisender . . 278
Lloyd, Edward 271
Löwe, Ludwig 133
Löwenstein, Rudolf 296
Löwy, Hugo 197
Loria, Prosp. Mos. 324
Lotzbeck in Lahr 143
Louis Napoleon, Kaiser . 123, 173
Louis Philipp, König . . 122, 124

Mac Clean, Frank 118
„ Donald, W. L. . . . 118
„ Hill in Montreal . . . 118
Mackay, John W. 112
Malatesta, Fürsten 15
„ Anarchist 366
Malthus, Thom. Robert. . . 312

Seite

Manskopf, Jakob 327
Marescotti, Gräfin 16
Marlborough, Herzog v. . . . 4
Marquot in Paris 230
Marschall in Kalifornien . . 100
Marx, Karl. 247
Mascagni, Pietro 301
Mason, Hugh 56
„ Jos. 60
Mauser, Wilh. 133
Medici, Haus 13, 166
Medina-Celi, Herzog v. . . . 12
Megevand in Besançon . . . 149
Menschikow, Fürst 28
Mezger, Arzt 151
Minor in Baltimore 198
Mires in Paris 174, 188
Moët & Chandon 151
Montez, Lola 308
Morton Peto, Bart 128
Moser, Gustav v. 295
Mosse, Rudolf 287
Mozart, Wolfg. Amad. . . . 301
Münnich, Graf 28
Murchison, Schriftsteller . . 102
Murray in London 289

Napoleon I., Kaiser . . 9, 10, 48
Necker, Minister 6
Nedd Ludd in England . . . 39
Normamby Herzog v. . . . 3
Northumberland, Herzog v. . . 3

Odescalchi, Fürst 14, 15
Ofenheim in Wien 185
Oldenkutt in Hanau 143
Orleans, Haus. 9
Orsini, Grafen. 16
Ottendorfer-Uhl in Newyork . 112
Overend Gurney & Co. . 179, 204

Seite

Owen, Robert 213, 231
„ Alb. Kimsey 220

Pacht in Wien 177
Paderewski, Pianist 303
Paganini, Nikolo 303
Pampichler, Therese 329
Patti, Adeline 304
Payne, Olivier. 112
Peabody, Georg 118
Pearl, Cora 308
Pease, Edward 46
Peel, Robert 37, 52
Pereira, Isaak u. Emil 173, 188, 217
Périer, Kasimir 123
Perignon, Dom 140
Perry in London 59
Pestalozzi, Joh. Heinr. . . . 314
Peter I., Kaiser 28
Philippart, Simon 187
Pitt, Minister 2
Pizarro, Eroberer 372
Plantagenet, Herzog 4
Porter, Billy 199
Powderley, Terenz 265
Pschorr in München 139
Pulitzer, Josef. 279

Ramondeon in Nizza . . . 324
Rapp, Georg 214
Raspe in Australien 261
Rauschenplat in Hannover . . 320
Ravachol, Anarchist 254
Redouly in Paris. 230
Reid, Whitelay. 280
Reille, Baron 259
Revillod in Genf 321
Richartz, Joh. Heinr. 321
Richmond, Herzog v. . . . 51, 52
Ringhofer in Prag 131

Seite

Rittmayer, Elisäus . . . 150
Rockafeller, John D. 106, 111, 112
Roederer in Reims 141
Rosenkranz in Dresden . . . 146
Rossini, Komponist 301
Rothschild, Mayer Anf. . . . 22
„ Haus . . . 163, 167
„ Charles 199
Rubinstein, Pianist 303
Ruppert, Jakob 112
Rutsch in Petersburg . . . 153
Ryland, Miß 317

Sachsen, Kurfürsten v. . . . 21
Sacy, Sylv. de 281
Sage, Russel 113
Salomo, König 372
Salt, Titus 54, 56
Sand, George 291
Sansovino in Venedig . . . 14
San, Leon 360
Schaffgotsch, Graf 44
Scheffel, Viktor v. 294
Scheibler, Karl 78
Schiedmayer in Stuttgart . . 147
Schmidt, Direktor 328
Schneider in Creusot 135
Scholz, Maler 296
Schönlein, Hermann 300
Schulze-Delitzsch . . . 160, 227
Schurz, Karl 279
Schwarzenberg, Fürst 73
Schweickardt in Hochheim . . 142
Scott, Newyork 117
„ Walter 201, 289
Scribe, Eugen 293
Seelmayer, Gabriel 139
Seligmann, Jesse 112
Sforza, Haus 15, 16
Sieberer in Innsbruck . . 330

Seite

Siegle in Stuttgart 146
Siemens, Brothers 216
„ Werner . 353, 357, 358
Sillery, Marquis de 140
Silvagny, Schriftsteller . . . 15
Simon, Jules 291
St. Simon, Graf v. 216
Smith, Adam 3
„ Donald 118
„ Garrit 88
„ Peter 87
Söderberg, John 320
Solages, Familie 259
Sommerfeld, Felix 196
Sonnstadt, Schriftsteller . . 376
Spielhagen, Friedrich . . . 294
Spindler, W. 344
Spitzeder in München . . . 177
Spontini, Komponist 301
Stanford, Leland 112
Stanley, Henry 278
Stantien & Becker 136
Steenstrand in Liverpool . . 193
Steinmüller in Heidelberg . . 331
Steinway, William . . . 91, 112
Stephenson, Georg . 46, 103, 126
Stewart, A. T. 112
Storch, Schneider 152
Strahl, Arzt 285
Stroußberg, Beth. Henry . . 182
Strutt in England . . . 35, 40
Studebacker in Chicago . . 91
Stulz, Georg 152
Stumm in Neunkirchen . . . 131
Süß, Minister 21
Sutter, Joh. Aug. 99

Taglioni, Fanny 307
„ Therese 307
Talleyrand, Fürst 6

Seite

Tennyson, Dichter 290
Terrys in Newyork 117
Thackeray, Dichter 290
Thérèse, Chansonettensängerin . 308
Thiers, Adolf 124, 291
Thorbecke in Mannheim . . . 143
Thrale in London 137
Thünen, Heinrich v. 233
Tintoretto, Maler 14
Tolstoi, Graf Leo 325
Torlonia in Rom 15
Toynbee, Arnold . . . 264, 315
Trevithick, Erfinder 45
Turbarelli, Grafse 148
Tussaud, Frau 285

Utin in Petersburg 195

Vandeleur, John Scott . . . 231
Vanderbilt, Cornelius . . 96, 284
„ Familie 111
„ Cornelius III. 116, 117
„ Jakob 206
Verdi, Giuseppe, Komp. . . . 301
Ville, Schriftsteller 371
Villemessant, Zeitungsbes. . . 272
Vivian, Erfinder 45

Seite

Vollmar, Sozialdemokrat . . 263
Voß, Ernst 199

Wagner, Richard 301
Wales, Prinz v. 353
Wallner, Franz 295
Walther, John 269
Wolter, Charlotte 307
Wanamaker in Amerika . . . 352
Warwick, Grafen v. 3
Watkin, Edward 360
Watt, James 35
Wedl, Karl 320
Welser in Augsburg 16
Welti-Escher, Frau 320
Westminster, Herzog 3
Wüt, Maria 306
Wise in London 59
Wolff in Berlin 196
Wolsey, Kardinal 4
Wrangel, Feldmarschall . . . 297
Wraxal, Reisender 8
Württemberg, Haus 21
Wyl, W., Schriftsteller . . . 113

Zang, August 273, 281
Zimmermann, Christian . . . 149
Zola, Emile 293

Druck von G. Buchbinder in Neu-Ruppin.

In demselben Verlage erschien:

Fr. Chr. Schlossers

Weltgeschichte

für das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt von

Dr. Oskar Jäger und **Dr. Franz Wolff.**

Original-Volks-Ausgabe.

23. Gesamt-Auflage.

In 19 Bänden eleg. gebunden à 2 M. = 38 M.

Wer kennt nicht den hohen Wert dieses berühmten Lebenswerkes unseres ersten Universalhistorikers, unseres großen **Friedrich Christoph Schlosser**, und wer strebte nicht nach seinem Besitz als nach einer Quelle höchsten Genusses und nutzbringender Belehrung?

Unsere neue Volksausgabe gestattet nunmehr auch dem bescheidensten Hause die Anschaffung desselben, denn

2 Mark für einen Band von 33—45 Bogen gr. Oktav

auf holzfreies Papier

schön gedruckt

in einem eleganten und dauerhaften Originaleinband

ist jährlich ein erstaunlich billiger Preis, den jeder aufzuwenden im stande ist, dem es um seine und der Seinen Bildung zu thun ist.

Neben dieser Volks-Ausgabe

ist auch komplett erschienen

eine vierte, illustrierte Pracht-Ausgabe,

welche in splendider Ausstattung, geschmückt mit

zahlreichen historischen Abbildungen und Karten in Farbendruck,

in 19 hocheleganten **Original-Halbfranzbänden** 102 M. 75 Pf. kostet, aber auch in einzelnen Bänden zu M. 5,25 bezw. M 6,25 oder in 70 broschierten Lieferungen à 1 M. durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Ausführliche illustrierte Prospekte sind gratis zu haben.

Diese vierte, illustrierte Ausgabe — **ein Festgeschenk nobelster Art** — hat wegen ihrer zahlreichen historischen Abbildungen und Karten selbstverständlich einen wesentlich höheren instruktiven Wert wie die prunklose Volksausgabe und mag deshalb dem Bemittelten besonders empfohlen sein; bei ihrer eleganten Ausstattung muß der Preis als ein sehr billiger bezeichnet werden.

Textlich sind beide Ausgaben identisch.

Verlag von **Oswald Seehagen in Berlin SW.,**
Königgrätzerstr. 65.

330.11 Sch 5
Schmidt-Weissenfels.
Geschichte des modernen reich-tums.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0052011453

END OF
TITLE

END OF
REEL

PLEASE
REWIND